Walter Bauke
Berlin.

Italien und Sicilien.

Briefe in die Heimath

von

Paul Hertz.

Zwei Bände.

Erster Band.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1878.

Bibl. Hertziana. Roma.
Kt. —

Fa 230 - 4781

Walter Bauke
Berlin.

Italien und Sicilien.

Briefe in die Heimath

von

Paul Hertz.

Zwei Bände.

Erster Band.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1878.

Fa 230- 4781

Italien und Sicilien.

Inhalt des ersten Bandes.

Von Hamburg nach Florenz.

Seite.

I. Abreise. Kassel. Baden. Flüelen. Das Reußthal. Andermatt. Der St. Gotthardpaß. Airolo. Faido. Das Ticinothal. Bellinzona. Lago Maggiore. Isola Bella. Die Wege nach Italien 3

II. Die Borromeischen Inseln. Genua. Lage. Erste Eindrücke. Der alte Theil der Stadt. Trachten. Die Paläste. Palazzo Brignole Sale. Van Dyck. Palazzo Balbi. Santa Maria di Carignano. San Lorenzo. Santa Annunziata. San Matteo. Montorsoli. Feier des Allerseelentages. Acqua Sola. Fahrt auf dem Meere 12

III. Von Genua nach la Spezia. La Spezia. Lage und Klima. Ausflug nach Porto Venere. Freschi pesci. San Pietro. Die Küste. Der Golf 23

IV. La Spezia als Kriegshafen. Militärisches Treiben. Entwickelung der Stadt. Bauart der Häuser. Aussicht von meinem Zimmer. Die Marmorberge von Carrara. Der Giardino pubblico. Die Gesellschaft im Hôtel. Mein Sprachlehrer. Theater 29

V. Die Umgegend la Spezia's. Vegetation. Die Agaven. Die Landhäuser. Lerici. Carrara. Transport des Marmors. Die Werkstätten. Die Kirchen. Noch einmal Porto Venere. Abschied von la Spezia 35

VI. Pisa. Am Lung' Arno. Santa Maria della Spina. Unwetter. Ein Leichenzug. Anschwellen des Arno. Der Domplatz. Geschichtliche Notizen. Der Dom. Entstehung des toskanisch-romanischen Styles. Das Baptisterium. Der Campanile. Der Campo santo. Die Fresken daselbst: „Triumph des Todes" „Weltgericht" und „Hölle". Das moderne Pisa 44

Seite.

Florenz.

VII. Florenz. Ankunft. Ponte Vecchio. Piazza della Signoria. Palazzo Vecchio. Loggia dei Lanzi. Ajax und Patroklos. Perseus. Die Uffizien. Entstehung der Gallerie. Die Tribuna. Die Antiken 61

VIII. Die Antikensammlung der Uffizien. Mediceische Venus. Apollino. Der Satyr. Die beiden Ringer. Der Messerschleifer. Agrippina. Die Athleten. Dionysos und Ampelos. Portraitbüsten. Alexanderbüste. Die Hunde und der Eber in der Vorhalle. — Ein Bild des Fra Angelico 71

IX. Der Dom (Santa Maria del Fiore). Der Campanile. Das Baptisterium. Die Thüren Andrea Pisano's. Die Thüren Ghiberti's. Der Boboli-Garten. Palazzo Pitti. Weihnachtsfeier in Santa Annunziata 78

X. Wohnung und Lebensweise. Der Korridor zwischen den Uffizien und dem Pitti. Die Handzeichnungen daselbst. Die Gallerieen im Pitti und in den Uffizien. Die Malerbildnisse. Santa Maria Novella und Santa Croce. Giotto. Kunstgeschichtliches über ihn. Eigenthümlichkeiten seiner Schule. Die Madonna dei Rucellai Cimabue's. Die Fresken Domenico Ghirlandajo's in Santa Maria Novella. Treiben auf den Straßen. Die Fioraja's. Die Leichenzüge 89

XI. San Marco. Fra Angelico da Fiesole. Savonarola. Fra Bartolomeo. Frühlingswetter. Die Lage der Stadt. Das Arnothal. San Miniato sul Monte. Piazza di Michelangelo. Die Akademie. Michelangelo's David. Desselben Matthäus . 102

XII. Florenz im Sonnenschein. Die Paläste. Florentiner Mosaikarbeiten. Höflichkeit der Italiener. San Lorenzo. Die Sagrestia nuova. Die Cappella dei Principi. Goethe und Florenz. Adolph Hildebrand. Orsanmichele. Orcagna. Das Museo nationale im Bargello. Giovanni da Bologna. Die Niobiden. Luca della Robbia und seine Nachfolger. Santa Maria del Carmine. Rückblick auf den Aufenthalt in Pisa und Florenz 113

Neapel.

XIII. Abfahrt von Florenz. Livorno. Der „Flavio Gioja". Auf offener See. Der Monte Argentaro. Die Insel Giglio. Civitavecchia. Tanz an Bord. „Meeresstille und glückliche Fahrt". Vor der Tibermündung. Capo Circello. Ankunft in Neapel 133

Seite.

XIV. Neapel. Erster Ausgang. Das Museo nationale. Erster Anblick des Vesuv's. Ausflug nach Camaldoli. Aussicht vom Klostergarten. Capri. An der Mergellina 139

XV. Ausflug nach Pozzuoli. Die Grotta di Posilipo. Veränderung des Bodens. Serapistempel. Amphitheater. Solfatara. — Santa Lucia. Straßenleben. Frutti di mare. Villa Reale Die Chiaja. Am Posilipo. Pompeji 147

XVI. Im Museo nationale. Herkules. Der Farnesische Stier. Saal der Meisterwerke. Venus Kallipygos. Venus von Capua. Agrippina. Aristides. Psyche. Antinous. Die Bronzen. Narziß. Die Wandgemälde aus Pompeji und Herkulaneum. Die Sammlung der Geräthe und Möbel. Die Gemäldegallerie. — Der Lavastrom bei San Sebastiano. Herkulaneum. Geselliges Leben im Hôtel. Die Katakomben. Ausflug nach Sorrento. Noch einmal in Pompeji 157

XVII. Battipaglia. Paestum. Die Ruinen. Der Poseidontempel. Griechische Baukunst. Ein „antikes" Glas. Jens Key. Salerno. Atrani. Ravello. Palazzo Ruffuli. Valle de' Molini. Karneval in Amalfi. Einsegnung der Schiffe. Unterwegs nach Capri. Eine Burraska. Rückkehr nach Amalfi. Zurück in Neapel 167

Rom.

XVIII. Rom. Ankunft. Pantheon. Piazza Colonna. Corso. Piazza del Popolo. Monte Pincio. Santa Maria sopra Minerva. Das alte Rom. Kapitol. Der Tiber. Villa Farnesina. St. Peter. Casa Tarpeia. Die deutschen Institute auf dem Kapitol. Plan für die Besichtigung Roms. Raphaels Grab im Pantheon. Fra Angelico's Grab in Santa Maria sopra Minerva. Museo Capitolino. Der sterbende Fechter. Die Kapitolinische Venus. Antinous. 183

XIX. Topographische und geschichtliche Skizze. St. Peter. San Paolo fuori le mura. Der Monte Testaccio. Die Pyramide des Cestius. Der protestantische Kirchhof. Die Campagna. Gesang der Zöglinge in Santa Trinita dei Monti. Die Antikensammlung des Vatikans. Im deutschen Künstlerverein. Gesellschaft im Hôtel 195

XX. Die antiken Baudenkmäler. Pantheon. Tabularium. Der Palatinische Hügel. Die moderne Straße neben dem Forum. Der Tempel des Antoninus und der Faustina. Die Konstantinsbasilika. Das Forum Romanum. Die via sacra. Die

Seite.

Triumphbögen. Das Kolosseum. Die Ruinen auf dem Palatin. Die Thermen des Titus und des Karakalla. Die Kaiserfora. Allgemeines über die römischen Ruinen. Die Zerstörung des alten Roms. Raphael als Konservator. Das Grab der Scipionen. Frühlingswetter. Geselliges. Das moderne Rom . 206

XXI. Fahrt nach St. Peter und dem Vatikan. Piazza Navona. Engelsbrücke. Engelsburg. Der Platz vor St. Peter. Die Permessi. Das Statuenmuseum. Sala a Croce greca. Juno Barberini. Ceres. Zeus von Otricoli. Hades. Poseidon. Antinous. Sala delle Muse. Sala degli Animali. Cortile di Belvedere. Laokoon. Apollo. Hermes. Die Faustkämpfer. Perseus. Die Sarkophage. Galleria delle Statue. Ariadne. Kandelaber. Eros. Menelaus. Gabinetto delle Maschere. Ganymed. Kauernde Venus. Tänzerin. Aussicht vom Balkon. Atrio del Torso. Museo Chiaramonti. Galleria Lapidaria. Braccio nuovo. Diana. Der Schaber. Der Nil. Sala della Biga. Galleria dei Candelabri. — Spazierfahrt nach Ponte Molle. Villa Mellini. Villa Madama 218

XXII. Altchristliche Kunst. Die Katakomben. Ihre Einrichtung. Geschichtliches. Altchristliche Skulptur. Der Ideenkreis. Die Kunstformen. Die Malerei der altchristlichen und byzantinischen Zeit. Die Mosaiken. Typus der Maria. Ausflug in die Albaner Berge. Ausritt aus Frascati. Tuskulum. Rocca di Papa. Der Albaner See. Der Nemisee. Nemi. Genzano. Albano. — Kaisers Geburtstag. 234

XXIII. Miserere in St Peter. Die Osterfestlichkeiten. Die Künstlermodelle an der Spanischen Treppe. Aussicht vom Lateran. Die Scala sancta. Abendfeier in St. Peter. Charfreitag. Schaustellung in einer Kirche des Borgo. Die römischen Gärten. Englischer und italienischer Gartenstyl. Villa Borghese. Villa Albani. Villa Ludovisi. Im Studio Monteverde's . . . 246

Von Hamburg nach Florenz.

I.

Isola Bella, den 27. October 1874.

Die italienische Postmarke auf dem Umschlage dieses Briefes bringt Dir, schon ehe Du ihn öffnest, die erwünschte Botschaft, daß ich jenseits der Alpen angelangt bin. Inzwischen wirst Du mehrere Postkarten erhalten haben, welche hoffentlich genügten, Dein Mutterherz bis heute zu beruhigen. Nun erst habe ich Zeit und Stimmung, Dir zusammenhängend zu berichten, wie es mir unterwegs ergangen.

Meinem Vorhaben gemäß bin ich am 16ten von Harburg abgereist. Mein treuer B. und Freund S. brachten mich zur Bahn, halfen mir, mich in meinem Coupee einrichten und winkten mir den letzten Abschiedsgruß zu, als der Zug davonfuhr.

Dem Rathe der Aerzte folgend habe ich kurze Tagereisen gemacht. Von Cassel aus besuchte ich Wilhelmshöhe. Das Wetter war so sonnig und still, daß ich mich in dem schönen Park sorglos niedersetzen konnte, wo es mir gefiel. Mit Entzücken sog ich die frische Waldluft ein, lauschte dem Gezwitscher der Vögel und dem leisen Rauschen in den Wipfeln — zum ersten Mal nach langer Krankenhaft!

In Frankfurt rastete ich einen Tag. Ich blieb ruhig in meinem Zimmer, da mich heftiges Zahnweh plagte. Dann fuhr ich nach Baden.

Eigentlich war meine Absicht, direkt nach Basel zu reisen aber das „alte Schloß" winkte gar zu verlockend von seiner Höhe mich mahnend an manche fröhliche Stunde. Gar oft habe ich dort mit meinen Corpsbrüdern gezecht, nach heißer Wanderung durch die Berge oder nach einer flotten Paukerei im jenseitigen Walde. Fürchte nicht, daß ich mich überanstrengte, ein gutmüthiger Esel trug mich sanft hinauf. Wie herrlich ist doch der Blick auf den Schwarzwald und die sauberen Häuser des Städtchens im Vordergrunde! Rührt mich die Schönheit der Natur jetzt mehr, als da ich ein junger Bursche war, hat die Krankheit meine Seele empfänglicher gemacht, oder war es die köstliche, herbstliche Beleuchtung: die Aussicht hat mich nie so entzückt wie dieses Mal.

Ich blieb einen vollen Tag und einen Vormittag in Baden. Dann fuhr ich per Eisenbahn über Basel nach Luzern, von dort mit dem Dampfschiff nach Flüelen. In Basel helles Wetter, in Luzern zweifelhaftes, auf dem Vierwaldstädter See Nebel und Regen. Von der Kajüte aus sah ich mit Kummer, daß die Spitzen der Berge von dichten Wolken umhüllt waren.

Mit sinkender Nacht traf ich in Flüelen ein. Von dort fährt die St. Gotthardpost ab, ich wagte aber nicht, mir sofort einen Platz für den andern Morgen zu belegen. Die Nachrichten lauteten bedenklich. Oben sei schon ziemlich viel Schnee gefallen, hieß es; wenn es, wie jetzt, unten am See regne, so schneie es oben und wenn das bis morgen so fort gehe, so müsse die Strecke über den eigentlichen Kamm im Schlitten zurückgelegt werden. An sich eine verlockende Fahrt — aber was würden wohl meine Herren Doctoren sagen, wenn ich, statt dem Winter aus dem Wege zu gehen, meine Reise mit einer Schlittenparthie in scharfer Gebirgsluft begönne?

Mißmuthig ging ich in's Wirthshaus und aß zu Mittag. Dann studirte ich im „Hendschel" alle möglichen Routen nach Italien. Ich beschloß, einen Tag zu warten, falls das Wetter sich nicht zum Guten wende, nach Luzern zurückzukehren und durch den

Mont Cenis zu fahren. Freilich war das wenig nach meinem Sinn; ich hatte mir einmal in den Kopf gesetzt, über den St. Gotthard nach Italien zu gelangen. Indessen — leichtsinnige Streiche darf ich jetzt nicht machen.

Während ich noch über diese Frage grübelte und das „Wenn" und „Aber" nach allen Seiten erwog, trat ich zufällig an's Fenster. Sah' ich recht? — da funkelt ja eine schneebedeckte, himmelhohe Bergspitze im hellsten Sternenschein! Ich laufe auf die Straße — vorbei ist Nebel und Regen, alle die Riesen von Bergen recken ihre Häupter klar in den Himmel!

Nun war's entschieden, rasch hinüber zur Post und einen Platz belegt. Ich Glückspilz, es war gerade noch ein Coupeeplatz zu haben.

Am andern Morgen große Toilette à la St. Gotthard. Alles Unterzeug doppelt, drei Röcke über einander, einen Shawl bis an die Nase. Gut, daß die Post gegenüber dem Wirthshause lag, in diesem geschwollenen Zustande hätte ich nicht weit gehen können.

Um sieben Uhr Morgens fährt die Post ab. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne glitzerten auf der schneeigen Spitze des Uri-Rothstock, als wir aus Flüelen hinausfuhren. Mein Platz im Coupee war vortrefflich, die Fenster schlossen dicht und ich hatte nach vorn und zur Seite die freieste Aussicht. Neben mir saß eine Frau aus Bern, dick und beängstigend gesund aussehend. Eine resolute Handelsfrau, die nach Mailand unterwegs ist. Sie sah mich mitleidig an, fragte, ob ich krank sei und bestand darauf, daß ich augenblicklich einen Schluck Kirschwasser aus ihrer Flasche nähme, welche sie nebst vielem anderen Proviant in einem Korbe mit sich führte.

Fünf Pferde vor dem Wagen, im gestreckten Trabe, unter lustigem Peitschenknall und Hörnerklang geht es das Reußthal hinauf. Im Thalgrunde freundliche Dörfer und Gärten, das Laub noch überall auf den Bäumen, hier und da sogar noch Weinstöcke;

an den Thalwänden köstlich grüne Matten mit einzelnen sauberen Häusern und Sennhütten; weiter hinauf dunkler Wald, ganz oben schneebedeckte felsige Rücken und Spitzen, von der Morgensonne rosig angehaucht. Wie sich das Thal windet, treten immer neue und größere Berge hervor. Die Schneegrenze liegt zu dieser Jahreszeit schon etwa auf 5000 Fuß, deshalb sind jetzt viele Höhen weiß, welche im Sommer frei sind. Der Anblick des Thales war dadurch nur um so großartiger.

Immer bergauf geht es, Altorf vorbei, wo der Hut Geßlers aufgestellt war, dann durch Amsteg, Wasen und Göschenen. Hier ist der Eingang des großen, im Bau begriffenen Tunnels, ein ganzes Arbeiterdorf hat sich davor gebildet. Mittlerweile ist das Thal enger und enger geworden, allmählig hört die Vegetation auf und mit ihr verschwinden die menschlichen Wohnungen. Felsige Wüste ringsum. An den Seiten des Weges liegt hie und da schon etwas Schnee. Immer wilder wird die Scenerie, auf beiden Seiten thürmen sich himmelhoch die Felsmassen empor, mit senkrechten Wänden, in welche der Weg kunstvoll hineingesprengt ist. Dann und wann kreuzt die Straße die Reuß auf kühn gewölbten Brücken, hoch über dem schäumenden Fluß. An einigen besonders ausgesetzten Stellen ist der Weg zum Schutze gegen Lawinen überwölbt. Endlich scheint das Thal sich ganz zu schließen. Die Scenerie wird geradezu unheimlich, die Felswände hängen drohend über und mit betäubendem Geräusch tobt der Fluß zur Seite des Weges. Man wird ganz still, erdrückt und beängstigt durch die Großartigkeit und Wildheit dieser Natur — Da fährt die Post plötzlich durch einen ziemlich langen Tunnel, durch das berühmte „Urner Loch", und mit einem Schlage ist die Landschaft vollkommen verändert. Es öffnet sich ein weites, sanft geschwungenes Thal mit Wiesen im Grunde, ein Seitenthal der Reuß. Da liegt Andermatt, nächst dem nahen Hospenthal, das höchste deutsche Dorf. Die Wiesen waren mit Schnee bedeckt, ebenso die Bergabhänge — eine friedliche Winterlandschaft.

Das Auge wurde durch die weiten, weißen Flächen fast geblendet, denn die volle Mittagssonne schien darauf.

In Andermatt hält die Post eine halbe Stunde und man bekommt dort ein recht gutes Mittagessen. Ich konnte indeß nichts genießen, denn die gute Frau an meiner Seite hatte mich unterwegs mit Schinken, Eiern, Kuchen und sonst noch allerhand gefüttert. Sie selbst aß sich den ganzen Weg entlang und ich war noch zu schwach, um ihren energischen Aufforderungen zu widerstehen. Ich glaube, sie hätte mir die Dinge mit Gewalt in den Mund geschoben, wenn ich mich geweigert hätte. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, daß mir eigentlich Nichts fehle als gute Kost, und war entschlossen, was an *ihr* sei, zu meiner Herstellung zu thun, mochte ich nun wollen oder nicht.

Nach der Mittagsrast fuhren wir weiter, den Seitenarm der Reuß entlang, immer bergauf. Der Weg windet sich in manchen Krümmungen durch ein trauriges, ödes Hochthal den eigentlichen Rücken des St. Gotthard hinan. Es war gar nicht kalt, in meinem warmen Anzuge litt ich eher etwas unter der Mittagssonne, auch war die Straße selbst von Schnee frei. Dagegen lag an beiden Seiten Alles unter dichter weißer Decke bis hinauf zu den das Thal begrenzenden höchsten Felsen der St. Gotthardgruppe, deren Spitzen aber sind mit *ewigem* Schnee bedeckt. Häufig scheint es dem Auge, als sei die Höhe des Passes erreicht, doch eine Wendung des Thales zeigt den Irrthum. Auch fließt alles Wasser noch entgegen, die Reuß indeß ist ein kleines Rinnsal geworden. Allmählig verschwindet auch dieses hinter den Steinen. Da — endlich — neben der Straße — ein ganz kleiner Strahl Wasser — er fließt nicht mehr entgegen, nein, er geht denselben Weg! Hier ist die Wasserscheide. Wirf ein Stückchen Holz hundert Fuß zurück in jene Quelle, und es treibt in die Nordsee, wirf es zur Seite, und es gelangt in's mittelländische Meer!

Der Paß ist überschritten — noch eine kurze Zeit bleibt der

Charakter der Umgebung unverändert, dann öffnet sich dem trunkenen Blicke ein herrliches, weites, grünes Thal, das Ticinothal.

Der Weg senkt sich in sehr scharfen Windungen hinunter. Da geräth etwas an dem Geschirr der Pferde, deren nur noch zwei sind, in Unordnung. Der Postillon, ein krausköpfiger Italiener, hält an und es dauert ziemlich lange, bis der Schaden reparirt ist.

Inzwischen ist der andere Postwagen weit voraus gekommen, nun gilt es, ihn einzuholen. Wir sausen die Serpentine hinunter, im gestreckten Trabe, ja mitunter im Galopp fährt der Teufelskerl von Postillon um die scharfen Windungen. Reißt die Halskette der Pferde, bricht etwas an der Bremse, so stürzt der Wagen unrettbar in die Tiefe! Es war wirklich haarsträubend, ganz vorn im Wagen sitzend so geradezu auf den Abgrund los zu schießen, bis im letzten Augenblick der Kutscher die Pferde herumriß. Selbst meine resolute Nachbarin gerieth in Angst, sie schrie jedesmal laut auf und klammerte sich an mich an, wenn die kritische Stelle des Weges kam. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, aber mir pochte selbst das Herz.

Indeß — Alles ging gut und um halb vier Uhr waren wir in Airolo. Das ist der erste von Italienern bewohnte Ort. Alle Inschriften an den Häusern sind italienisch, alle Geschäfte werden im Freien oder doch bei offenen Thüren getrieben. Hier waschen die Frauen auf der Straße, dort wird Butter gemacht; Schuster und Schneider arbeiten auf der Schwelle ihres Hauses. Ein Paar Betteljungen kommen herbei, fremdartige, schmutzige kleine Gesellen mit entzückenden Augen. Mitten auf der Landstraße spielt eine Bande Tunnelarbeiter Boccia mit lautem Geschrei und lebhaftem Gesticuliren. Nahe Airolo ist das Südende des Tunnels.

Um halb sieben Uhr erreichten wir Faido, wo ich übernachtete. Meine Reisegefährtin fuhr weiter. Wir schieden unter herzlichem Händedruck, es that ihr augenscheinlich leid, daß sie mich nun nicht länger bemuttern konnte. Gott segne Dich, Du gutes Weib mit den harten Fäusten und dem weichen Herzen!

Im Gasthause zu Faido brachte ich meine ersten italienischen Brocken an den Markt. Mittelst kühner Aneinanderreihung Ollendorff'scher Sätze gelang es mir, alles Nöthige zu sagen. Von dem, was die Leute mir erwiderten, verstand ich aber noch nicht viel.

Am anderen Tage fuhr ich mit einem jungen Ehepaar, einem baierischen Regierungsassessor und seiner Frau, welche ich im Gasthofe kennen gelernt hatte, in einem gemietheten Fuhrwerke das Ticinothal weiter hinunter. Zum ersten Male reiste ich so im Wagen mit hinten aufgebundenen Koffern, um deren Befestigung wir uns, wie in alter Zeit, sorglich kümmern mußten.

Die Fahrt war köstlich, immer bergab, immer nach Süden. Da wuchs wieder Wein, aber in ganz anderer Weise gezogen, wie jenseits der Alpen, da kamen bald Maulbeerbäume, dann Oelbäume in Sicht. Wir fuhren durch eine Menge Ortschaften, überall Glockengeläute, denn es war Sonntag. Ueberall standen die Glockenthürme frei neben der Kirche, mit ihren schlanken Formen sich graziös von dem bergigen Hintergrunde abhebend.

Mit einem Male, als wir nichts Böses ahnend, die Chaussee entlang fahren, schreit man uns von Weitem, von der Bergwand, etwas zu. Der Kutscher erschrickt und springt vom Bocke, meine Reisegefährten ergreift ein panischer Schrecken, sie steigen aus und laufen zurück, sie meinen, es kommen Banditen. Der Kutscher reißt die Pferde herum, springt wieder auf und jagt zurück. Kaum sind wir hundert Schritte weit gekommen, da ertönt ein gewaltiger Knall. — Was war es? An der Seite der Chaussee wurden große Stücke vom Felsen abgesprengt, um Raum für die im Bau begriffene Eisenbahn zu schaffen. Naiver Weise hatten die damit beschäftigten Arbeiter keine Wachen ausgestellt, um Wagen und Fußgänger an der richtigen Stelle aufzuhalten. Sie zogen es vor, aus den geschützten Winkeln heraus, in die sie sich verkrochen, die Leute durch Geschrei zum Umkehren zu bringen, nachdem dieselben ahnungslos in den gefährlichen Bereich gekommen waren.

Der größte Ort im Ticinothale ist Bellinzona. Dort rasteten wir mehrere Stunden. Wir bestiegen ein altes, hoch gelegenes Schloß, von welchem man eine weite Fernsicht über das schöne Thal hat, und schlenderten auf dem Marktplatze umher. Da wimmelte es von Landleuten, die ihr Sonntagsvergnügen in der Stadt suchten. Neugierig betrachteten wir die fremdartigen Gesichter und Trachten, die Waaren und Früchte, neugierig horchten wir auf die weichen italienischen Laute, die uns umschwirrten.

Abends langten wir in Magadino, am Nordende des Lago Maggiore, an. Heute Morgen bin ich von dort mit dem Dampfboot hierher nach Isola Bella gefahren. Die Insel hat mich so entzückt, daß ich mich entschlossen habe, in dem kleinen Wirthshause auf derselben zu übernachten. Vielleicht bleibe ich noch einen ferneren Tag hier, nämlich wenn der Graf Borromeo, dem die ganze Insel gehört, mir erlauben will, mich in seinem herrlichen Garten allein aufzuhalten, um welche Gunst ich ihn morgen früh bitten werde. Man darf sonst nur in Begleitung eines der Angestellten den Garten durchwandern. Wie herrlich sind diese Terrassen, auf denen Myrthen, Palmen und Orangen im Freien wachsen! Ob ich mich hier oder an der Riviera aufhalte, ist für meine Gesundheit einerlei, so lange das Wetter so köstlich bleibt, wie jetzt. Nun ich die Alpen hinter mir habe, kann ich mir Zeit lassen, so viel ich will.

Ich bin ganz glücklich darüber, daß ich nun doch über den St. Gotthard gefahren bin. Nach Allem, was ich davon weiß, giebt es keinen reizvolleren Weg nach Italien. Es ist nicht allein die landschaftliche Schönheit, welche hier in Frage kommt. Italien ist für uns Deutsche das Land jenseits der Alpen. Wollen wir den Wechsel zwischen nordischem und südlichem Klima, den Unterschied zwischen deutschem und welschem Wesen recht erfassen und uns an den merkwürdigen Contrasten erfreuen, so müssen wir quer über die Alpen steigen, dort wo sie hoch sind und eine wirkliche Völkergrenze bilden, nicht aber uns durch den Mont Cenis-Tunnel

seitwärts heimlich in's Land schleichen oder gar die Grenze ganz umgehen, wie auf dem Wege Lyon-Marseille. Und gerade durch die Schweiz muß der Weg führen. Nirgend tritt die Herbigkeit und Sprödigkeit des germanischen Stammes so stark hervor, als bei den Schweizern. Ich habe sie auf früheren Reisen genügend kennen gelernt. Das borstige Wesen der Menschen, der rauhe Dialekt, in welchem nur harte Consonanten zu existiren scheinen, die nordische Natur der mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Berge, alles das bildet den frappantesten Gegensatz zu Italien.

Spät Abend ist es geworden beim Schreiben dieses Briefes. Ich will versuchen, noch einen Schiffer aufzutreiben, der ihn mir nach Stresa oder Pallanza hinüberbringt, damit Du ihn möglichst rasch erhältst. Ich beneide den Mann um die Fahrt auf dem spiegelglatten See und möchte ihn begleiten. Kein Luftzug rührt sich und die Sterne funkeln wie Diamanten. Aber es ist kalt geworden, ich muß vernünftiger Weise zu Hause bleiben.

Wenn Du aus diesem Briefe etwa herausliest, daß mir wohl und zufrieden zu Muthe ist, so liest Du richtig. Ich bin in der allerbesten Reiselaune und freue mich, daß ich nicht länger gezögert habe und unterwegs bin. Die nächsten Nachrichten erhältst Du aus Genua.

II.

Genua, den 30. October 1874.

Zwei volle Tage blieb ich auf Isola Bella. Der Aufenthalt auf der kleinen Insel war entzückend. Nirgend hätte ich mich besser von den Strapazen der Reise erholen können. Eine absolute Ruhe umgab mich, welche höchstens einmal durch den Gesang der Fischer oder das Lachen der Kinder am Strande unterbrochen wurde. Der Graf Borromeo war so freundlich, mir zu gestatten, in seinem herrlichen Parke umher zu schlendern, wo und wie lange ich wollte. Da saß ich denn Stunden lang unter den schönen südlichen Bäumen und blickte über den hellblauen See. Rings umgeben ihn mächtige Berge. Unzählige Städte und Ortschaften mit weiß blinkenden Häusern liegen an ihren Abhängen und spiegeln sich hell in der klaren Fluth. Im Nordosten ragen die Schneehäupter des Simplon ernst und gewaltig empor.

Zweimal am Tage berührte ein Dampfboot die Insel. Einige Fremde kamen an's Land, besahen eilig, von den angestellten Führern getrieben, das Schloß und den Park, und fuhren sofort per Barke nach der Isola Madre oder nach dem Festland weiter. Dann war wieder Alles still — köstlich still und einsam. Nirgend verträumt man so selig den Tag wie auf Isola Bella!

Auch nach der Isola Madre fuhr ich. Sie besteht ganz und gar aus einem Park, der in freieren und natürlicheren Formen an-

gelegt ist als der von Isola Bella. Im Uebrigen brauche ich Dir die Borromeischen Inseln nicht zu schildern, Du kennst sie hinlänglich aus Abbildungen und Beschreibungen. Könnte ich doch zeichnen, oder noch besser malen! Wie viel reizende Motive boten sich bereits — ganz abgesehen von der großen umgebenden Landschaft — am Strande der kleinen Insel dar! Auch das Häusergerümpel mit der Kirche auf dem engen Raum, welcher nicht von dem Park bedeckt ist, müßte ein prächtiges Bild geben. —

Nun bin ich seit zwei Tagen in Genua. Die Lage der Stadt ist äußerst imposant. Mit Recht trägt sie den Namen „la superba“, stolz lagert sie sich in weitem Halbkreis den Berg hinan. Von meinem Zimmer, hoch oben im Hôtel de la Ville, sehe ich unmittelbar auf den geräumigen lebhaften Hafen und darüber hinaus weit über das funkelnde Meer. Die weißen Segel der Schiffe und Böte, welche geschickt zwischen den beiden, den Hafen schützenden Molen aus und einsegeln, heben sich grell von der blauen Wasserfläche ab. Ein großes, reiches Bild! Majestätische Berge und eine unabsehbare Stadt, eine felsige Küste und das unendliche Meer!

Wie wonnig ist das Gefühl im Süden zu sein! Hier zuerst überkommt es mich. Am Lago Maggiore war es wohl warm, aber nur so lange die Sonne schien. Hier dagegen sitze ich bis zum späten Abend mit weit geöffneten Fenstern und am Tage muß ich den Schatten suchen. Hier sehe ich nun auch alle die Figüren lebendig umherlaufen, die uns so oft auf den italienischen Bildern begegnen: die halbnackten Schiffer mit den rothen phrygischen Mützen, die Mönche, die zerlumpten Betteljungen u. s. w.

Genua besitzt manche moderne, breite Straße. Mehr als diese aber zieht mich der alte Theil der Stadt an, ein Gewirre von ganz schmalen, krummen Gassen, welche von auffallend hohen, oft achtstöckigen Häusern begrenzt werden. Diese Gassen sind so enge, einige auch so steil, daß keine Wagen in ihnen fahren können und alle Lasten auf Maulthieren und Eseln hin und her geschleppt wer-

den müssen, ein Anblick, der uns Deutschen fremdartig ist. Alle Handwerke und Geschäfte werden bei offenen Thüren oder ganz auf der Straße betrieben. Der Genuese genirt sich nicht im Mindesten, sich vor den Augen aller Passanten rasiren zu lassen, oder Stiefel anzuprobiren.

Besonders amüsant ist es Abends in diesen engen Straßen, wenn alle Werkstätten, Läden und Kaffeehäuser hell erleuchtet sind. Da man den Himmel gar nicht sieht, glaubt man in einem großen Bazar zu sein. Da schlendert man umher, besieht sich die ausgelegten Waaren in den Schaufenstern und studirt die Menschen. Feine Herren und Damen, Maulthiertreiber, Mönche, Offiziere, halbnackte Lastträger und Matrosen wogen in buntem Gewühl durcheinander. Von den Frauen tragen manche statt der Hüte schwarze Schleier, einige auch weiße, aber diese kleidsame Tracht scheint leider im Aussterben zu sein; die Reicheren tragen sie nicht mehr. Ich habe bis jetzt kein wirklich hübsches Frauengesicht gesehen, dagegen manchen schönen männlichen Kopf. Die Frauen tragen hier ungeheure Chignons, wahre Thürme von falschem Haar, welche alle derartigen bei uns üblichen Anlagen dreifach an Größe übertreffen. Diese Sitte erstreckt sich bis in die untersten Klassen, jedes Hökerweib auf dem Markte, jede Fischfrau trägt eine solche riesige Frisur. Natürlich können diese armen Leute keine aus wirklichem Haar gemachte Chignons bezahlen, Gott mag wissen, woraus diese Zöpfe, Flechten und Locken bestehen. Auch haben sie, wie es scheint, keine Zeit oder keine Lust, sich täglich zu frisiren, die gräuliche Perrücke sitzt ihnen wirr und ungeschickt auf dem Kopfe, und giebt ihnen ein verwahrlostes, gemeines Aussehen.

---

den 31. October.

Charakteristisch für Genua sind die vielen Paläste. Sie sind meistens im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert erbaut, die schönsten von Galeazzo Alessi, welcher von 1512 bis 1572 lebte.

Diese Gebäude zeugen laut von der Macht der ehemaligen Republik und dem Reichthum ihrer Patrizierfamilien. Sie sind fast durchgängig von Marmor erbaut, oder doch mit solchem bekleidet. Da es nicht möglich war, in den engen Straßen durch die Façaden zu wirken, legten die Baumeister den Schwerpunkt auf die Anlage der Treppen und Höfe. Wie gut haben sie verstanden, diese Theile zur Wirkung zu bringen! Grandiosere Treppen giebt es wohl in der Welt nicht; sie bestechen sofort den Eintretenden und sind schon allein hinreichend, den Gebäuden ein überaus vornehmes Ansehen zu geben.

Einige dieser Paläste enthalten werthvolle Gemäldesammlungen. Ich besuchte die Palazzi Brignole-Sale und Balbi. Die in ersterem befindliche Gallerie hat mich außerordentlich entzückt. Ich habe längere Zeit keine Gemäldesammlung von Bedeutung gesehen, vielleicht war deshalb meine Freude so groß. Oder macht mich die weiche Genesungsstimmung so empfänglich? Ich habe mich noch nie so innig in den Anblick der Bilder vertiefen können wie gestern.

Die Sammlung enthält eine Reihe der allerschönsten Portraits von van Dyck, welcher sich längere Zeit hier aufgehalten hat. Sie stellen Mitglieder der Familie Brignole-Sale dar. Wie wunderbar hat van Dyck verstanden, einen Menschen zu portraitiren! Das Unwesentliche läßt er fort, das Wesentliche, Charakteristische weiß er auf das Lebhafteste zum Ausdruck zu bringen. Man ist überzeugt, daß diese Bilder ähnlich waren und wundert sich doch wieder, daß die Leute alle so bedeutend aussahen. Van Dyck hat eben gewußt, das, was an ihnen allgemein gültig war, aufzufassen und wiederzugeben. Man sagt sich: so hat der Betreffende in seinen günstigsten Lebensmomenten ausgesehen, dieser Charakter lag in ihm, wenn er auch vielleicht nur selten in solcher Bedeutung hervortrat.

Dieselbe Gallerie besitzt auch manches schöne italienische Bild, darunter zwei herrliche Guido Reni's, eine Mater dolorosa und einen heiligen Sebastian. Beim Anblick dieser ersten Werke bedeu-

tender einheimischer Meister, welche mich auf italienischem Boden begrüßten, wurde mir freudig und erwartungsvoll zu Muth. So viel herrliches dieser Art soll ich nun sehen und Monate lang mich versenken dürfen in den Anblick des Schönsten, das die Welt besitzt! Es macht mich glücklich, gleich hier, im Anfang meiner Reise, zu empfinden, daß Auge und Herz reif sind, das Schöne zu erkennen und zu genießen.

Im Pallazzo Balbi komte ich weniger zum Genusse gelangen als im Brignole-Sale. Die Bilder hängen größtentheils in schlechtem Lichte; ferner gelang es mir nicht, die Begleitung des herumführenden Dieners abzuschütteln. Ich kann aber nicht mit Ruhe sehen, wenn solch ein fataler Mensch auf mein Weitergehen wartet.

---

den 1. November.

Der November hat begonnen und doch ist es so warm, daß man ohne Ueberzieher im Schatten sitzen kann, in der Sonne würde man es nicht aushalten. Eine köstliche laue Luft weht über das Meer her — könntest Du sie doch mit mir genießen! Bei Euch mag es nun schon recht kalt und frostig sein und der Herbstwind rüttelt auch wohl an Thür und Fenstern.

Heute will ich Dir ein Weniges von den Kirchen erzählen, die ich gesehen. Gleich am ersten Tage besuchte ich Santa Maria di Carignano. Sie ist dadurch sehr interessant, daß sie innen ziemlich genau dem Plane entspricht, welchen Bramante ursprünglich für St. Peter in Rom entworfen hat; die Dimensionen der hiesigen Kirche sind allerdings weit geringer. Sie hat als Grundriß das richtige griechische Kreuz, welches bekanntlich und, wie die Architekten sagen, leider bei St. Peter nicht zur Anwendung gekommen ist. Von dem Dache der hoch gelegenen Kirche hat man eine entzückende Aussicht. Man übersieht die ganze Stadt mit ihren un-

zähligen Kirchen und Palästen, die mächtigen Berge, welche sie umgeben, den Hafen und das schimmernde Meer.

Die Hauptkirche der Stadt, San Lorenzo, auch einfach der Dom genannt, ist ein Gebäude gemischten Styles von nicht gerade imposanter Wirkung. Seltsam berührt die Buntheit der Façade, welche aus wagerechten, abwechselnd weißen und schwarzen Marmorstreifen gebildet ist. Im Innern befindet sich eine berühmte Kapelle, in welcher die Gebeine Johannes des Täufers ruhen. Kreuzfahrer haben diese angeblich von Palästina mitgebracht. Die Kapelle ist mit Statuen geschmückt, theils sind sie von Andrea Sansovino, welcher die Blüthezeit der italienischen Skulptur vor Michelangelo repräsentirt, theils von dem um ein Menschenalter früheren Matteo Civitali. Sodann befinden sich an dem Tabernakel, welches den Sarkophag umgiebt, schöne Reliefs von Guglielmo della Porta, einem Nachfolger Michelangelo's. Da hat man also Werke verschiedener Kunstperioden, wie zum Vergleiche unmittelbar neben einander.

Gleichzeitig mit mir wollte eine englische Familie die Kapelle betreten, aber ein Kirchendiener wies die Damen zurück. Darob große Verwunderung und Entrüstung seitens der Herren, welche weder italienisch noch französisch verstanden. Es gelang mir den Dolmetscher zu machen. Warum durften keine Damen eintreten? Einfach deshalb nicht, weil ein Weib den Tod Johannis verursachte.

Die dritte Kirche, welche ich besuchte, war Santa Annunziata. Die Wölbungen der Decke und der Kuppel ruhen auf marmornen Säulen. Alle Gurtbogen und Rippen der Gewölbe sind vergoldet, alle Flächen zwischen ihnen mit Gemälden ausgefüllt. Ich kannte diese Dekorationsweise bisher nur aus Beschreibungen und Abbildungen und habe mir nie vorstellen können, daß sie hübsch sei. Um so überraschender war der Eindruck. Wundervoll und magisch wirkt das Gold und die bunten Farben der Decke, das Auge hebt sich

staunend zu der Pracht, welche gleichsam die Herrlichkeit des Himmels andeuten soll. Geschickter Weise sind die Säulen und die unteren Wände in den Farben ganz einfach gehalten, um so mehr wirkt die Glorie der Decke. Eine außerordentlich günstige Beleuchtung erhöhte den glänzenden Eindruck, auch muß ich hinzufügen, daß die Vergoldung augenscheinlich erst ganz vor Kurzem erneuert ist.

Eigentlich war es meine Absicht, morgen weiter zu fahren, aber ich bin jetzt entschlossen, einen Tag zu warten. Ich möchte gern noch die Kirche San Matteo sehen, welche vielerlei Skulpturen von Montorsoli, einem Mitarbeiter und Nachahmer Michelangelo's enthält. Ich war heute bereits in der kleinen, versteckt liegenden Kirche, konnte aber des Sonntagsgottesdienstes wegen nicht darin umher gehen. Ich wohnte der Feier bis zu Ende bei. Anfänglich interessirten mich nur die Menschen. Da war ein köstlicher kleiner Krauskopf von Chorknabe, welcher mit einem seltsamen Gemisch von Stolz und Lustigkeit sein Rauchfaß hinter dem Priester schwang. Da war ein ganz alter Schiffer mit schneeweißem Haar, wie man ihn nicht schöner malen kann, geführt von einem lieblichen blonden Mädchen. Da kamen und gingen Leute jeden Standes und jeden Alters, in feinem Anzuge und in schmutziger Arbeitstracht. Wie sie gerade waren, traten sie in die Kirche mit ihren Körben und Säcken auf der Schulter oder mit ihrem Werkzeug in der Hand.

Allmählig fesselte indeß die Predigt, welche inzwischen begonnen hatte, meine Aufmerksamkeit. Sie hatte die Stelle der Bergpredigt zum Text, welcher von der Seligkeit handelt. Der Redner sprach ausgezeichnet deutlich und zu meiner Freude konnte ich fast Alles verstehen. Die Logik der Predigt war nach unseren protestantischen Begriffen höchst sonderbar. Der Redner erläuterte zuerst die Eigenschaft, für welche Christus die Seligkeit verheißt, stützte dann aber die Gewißheit des Eintretens derselben nicht etwa auf Christi Verheißung, sondern auf die Thatsache, daß Dieser oder Jener der betreffenden Eigenschaft wegen selig gesprochen sei. Also zum Beispiel:

„Selig sind die Barmherzigen ꝛc." Barmherzig sein heißt so und so handeln. St. Martin handelte wie eben erläutert und wurde deshalb selig gesprochen. Die Barmherzigkeit führt also faktisch zur Seligkeit. Quod erat demonstrandum.

---

den 2. November.

Ich bereue nicht, noch in Genua geblieben zu sein, es war ein genußreicher Tag!

Zunächst besuchte ich heute Morgen wieder San Matteo. Die kleine Kirche ist ein Familienheiligthum der Doria und birgt zahlreiche Reminiscenzen des alten Geschlechtes. Andrea Doria berief im Jahre 1530 den Bildhauer Montorsoli, welchen ich schon gestern als einen Mitarbeiter des Michelangelo bezeichnete, nach Genua. Dieser schmückte die Kirche mit vielen Skulpturen, nachdem er das Innere in seinem Sinne umgebaut hatte. So entstand ein harmonisches Ganze von der besten Wirkung. Die Statuen und Reliefs sind lebhaft bewegt und doch einfach und edel gehalten. Am schönsten ist wohl die Pietà in der Mitte des Chors, welche Michelangelo's Gruppe in St. Peter nachgeahmt sein soll.

Ich konnte mir Alles mit Muße ansehen, denn ich war ganz allein in der Kirche. Keine Menschenseele ließ sich blicken. Ich nahm mir einen bequemen Stuhl und betrachtete sitzend Eins nach dem Andern.

Als ich ziemlich am Ende war kam eine zierliche Katze zu mir herangeschlichen. Sie blickte mich neugierig an, machte einen gewaltigen Buckel und rieb sich schmeichelnd an meinen Beinen. Als ich sie caressirte, sprang sie mir auf den Schoß, spielte ein wenig mit meiner Uhrkette, legte sich dann möglichst bequem hin und schnurrte äußerst zufrieden in sich hinein. Allmählig wurde das Schnurren leiser, ihre Augen schlossen sich, sie streckte sich noch ein wenig und schlief ein. — Da saß ich nun mit der schlafenden Katze auf dem

Schoße, mutterseelenallein in dem Chor der kleinen Kirche, als wenn ich schon lange dahin gehörte. Und bin doch so wildfremd in Genua!

Wie friedlich und still war Alles um mich her! Die Sonne schien freundlich in die Fenster hinein, umspielte die alten Bilder und Figuren und funkelte auf den goldenen Altarleuchtern. Sinnend und träumend saß ich da in dem alten mit Leder gepolsterten Armstuhl und es kann wohl sein, daß sich auch meine Augen am Ende schlossen. —

Da wurden wir mit einem Male aufgeschreckt. Zwei Jungen kamen schreiend in die Kirche hineingerannt, der eine jagte den andern. Sie liefen mit lautem Gepolter einige Stühle um und verschwanden wieder ebenso rasch wie sie gekommen. Der stille Zauber war nun gebrochen. Die Katze sprang mir erschreckt vom Schoße und aus der Sakristeithür trat ein altes Weib hervor, die Kustodin. Wahrscheinlich hatte auch sie geschlafen und war nun erst durch den Lärm der bösen Buben an ihre Pflichten gemahnt. Ich gab ihr einige Soldi und trollte mich fort.

Nicht weit war ich gegangen, da erlebte ich schon wieder etwas Merkwürdiges. Aus einer unscheinbaren Kirche, deren Namen ich nicht anzugeben vermag, drang schöner Gesang und Orgelspiel. Ich trat also ein. Ein seltsamer Anblick! In der Mitte der Kirche, vor den Chorschranken stand ein Sarg auf einer Bahre, bedeckt mit einem schweren sammtenen, goldgestickten Tuche. Um sie herum hatte man zwölf große Leuchter mit mannshohen Lichtern gestellt. Am Altar fungirte eine Anzahl Priester in großem Ornat und die Chorknaben schwenkten die Rauchgefäße. Dazu ertönte ein monotoner, aber nicht unschöner Gesang und in den Pausen ergreifendes Orgelspiel. In schneidendem Contrast zu diesem tiefernsten feierlichen Vorgang stand nun folgende Scene, die ich nie vergessen werde. Um den Sarg herum saßen und hockten Hunderte von Kindern, auf dem Fußboden, auf den Chorschranken und zwischen

den kleinen Säulen der letzteren, Kinder jeden Alters und Standes. Jedes hatte einen Wachsstock oder ein Licht in der Hand. Die Kleinsten betrachteten voll Entzücken ihre brennenden Stümpfchen, die etwas Größeren suchten sie sich gegenseitig auszublasen, die Vernünftigen machten ernsthafte Gesichter und schienen auf den feierlichen Gesang zu horchen. Diese harmlosen Kinderscenen unmittelbar neben dem Sarge, das gänzliche Ignoriren der Situation seitens der Kleinen, dazu wiederum der ernste Kirchengesang — es war ein Eindruck, dessen Reiz ich nicht beschreiben kann. Soll man das italienische Volk nicht um diese Naivetät beneiden? Und nun hättest Du diese reizenden Kindergesichter sehen sollen! Ein Maler hätte, einfach die Wirklichkeit copirend, eine ganze Reihe der dankbarsten Motive gefunden; Oscar Pletsch wäre in Entzücken gerathen.

Zur Erklärung des eben geschilderten Vorganges weiß ich nur mitzutheilen, daß heute „Allerseelentag" ist. Das Anstecken von Lichtern zu Ehren der Verstorbenen ist auch in Süddeutschland Gebrauch, aber eine derartige Scene habe ich dort nie gesehen.

Weiter schlendernd gelangte ich nach der Acqua Sola, dem herrlich gelegenen öffentlichen Garten der Stadt. Da saß ich Stunden lang und betrachtete mir die feine Welt, die in den Alleen auf und ab wandelte. Dann aber stieg ich hinunter zum Hafen, nahm mir ein Boot und ließ mich weit in die See hinausrudern. Nach beiden Seiten konnte ich die Küste, die sogenannte Riviera, viele Meilen entlang sehen. Schöngeformte, röthlich angehauchte Vorgebirge, deren Linien sich malerisch schneiden und decken, senken sich in die blaue Fluth hinunter bis die letzten sich in sommerlichen Dunst verlieren.

Nicht wahr ich durfte zu Anfang schreiben: heute war ein genußreicher Tag!

Morgen fahre ich nun nach la Spezia. Von dort wird es wohl nicht viel zu berichten geben. Eigentlich graut mir ein wenig vor dem wochenlangen Aufenthalt in der kleinen Stadt. Ich denke

es mir dort ziemlich langweilig und bin noch hier wieder mit mir zu Rathe gegangen, ob ich nicht lieber nach Nizza, Mentone oder San Remo gehen soll. Aber ich bin doch bei meiner ursprünglichen Absicht geblieben. Der entscheidende Grund für mich ist der, daß in la Spezia wirkliches Italienisch gesprochen wird, in den oben genannten Orten aber nur ein schlechtes, halb französisches Patois. Soll ich einmal längere Zeit an der Riviera zubringen, so will ich sie wenigstens benutzen, möglichst gut die Landessprache zu lernen. Ferner werde ich in la Spezia besser als in den viel besuchten Kurorten Zeit haben, noch Manches zu lesen und zu lernen, was mir für die fernere Reise von Wichtigkeit ist. Also, es bleibt bei la Spezia.

III.

La Spezia, den 4. November 1874.

Nun bin ich an meinem vorläufigen Bestimmungsorte angelangt.

Die Eisenbahn fährt von Genua bis la Spezia fast immer hart an der Meeresküste entlang. Die Vorgebirge durchschneidet sie mittelst unzähliger Tunnel. In den letzten zwei Stunden waren wir weit mehr innerhalb der Berge als außerhalb. Eine theure Bahn! Die Felsen der Riviera levante fallen nackt und steil in die See und es ist den Ingenieuren nicht möglich gewesen, einen andern Weg zu finden. Etwas mehr landeinwärts wäre man freilich weit billiger davon gekommen, aber Cavour bestand — wie man mir sagte — seiner Zeit darauf, daß die Bahn unmittelbar an der Küste hingeführt werde.

Kommt man aus den Tunneln heraus für kurze Zeit an's Tageslicht, so ist der Anblick des blauen Meeres und der sonnigen Felsen um so entzückender. Im Ganzen greift indeß der beständige Wechsel zwischen Tag und Nacht, zwischen Oberwelt und Unterwelt, verbunden mit dem betäubenden Gerassel des Zuges in den engen Tunneln die Nerven stark an. Ein zweites Mal würde ich diese Reise lieber zur See machen.

Die Lage la Spezia's ist überaus schön, das Klima so milde, daß Citronen, Apfelsinen und sogar Palmen im Freien gedeihen.

Die Stadt selbst macht einen freundlichen Eindruck. Es wird sich hier schon eine Weile ganz angenehm leben lassen.

Ich wohne in der „Croce di Malta". Die innere Einrichtung des Gasthofes entspricht zwar nicht dem anspruchsvollen Aeußeren, aber sie reicht für meine Bedürfnisse aus. Mein Zimmer liegt im ersten Stock geradeaus nach Süden mit freier Aussicht auf das Meer. Unter meinen Fenstern stehen riesige, mit rothen Blumen überdeckte Oleander und blühende Rosenstöcke. Der Blumenduft mischt sich mit der frischen Seeluft, die mir den ganzen Tag in's Zimmer strömt. Da muß man doch gesund werden!

---

den 12. November.

Ueber acht Tage bin ich schon in la Spezia, und Du magst neugierig sein, zu erfahren, wie das Nest aussieht. So will ich denn versuchen, Dir ein Bild der Stadt zu entwerfen. Ihre geographische Lage kann ich am besten von Porto Venere aus beschreiben, deshalb schildere ich Dir zunächst meinen gestrigen Ausflug dorthin. Begleite mich in Gedanken, es ist eine Freude!

In einem leichten Wägelchen fuhr ich Morgens aus la Spezia. Die Chaussee führt am rechten Ufer des Golfes entlang, sie folgt in manchen Windungen den einzelnen Buchten, meistens hoch über dem Wasserspiegel sich hinziehend. An den Seiten des Weges Olivengärten, Weinberge, Feigenbäume und kahle, gelbe Steinbrüche. Zwischendurch reizende Aussichten auf den Golf und Rückblicke auf die Stadt. Die Dörfer am Wege haben hohe, schmutzige, dunkle Häuser, gänzlich von Stein erbaut. Ein solches Gebäude ist das gerade Gegentheil unseres niedersächsischen Bauernhauses, doch davon ein ander Mal.

Nach etwa zweistündiger Fahrt, bei einer neuen Krümmung des Weges, zeigt der Vetturino mit der Peitsche auf einen Haufen verfallener Häuser; „ecco Porto Venere".

Der Eingang in den kleinen Ort wird durch einen trotzigen romanischen Thurm versperrt. Der Wagen muß vor dem Thore bleiben, er kann den engen Durchgang nicht passiren. Gleich links hinter dem Thurm liegt die einzige Herberge des Ort, ein räucheriges, dunkles Gebäude, dessen Anblick meine Frühstückserwartungen auf ein Minimum herabstimmte. Durch einen unsäglich schmierigen, halbdunklen Parterreraum, welcher als Wirthsstube und Bäckerladen zugleich diente und durch eine Küche im zweiten Stock wand ich mich zu einem lichteren Raume empor, der für „feine" Gäste bestimmt war. Im Schwarzwalde würde man ein solches Zimmer das „Herreschtüble" nennen.

Ich bestelle mir „freschi pesci", frische Fische, und nach kurzer Zeit setzte mir die schwarzäugige Wirthin eine dampfende Schüssel auf den Tisch: lauter kleine appetitliche Seefische, daneben auch allerhand molluskenartige Thiere von nie gesehener Gestalt, „frutti di mare", alles in Oel gebacken. Dazu guter kühler Wein — ein köstliches Frühstück! Ein Monstrum auf dem Teller, zu dessen Verspeisung ich mich nicht hatte entschließen können, erwies sich bei näherer Nachforschung als der Kopf eines Dintenfisches, jenes unheimlichen Thieres, aus welchem die Sepia gewonnen wird.

Als Curiosität sei erwähnt, daß an den Wänden des Zimmers Steindrucke, Scenen aus dem Tell, hingen. Die Geschichte Tell's und der Name Schiller's waren indessen den Wirthsleuten nicht bekannt.

Nach dem Frühstück schlenderte ich die enge Hauptstraße des Ortes entlang. In den Thüren spinnende Weiber mit brauner Haut und funkelnden Augen, auf der Straße ein wirres Durcheinander von spielenden und essenden Kindern. Neugierig sahen sie dem fremden Manne nach. Wäre ich doch im Stande, solche Gruppen zu zeichnen!

Jenseits des Ortes erreicht man eine kleine, offene Piazza, links vom Golf, rechts von den Mauern eines alten Forts begrenzt,

ein sonniges, freundliches Plätzchen mit einigen Bänken, auf welchen zerlumpte Kerle liegen. Gegenüber ein mäßig hoher Felsen, dessen Spitze eine höchst malerische Kirchenruine krönt. Es ist San Pietro, romanischen Styles, wohl aus dem zwölften Jahrhundert.

Langsam stieg ich den kurzen Weg hinan. Mehrmals setzte ich mich nieder, um mich der schönen Rückblicke auf den Golf und Porto Venere zu freuen, nicht ahnend, was bevorstand. Noch einige Schritte und die Höhe war erreicht. — O wundervoller Anblick, völlig unerwartet, überwältigend! Jenseits, unmittelbar vor den trunkenen Augen liegt das offene Meer, blaufunkelnd, grenzenlos, ewig! —

Nun erkannte ich erst, daß Porto Venere auf einer schmalen Landzunge liegt, welche den Golf von dem Meere scheidet. Die äußerste Spitze derselben ist der Felsen, auf welchem San Pietro gebaut ist.

Hinter der Kirche befindet sich ein kleiner, durch eine Brüstung geschützter Felsenvorsprung. Von dort blickt man senkrecht hinab auf die brandenden Wogen. Tosend stürzen sie sich in die Spalten des Felsens und über die davor liegenden riesigen Trümmersteine, als weiße Schaummassen strömen sie wieder zurück. Von dort sieht man auch viele Meilen weit die Küste entlang. Ueberall fallen die Felsen senkrecht in's Meer, an manchen Stellen haben die Wellen sogar den Fuß unterwühlt und Grotten gebildet. Der Stein ist schön geschichtet, marmorartig, hellgelb; die Farbe contrastirt auf's Glänzendste mit der blauen Fluth. Irgendwo an dieser Küste zu landen ist undenkbar, da ist nicht ein Fuß breit Strand, da ist auch für den geübtesten Kletterer keine Möglichkeit, die steile Wand vom Meere aus zu erklimmen, da ist kein Baum, kein Strauch, — Nichts als Fels und Meer!

Und nun wendet sich das Auge unwillkührlich zurück nach dem Golf — welcher Gegensatz! Wie ein herrlicher Landsee liegt er da, dem Lago Maggiore sehr ähnlich. In weichen Formen umschließen

ihn hohe, fruchtbare Berge, bis oben hin bedeckt mit Städten, Dörfern und einzelnen Häusern, ein Bild des Segens und Friedens! Und diese beiden großartigen, gänzlich verschiedenen Bilder, das Meer und den Golf, kann man von derselben Stelle aus bewundern; eine Wendung des Kopfes genügt. Dazu die ehrwürdige, alte Kirchenruine, die Durchblicke durch ihre malerischen Bögen — wo giebt es etwas Gleiches in der Welt?

Es heißt, die Kirche sei auf den Fundamenten eines alten Venustempels erbaut. Ich will es gern glauben. Kein Ort konnte sich mehr zu einem Heiligthum der Venus eignen, als dieser umbrandete Fels zwischen Meer und Golf. Wohl mag hier der Schiffer bei der Ausfahrt die Hände erhoben haben, die schaumentsprossene Göttin um glückliche Fahrt anflehend, wohl mag er gejauchzt haben, wenn ihm bei der Heimkehr der Tempel sichtbar wurde, ein weithin leuchtendes Zeichen des sicheren Hafens.

Es ist heute wie damals. Ein Schiff, welches San Pietro passirt hat, ist im Schutz vor den Wellen des Meeres, denn dem Vorgebirge gegenüber liegt die Insel Palmaria, ein hoher, steiler, aus dem Meere aufragender Berg, nur eine schmale Einfahrt in den Golf lassend. Sieh', da kommt gerade eine Fischerflotte angesegelt. Wie gerufen! Eine frische westliche Brise schwellt die graziösen Lateinersegel. Wie die Barken dahin schießen, wie sie auf und ab tanzen auf dem bewegten Meere! Sie passiren San Pietro — vorbei ist der Kampf. Im ruhigen Wasser gleiten sie leicht und stetig dahin, der leisesten Regung des Steuers gehorchend.

Der Golf ist ein vorzüglicher Hafen, das lehrt einen in Porto Venere der Augenschein. Nun — ganz am Ende dieses Golfes liegt la Spezia, wie Kiel an seinem Meerbusen, und damit Du dies gut begreifen solltest, habe ich Dich nach Porto Venere geschleppt und dort drei ganze Briefbogen hindurch festgehalten. Verzeihe mir, mein nächster Brief soll enthalten, was ich im Eingange dieses versprach, er soll Dir la Spezia selbst schildern. Wer kann sich

auch so rasch von Porto Venere trennen! Und dabei hast Du nicht einmal die köstliche Bootfahrt mitgemacht. Wollten wir erst zusammen die wunderbaren Meeresgrotten besuchen und alle die geheimnißvolle Herrlichkeit dort schauen, dann würde es späte Nacht, ehe wir uns trennten. Und doch läutet schon die Glocke zur Table d'hôte und ich habe einen wahren Wolfshunger. Darüber freust Du Dich und verzeihst mir, wenn ich abbreche, nicht wahr?

Lebe wohl denn für heute.

IV.

La Spezia, den 24. November 1874.

In meinem vorigen Briefe habe ich es glücklich so weit gebracht, Dir mitzutheilen, daß la Spezia ganz am Ende des langen, nach ihm benannten Golfes liegt, was Du wahrscheinlich ohnehin längst wußtest. Nun kann ich mich also beruhigt an die Beschreibung der Stadt selbst machen.

Während an beiden Seiten des Golfes die Berge direct in die See fallen, treten sie am Ende desselben etwas vom Wasser zurück. Das flache Vorland zwischen den Bergen und dem Golf ist ohne Zweifel ein Flußdelta. Zwar ergießt sich jetzt hier nur ein unbedeutender Bach in die See, aber die Bergformationen lassen deutlich mehrere ausgetrocknete Flußbette erkennen, welche Wasser enthalten haben werden, als die Apenninen noch bewaldet waren. Auf diesem Delta, vollkommen horizontal, liegt la Spezia, eine durchaus moderne Stadt. Den Römern war der Golf als ausgezeichneter Hafen unter dem Namen portus Lunae wohl bekannt, aber das alte Luna lag nicht auf dem Delta, sondern weiter östlich, in der Nähe des jetzigen Sarzana. Es sind dort noch Spuren der alten Stadt vorhanden.

Der Golf von la Spezia dient Italien neben Venedig und Neapel als Haupt-Marinestation. Die größten Schiffe können ungefährdet einlaufen, und finden, durch die umliegenden Berge geschützt,

den sichersten Ankergrund. Am Ufer befinden sich großartige Arsenalbauten, welche noch bedeutend erweitert werden sollen.

Der Charakter der Stadt wird durch diese Verhältnisse bedingt. Draußen, auf dem Golf, liegen stets vier bis fünf große Kriegsschiffe vor ihren Ankern. Zwischen ihnen und dem Lande, besonders dem Arsenal, findet ein beständiger reger Verkehr statt. Ruder- und Segelböte, Dampfbarkassen und Proviantschiffe fahren hin und her. Man hat immer etwas zu sehen. Mitunter wird — zur Uebung der Mannschaft — eine Landung unternommen. Einige hundert Matrosen, mit Flinten und Messern bewaffnet, werden sammt einigen kleinen tragbaren Kanonen in einem Ponton durch Ruderböte an die Küste geschleppt. Sie landen mit einem fröhlichen Trompetengeschmetter, ziehen ihre Kanonen an's Ufer und marschiren landeinwärts. Bald darauf hört man sie irgend ein imaginäres Negerdorf im Innern bombardiren. Nach einigen Stunden kommen sie wieder anmarschirt, immer mit ihren Trompeten, und schiffen sich nebst ihren Kanonen wieder ein. Offiziere sowohl als Mannschaften sind schmucke, gewandte Kerle, es ist eine Freude, ihnen zuzusehen. Besonders fröhlich klingen ihre Trompeten, welche sie mehr rythmisch als melodisch gebrauchen. Mitunter schießen sie auch mit schweren Geschützen von den Schiffen aus. Mächtig hallt es dann von den Bergen wieder, und man kann mit einem Fernglas verfolgen, wie die Kugeln mehrmals auf's Wasser schlagen und weiter fliegen, bis sie schließlich versinken.

Natürlich wimmelt es auch in der Stadt von Marinemannschaften, Offizieren und Arsenalbeamten aller Art, besonders Abends um sieben Uhr, wenn die Musikkapelle auf der kleinen Piazza del teatro concertirt. Dann ist es gedrängt voll auf dem Platze selbst und in den benachbarten Straßen. Um acht Uhr schließt ein Wachtschuß von einem der Kriegsschiffe, der alle Fenster klirren macht, dies rege militairische Leben.

Als Hafen für Kauffahrteischiffe scheint la Spezia nicht von

Bedeutung zu sein, es kommen wenig größere Schiffe. Häufiger laufen kleinere Lastfahrzeuge von Genua und Livorno ein. Sie führen alle schön geschnittene Lateinersegel und kreuzen vorzüglich gegen den Wind.

La Spezia macht den Eindruck einer sich rasch entwickelnden Stadt, doch hat der Aufschwung erst vor Kurzem begonnen. Erst seit der Einigung Italiens hat die Marinestation die jetzige Bedeutung gewonnen und den Impuls zur Vergrößerung der Stadt gegeben. Man sieht manches stattliche Haus mit Arkadengängen entstehen. Bei diesen Neubauten macht sich eine auffallende Prachtliebe geltend. Wer es bezahlen kann, schmückt seine Façade mit Marmor, manchmal im krassen Mißverhältniß zu der dürftigen inneren Einrichtung; wer sich diesen Luxus nicht erlauben kann, stellt durch Kalkbewurf eine glatte Wand her und *malt* dann die ganze Façade darauf, je pomphafter, desto besser. Man sieht die scherzhaftesten Sachen in diesem Genre: die stolzesten Architekturen, Fenster mit halb geöffneten Läden, Balkons von Karyatiden getragen, ja sogar mit Herren und Damen darauf — alles auf die flache Wand gemalt. La Spezia ist eine Stadt von 17000 Einwohnern. Vergleiche ich ihr Aussehen mit dem mancher modernen deutschen Stadt gleicher Größe, so fällt das Urtheil entschieden zu Gunsten la Spezia's aus, denn trotz der geschilderten Wunderlichkeiten machen die Häuser einen stattlichen und weiträumigen Eindruck. Eine solche Maurergesellenarchitektur, wie sie in unseren kleinen Städten an der Tagesordnung ist, würde hier verlacht.

Mein Hôtel, Croce di Malta, liegt ganz am Rande der Stadt an der Seeseite. Von meinem Fenster aus sehe ich direct auf den Golf, auf die ankernden Kriegsschiffe und darüber hinaus auf das offene Meer. Ich sehe ferner die schönen Berge entlang, welche beide Seiten des Golfes umsäumen. Zur Linken erhebt sich in der Ferne ein mächtiger, zackiger Gebirgsrücken hoch über die weich geformten Berge des Vordergrundes. Das ist das Marmorgebirge von Car-

rara, dessen Anblick den Reiz der ohnehin so reichen Landschaft noch wesentlich erhöht. In schönen Formen, zackig, absolut nackt, ragen die Felsen steil empor, wie die Spitzen der Schweizer Hochalpen. Abends bei sinkender Sonne erglühen die Felsen in rosigem Lichte, während es unten am Golf schon dämmert. Sind nun gar, wie vorige Woche einige Tage lang, ihre Spitzen mit Schnee bedeckt, so entstehen beim Sonnenuntergang Lichterscheinungen, welche jeder Beschreibung spotten und an Schönheit von keinem Alpenglühen übertroffen werden können. — Male Dir das Bild aus, das ich täglich vor Augen habe und preise mich glücklich!

Das Hôtel liegt etwa hundert Schritte vom Strande. Dazwischen ein unbebauter, ziemlich wüster Platz, rechts von diesem ein neues großes Haus, links die Fundamente eines Bankgebäudes. Die betreffende Bank ist fallit und die starken Kellerwölbungen, welche die Schatzkammer bilden sollten, stehen nun unvollendet da, Ruinen, Zeichen der Gründungszeit. Gottlob ist die Bank so frühzeitig fallit geworden, resp. der Bau so früh unterbrochen, daß die Aussicht durch denselben nicht gestört wird, und das ist wichtig, denn er liegt gerade zwischen meinem Zimmer und den Marmorbergen.

Gehe ich vom Hôtel aus rechts, so komme ich unmittelbar in den Giardino pubblico, den öffentlichen Garten, welcher zwischen der Stadt und dem Meere liegt. Vielerlei südliche Bäume wachsen in diesem freundlichen kleinen Stadtpark, selbst Palmen. Fast Alles ist dort noch vollständig grün, nur wenige Bäume haben gelbes Laub oder verlieren schon ihre Blätter. Da sitze ich denn manche Stunde auf einer Lieblingsbank neben einem kleinen Springbrunnen und genieße die weiche Luft, die über die See herstreicht. Manchmal lese ich, manchmal spiele ich mit den Kindern, die sich dort umhertreiben, manchmal thue ich gar nichts — und brate nur so langsam in der Sonne weg. Abends wimmelt es leider von großen Mücken, einer Art Mosquitos. Die fatalen Thiere kommen auch in

mein Zimmer. Hände und Gesicht sind mir häufig von ihren Stichen ganz geschwollen, obgleich mein Bett von einem Mosquitonetz umgeben ist.

Die Gesellschaft im Hôtel besteht fast nur aus Engländern. Einige darunter haben sich mir als liebenswürdige Seelen erwiesen, die meisten indessen bieten nur Stoff zum Moquiren. Es sind englische Damen da mit so wahnsinnigen Kostümen, daß ich mich wohl hüten werde, mit ihnen in der Stadt umher zu gehen. Abends, nach dem Pranzo (Diner), begeben sich die meisten Gäste in einen kleinen gemeinschaftlichen Salon; dort kann man dann allerhand Studien machen. Gestern Abend behauptete ein blonder Sohn Albions, ein höchst verständig aussehender Mann, Rom sei die langweiligste Stadt, die er kenne, „I did the sight seeing in nine days, and was then quite disgusted with the place!“ Nun, jeder nach seinem Geschmack!

Da lobe ich mir als Gesellschafter meinen Sprachlehrer. Merkwürdig an diesem Sprachlehrer ist zunächst, daß er durchaus keine andere Zunge redet als seine Muttersprache, das Italienische. Er ist ein prete, ein Priester, und trägt einen schwarzen Hut mit enormer Krämpe, von drei Seiten durch Schnüre nach oben umgebogen. Unter dem langen Rocke sehen zwei dürre Beine in schwarz seidenen Strümpfen hervor, an den Füßen trägt er saubere Schuhe mit silbernen Schnallen. Der anfangs sehr schüchterne Mann ist mit der Zeit zutraulich und mittheilsam geworden. Er kommt jeden Tag, die Lektion besteht in lautem Lesen und Konversiren. Von einem eigentlichen Unterricht kann freilich nicht die Rede sein, da ich noch zu wenig Italienisch kenne, um die Regeln ohne Vermittelung einer anderen Sprache sicher zu verstehen, aber ich gewinne doch wenigstens eine richtige Aussprache, und vor Allem geben mir diese Stunden Gelegenheit, das aus dem Ollendorff Gelernte ohne Scham an den Mann zu bringen und zu üben. Manchmal halten wir unsere Uebung im Spazierengehen ab, nach Art der

Peripatetiker. Natürlich erfahre ich durch diese Unterhaltungen Mancherlei über Land und Leute, und schon deshalb sind mir diese Stunden von Werth.

Mitunter besuche ich, auch wesentlich des Sprachstudiums wegen, das Theater, ein kleines freundliches Haus, dessen Parterre stets von Seeleuten gefüllt ist. Die Schauspieler der kleinen Truppe machen ihre Sache überraschend gut. Sie haben merkwürdig lebendige und dabei graziöse Gesten; in ihrem lebhaften und doch nicht übertriebenen Spiel, in der feinen Nachahmung des wirklichen Lebens ähneln sie sehr den Franzosen, und ebenso wie diese verfallen sie meistens in ein tönendes Pathos, so wie es sich um etwas Tragisches handelt. Sie mögen durch ihre Sprache mehr zum pathetischen Reden verführt werden als die Deutschen; es klingt herrlich, wenn so ein Held mit sonorem Organ die wohllautenden italienischen Verse recitirt. Augenscheinlich wird auch das Publikum durch die Musik der Worte berauscht. Je tönender und lauter Einer deklamirt, desto stärker der Beifall.

Ich schreibe dieses einäugig. Seit einigen Tagen muß ich das eine Auge einer Entzündung wegen verbunden tragen, sehr zu meinem Mißvergnügen. Ein Auge thut's hier nicht, hätte man lieber vier!

V.

La Spezia, den 28. November 1874.

Seit einigen Tagen ist es ziemlich kalt, so daß ich genöthigt bin, Feuer im Kamin anzünden zu lassen. Es sitzt sich recht behaglich an dem lodernden Feuer, ich fühle mich berechtigt zu Hause zu bleiben, und lese nach Herzenslust. Für einige Tage eine angenehme Abwechselung. Es wird schon wieder wärmer werden.

Ich bin nun etwa vier Wochen hier und Du kannst denken, daß ich die Umgegend la Spezia's nach allen Richtungen durchstreift habe, zu Fuß, zu Wagen und im Segelboot.

Schon die allernächste Umgegend der Stadt bietet reizende Ausflüge. Wendet man sich von der See ab dem Lande zu, so gelangt man ringsum bald in die Berge. Größere und kleinere Thäler öffnen sich gegen den Golf und bequeme Wege führen in ihnen aufwärts. Schwieriger ist es, rechts oder links die Thalwände hinauf zu gelangen. Bis auf den obersten, meist unfruchtbaren und felsigen Rücken sind sie überall urbar gemacht und bepflanzt. Mit vieler Mühe sind häufig an den steilen Abhängen durch Absprengen des Felsens und Errichtung von Stützmauern kleine Gartenplateau's geschaffen. Hauptsächlich Oliven und Wein werden gezogen, der letztere wächst indeß nicht an Stöcken, wie bei uns, sondern in sogenannten „Pergola's". Von dem überall umherliegenden Gestein werden rohe Pfeiler aufgebaut und durch Latten und Zweige mit einander verbunden. An dieser Bedachung rankt sich dann der Wein hin, lange Laubgänge bildend. Eine so angelegte „Vigna" prä-

sentirt sich weit malerischer als unsere heimischen Weinberge mit ihren kleinen, regelmäßig gepflanzten Stöcken.

Die Eigenthümer hegen ihre Besitzungen mit Mauern ein und sperren die hinaufführenden Wege schon unten durch Thore ab. Es gehört einige Ortskenntniß, respektive Dreistigkeit dazu, durch diese Hindernisse hindurch seinen Weg nach dem unbebauten obersten Rücken des Berges zu finden. Aber wie belohnt sich ein solcher Weg! Oben kann man oft weite Strecken auf dem Kamm entlang gehen, vor sich die schneebedeckte Centralkette der Apenninen, an beiden Seiten fruchtbare Thäler. Wendet man sich aber zurück, dann fällt der Blick auf die weit ausgebreitete Stadt im Vordergrunde, auf den blauen Golf mit seinen mächtigen Bergen, und zwischen ihnen hindurch auf das offene Meer, ein weites, weites Panorama! Je höher man steigt, desto umfassender und großartiger wird natürlich der Rückblick und gar häufig ist es mir schwer geworden, umzukehren und der Vernunft Folge zu leisten, die mir sagt, daß ich jetzt keine hohen Berge ersteigen darf. —

Bemerkenswerth ist auch die Vegetation auf diesen Bergrücken. Mich interessiren besonders die knorrigen Pinien, welche mit ihren dachartigen Kronen das niedrige Gestrüpp weit überragen, sodann die Agaven. Es ist etwas Eigenes um diese Pflanze. Direkt aus dem Felsen wächst sie heraus, und dem entsprechen ihre Formen, die mehr architektonisch als vegetabilisch sind. Sie ist der zur Pflanze gewordene Stein, man kann sagen eine Steinblüthe. Das fühlen unsere nordischen Gärtner instinktiv, deshalb setzen sie die Agaven auf die steinernen Terrassen und Treppenabsätze. Hier zu Lande wird sie häufig oben auf die Gartenmauern gepflanzt, wo sie mit ihren Stacheln eine unübersteigliche Schutzwehr bildet. Die Agave ist an solcher Stelle als eine wahre Mauerkrone recht eigentlich an ihrem Platze.

Dörfer in unserm Sinne giebt es hier nicht. Die Häuser liegen verstreut an den Bergen, jedes in seinem Territorium, in-

mitten der Oelbäume und Weinstöcke. Dies giebt den Bergen ein freundliches, ja reiches Ansehen. Von Weitem machen auch die einzelnen, gewöhnlich weiß oder roth getünchten Häuser einen wohnlichen und wohlhabenden Eindruck. Nahe hinzugekommen sieht man freilich, daß die meisten verfallen und ärmlich sind. In wenigen Fällen ist der Bewohner des Hauses, resp. der Bebauer des Gartens auch Eigenthümer des Terrains. Fast überall sind es Pächter, welche indeß dem Eigenthümer nicht eine bestimmte Pachtsumme zahlen, wie bei uns, sondern ihm die Hälfte des Ertrages in natura abgeben müssen. Es ist dies gewiß ein gutes Prinzip, aber wie der Eigenthümer es anfängt, den Ertrag zu kontrolliren, weiß ich nicht zu sagen.

Einzelne Häuser trifft man, welche derartig verfallen sind, daß man sie nicht für menschliche Wohnungen halten würde, wenn man sich nicht durch den Augenschein überzeugte, daß sie es in der That sind: es gilt dies auch von manchem Hause in den kleinen Landstädten. Man sieht wahre Räuberhöhlen, wie sie nur die Phantasie ersinnen mag. Und gerade diese ganz armen Wohnungen fesseln das Auge unwiderstehlich, während es sich bei uns von den Behausungen solcher Aermsten gern abwendet. Worin liegt der Unterschied?

Zunächst darin, daß man hier nicht, wie bei uns, aus dem Zustand des Hauses einen unmittelbaren Rückschluß auf das Wohlbefinden des Bewohners macht. Bei uns ist die Wohnung eine Grundbedingung des Daseins, hier ist sie relativ eine Nebensache. Es sind wenige Monate im Jahre, in welchen sie dem Manne aus dem Volke nöthig ist, um seinen Körper gegen Kälte zu schützen, sonst dient sie ihm nur zum Schlafen und um seine Habseligkeiten zu bergen. Im Uebrigen lebt er im Freien und bedarf ihrer nicht. Das Mitleid wird also nicht in dem Grade erregt wie bei uns.

Ferner liegt es am Material, aus welchem die Häuser bestehen. Bei uns baut der Arme wesentlich mit Holz, besonders auf dem Lande. Zerbrochenes Holzwerk aber, eingesunkene Dächer,

verfallene Zäune und ausgebogene Holzwände bieten einen kläglichen, unschönen Anblick. Hier ist Alles von Stein. Das verfallene Haus, die eingesunkene Treppe, die halb umgestürzte Mauer haben das Aussehen malerischer Ruinen. Ein ehrwürdiger Nimbus des Alters umgiebt diese Trümmer und doch ist diese Mauer vielleicht erst vor wenigen Jahren erbaut und nur unvollendet gelassen oder wieder eingefallen. Der Eigenthümer räumt gewiß die Trümmer nur dann fort, wenn sie ihm sehr im Wege liegen.

Dazu kommt die an sich malerische Bauart der meisten dieser Häuser. Zu ebener Erde sieht man in eine ganz offene oder mit großem Thor versehene Halle, welche als Arbeitsraum dient. Darüber befinden sich die Zimmer, zu denen man auf einer außen am Hause befindlichen Treppe gelangt. Diese wird häufig nur durch flache, unbearbeitete Steine gebildet, welche aus der Hausmauer hervorragen. Mitunter ist sie stabiler — wenn auch stets unregelmäßig — angelegt, durch eine Seitenmauer gestützt und mit einer Brüstung versehen, alles das aus rohen Steinen. Dann entsteht eine prächtige Höhlung unter der Treppe, welche gewöhnlich den Rahmen zu einem Stillleben oder einer reizenden Kindergruppe bildet, wie sie Richter zeichnet. Als Fenster dienen häufig nur Maueröffnungen ohne Glas, aber unter denselben oder zur Seite sind flache Schieferstücke eingemauert, auf welche Rosmarinstöcke gestellt sind. Das Dach ist aus flachen, schieferartigen Steinen gebildet, unter denen man keine Sparren hervorragen sieht. Ein solches Haus kann soviel verfallen wie es will, es wird dadurch eigentlich nur hübscher für den Beschauer, wenn auch freilich nicht für den Bewohner.

---

den 30. November.

Welch ein Wechsel in der Witterung! Noch ist es nicht acht Tage her, da saß ich mit meinem prete, meinem Lehrer, in der offenen Pergola seines kleinen Landsitzes, und seine Haushälterin

Giulia, eine nicht unschöne Dame schwer bestimmbaren Alters, servirte uns das Frühstück im Freien. Und nun ist es eine Kälte, daß ich, um mich einigermaßen zu schützen, meine sämmtlichen alten „Hamburger Correspondenten" in die zahlreichen Thür- und Fensterspalten stopfen muß. Dabei hocke ich dicht am Kamin, um nur warme Füße zu behalten. Solch ein Steinfußboden ist doch eine uncomfortable Sache im Winter! Ein heftiger Regen schlägt gegen die Fenster und von dem schönen Golf und den Bergen ist Nichts zu sehen; Alles ein dichter grauer Nebel. — Ein guter Tag zum Schreiben! — Ich fahre fort in meiner Schilderung.

Einen ganz besonderen Reiz haben für mich die kleinen Städte der Umgegend, vor Allem Lerici, wohin man mit einem Dampfboot in etwa einer Stunde gelangt. Lerici liegt am linken Ufer des Golfes, ziemlich gegenüber Porto Venere. Betritt man die engen Straßen des Städtchens, welche nicht breiter sind als unsere Hamburger „Gänge", so wird man zuerst förmlich verlegen, denn man befindet sich mitten in dem häuslichen und geschäftlichen Leben der Bewohner, und muß sich erst besinnen, daß man auf einer öffentlichen Straße ist und ein Recht hat, da umher zu gehen. Jeder arbeitet bei offenen Thüren, in fröhlichem Geschwätz mit seinem Nachbar oder den auf der Straße sitzenden Frauen. Es ist eine lustige Art zu arbeiten, die Leute hocken nicht wie bei uns in einsamen Dachkammern mit ihrem Tagewerk. Die Kinder liegen häufig quer auf der Straße und man muß sich in Acht nehmen, sie nicht zu treten. Wagen können diese engen Straßen überall nicht passiren. Es lebt das Alles durcheinander wie eine große Familie. Man glaubt auch dazu zu gehören und fühlt sich heimisch. In einer Thür saßen ein alter Mann und eine junge Frau mit ihrem reizenden Kinde. Ich setzte mich zu ihnen auf die Schwelle und nahm das „bambino" auf den Schoß, welches ohne Weiteres seine Händchen in meinen Bart vergrub. Es kamen noch mehr Leute hinzu, alle waren sie freundlich mit dem „signor inglese" (jeder

Nordländer ist in ihren Augen eine „inglese“) und ich durfte nicht weiter gehen, ohne wenigstens einige Kastanien und einen Schluck Wein mit ihnen genossen zu haben. Hier, wie überall, verstanden mich die Leute sehr gut. Könnte ich sie nur ebenso gut verstehen. Das aber gelingt mir selten, des Dialektes wegen.

Der einzige weitere Ausflug, den ich von hier aus unternommen habe, galt Carrara. In weniger als einer Stunde fährt man von la Spezia mit der Bahn dorthin. Es wird dir bekannt sein, daß in den dortigen Steinbrüchen jener weiße, fleckenlose Marmor gewonnen wird, welchen die Bildhauer in der ganzen Welt zu ihren Statuen benutzen, und zwar von Alters her. Die unbearbeiteten Marmorblöcke unterscheiden sich wenig von anderem Kalke und es ist deshalb an den Steinbrüchen selbst nichts Besonderes zu sehen. Der Transport zur Eisenbahn oder nach dem kleinen Hafen Avenza geschieht auf starken von Ochsen gezogenen Karren. Die Räder derselben bestehen aus vollen, mit eisernen Reifen umzogenen Holzscheiben, die ganze Konstruktion ist überaus einfach. In ihrem schlichten, urfesten Ansehen erinnern diese Gefährte lebhaft an Wagen, wie man sie auf allegorischen Reliefs sieht. Die Ochsen sind prachtvolle, kolossale Thiere von gelbgrauer Farbe, mit großen, schön geschwungenen Hörnern. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie ein solcher Riese von Ochse sich in's Geschirr legt, um die gewaltigen Marmorblöcke fortzuziehen. Vor einem besonders schweren Wagen sah ich zwölf solcher herrlichen Thiere.

Ganz Carrara lebt von der Marmorindustrie. Ueberall sieht man den schönen Stein behauen, zersägen und schleifen, überall hört man den charakteristischen Ton des Meißels aus den Häusern dringen. Die ganze Stadt ist voll Marmorstaub, nach kurzem Aufenthalt sieht man aus wie ein Müller. Alles, was von Marmor ist, wird in Carrara gemacht: Treppenstufen, Grabsteine, Kamine, Bautheile so gut wie die feinsten Statuetten. Viele bedeutende in anderen Städten Italiens ansäßige Bildhauer haben hier Anstalten,

in welchen die Statuen aus dem Rohen bearbeitet werden. Die Vollendung geschieht dann in der eigenen Werkstatt. Es leben hier aber auch eine Menge Bildhauer, die selbstständig arbeiten und ihre Sachen an Ort und Stelle vollenden.

Ich besuchte fünf Werkstätten letzterer Art, „Studio's", wie sie hier genannt werden, und sah manches Schöne, besonders hinsichtlich der Technik. Die Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Marmors hat gegenwärtig in Italien, wie das schon auf den letzten Weltausstellungen, besonders in Wien, ersichtlich war, einen sehr hohen Grad erreicht. Die Ausführung der Statuen ist eine so vollendete, daß man ihretwegen die moderne, ganz realistische, flache Auffassung vergißt, gegen welche sich wohl Manches sagen läßt. Bestechend wirkt ferner das herrliche Material. Man kann nichts Schöneres sehen, als die Farbe und den durchsichtigen Ton des frischen Marmors an einer solchen eben vollendeten Arbeit. Wie aus dem Ei geschält sieht Alles aus.

Carrara besitzt eine stark besuchte Bildhauerschule, an welcher — wie ich höre — tüchtige Lehrer wirken. Ich besah die mit dieser Schule verbundene Sammlung antiker Abgüsse und begrüßte mit Freude manche, deren Originale ich binnen Kurzem sehen werde.

Von großem Interesse war mir auch die alte Kirche der Stadt, romanischen Styles, aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sie ist natürlich ganz von weißem Marmor erbaut. In dem vorzüglichen Material konnte sich die naive und launige Verzierungslust der romanischen Zeit recht nach Belieben ergehen. Alles ist — Dank dem schönen Steine — gut erhalten, eine wahre Fundgrube für romanische Ornamentik. Seltsam kontrastiren mit diesen alten schnurrigen Zierformen allerhand moderne Skulpturwerke: Kanzeln, Altäre, Figuren u. s. w., welche man im Laufe der Zeit hinzugethan hat.

den 1. December.

Heute war ich noch einmal in Porto Venere. Es wehte ein sturmartiger, warmer Scirocco und ich glaubte, die tosende Brandung an den schroffen Felsen würde ein herrlicher Anblick sein. Aber die Erscheinung war eine ganz andere, als ich sie mir gedacht hatte: die Wellen brandeten gar nicht eigentlich. Da ein Strand nicht vorhanden ist und die Felsen unvermittelt im tiefen Wasser stehen, so fand ein Ueberschlagen des Kammes der Wogen nicht statt. Es hob und senkte sich nur der Wasserspiegel am Felsen mit jeder heranrollenden Welle um 12 bis 15 Fuß. Der Anblick war gleichwohl ein großartiger. Steigt die Welle, so schlürfen alle die unzähligen Höhlen und Klüfte gierig die Fluth ein, fällt sie, so stürzt das Wasser als weißer Schaum wieder aus ihnen hervor. Das ist ein wechselvolles Spiel, welches man nicht müde wird zu betrachten.

---

den 2. December.

Ich bin entschlossen, nächster Tage von hier fort zu gehen. Ueber vier Wochen habe ich nun meiner Gesundheit zu Liebe an dem kleinen Orte gelebt, damit ist ja wohl dem Befehle meiner Aerzte Genüge geleistet. Wie lange ich an der Riviera bleiben solle, habe ich wohlweislich nicht gefragt. „Wer viel fragt, kriegt viel Antwort." Ich fühle mich durch den bisherigen Aufenthalt in la Spezia außerordentlich gekräftigt und betrachte mich als einen Genesenen. Nun halte ich es nicht länger aus vor Sehnsucht nach Florenz und Rom.

Du wirst sie begreifen, diese Sehnsucht. Du weißt ja, daß ich mich mit kunstgeschichtlichen Dingen besonders gern und eingehend beschäftigt habe. Aus den Mühen und Sorgen eines angestrengten, ausschließlich praktische Ziele verfolgenden Berufslebens habe ich mich gar häufig, Freude und Erquickung suchend, ihnen zugewandt. Und als ich aus schwerer Krankheit erwachte und man

mir sagte, ich solle nun Muße nach Belieben haben und nach Italien reisen, da zog eine tiefe Freude in mein Herz.

Seit jener Zeit habe ich redlich gearbeitet, soviel mir nur meine schwachen Kräfte erlaubten, um zu repetiren und mich auf die italienischen Dinge vorzubereiten. Ich habe, wie ich glaube, eine gute Uebersicht gewonnen und werde an die Kunstwerke herantreten, bekannt mit den allgemeinen Bedingungen, unter welchen sie entstanden. Deshalb wird mir auch die Freude an dem vielen nur bedingt Schönen nicht fehlen, welche dem ganz Naiven nicht leicht zu Theil wird.

Sobald das Wetter besser wird reise ich ab, zunächst nach Pisa. Nun heißt es also die Augen weit aufmachen! Pisa ist eine gute Vorrede zu Florenz. Ich bin unruhig und erwartungsvoll gestimmt, aber voll froher Zuversicht.

Wird es mir ferner, wie bisher, möglich sein, Dir getreuen Rapport von meinen Erlebnissen zu erstatten? Werden die Eindrücke sich so rasch abklären, daß ich sie niederschreiben kann? Wird es mir überall möglich sein, aus der ungeheuren Fülle Einzelnes herauszuheben, und sich daraus ein deutliches Bild dessen, was mich umgiebt, gestalten? Ich weiß es nicht, ich will Nichts versprechen und mir auch nichts Bestimmtes vornehmen. Deiner Nachsicht bin ich ja auf alle Fälle gewiß.

VI.

Pisa, den 4. December 1874.

Heute Morgen fuhr ich von la Spezia nach Pisa. Mit dem Eilzuge gebraucht man nur zwei Stunden. Da sitze ich nun am Fenster meines Gasthofes am Lung' Arno und kucke aus, an Ausgehen ist nicht zu denken. Es regnet unaufhörlich, der Himmel ist dunkelgrau, ohne jede Schattirung. Ich starre auf den Arno, dessen trübe, gelbe Fluthen sich zwischen den einförmigen Quaimauern entlang wälzen, ich starre auf die hohen, langweiligen Häuser jenseits des Flusses. Die Mauern triefen von Wasser und haben jene unsagbar traurige Farbe, welche geputzte Kalkwände durch mehrtägiges unaufhörliches Einsaugen von Regen bekommen. Alles ist trübselig! Ach, la Spezia, du liebe Stadt, wie viel schöner war es in dir! Wenn es regnete, verschwanden zwar deine stolzen Berge hinter dichten Nebelschleiern, aber ich brauchte doch nicht auf solche abscheulichen Häuser zu sehen, und das Rauschen der Brandung übertönte den melancholischen Tropfenfall! —

Wenigstens ist es warm, ich kann das Fenster offen halten. Nach links sehe ich auf die Hauptbrücke, Ponte di mezzo. Mit drei mächtigen, schön geschwungenen Bögen überspannt sie den Fluß. Am Eingange sitzen einige Bettler unter grünen Regenschirmen. Aber was ist das, rechts am andern Ufer, hinter der Quaimauer? Da ragen ja reizende gothische Giebel empor! Das muß Santa Maria della Spina sein, die kleine Kirche, welche Adolph Stahr so begeistert schildert. Dort bewahren sie einen Dorn (spina) aus der

Marterkrone Christi. Mit dem Opernglas kann ich die Formen genau erkennen. Es ist in der That ein wunderhübsches Kirchlein, über und über mit gothischen Zierformen bedeckt, Alles en miniature. Leider ist ein großer Theil durch ein Baugerüst verdeckt, der Kellner sagt mir, man will sie von Grund aus restauriren.

Wie klatscht der Regen auf das Quaderpflaster nieder! Jeder Droschkenkutscher hält sich einen großen grünen Schirm über den Kopf, weil er nun die Peitsche nicht auch noch in der Hand haben kann, feuert er sein verdrossenes Pferd durch ein beständiges Geschrei an. Die Pferde selbst sind vorsorglich mit schwarzen, wasserdichten Decken behangen; sie sehen darunter aus, wie bei uns die Leichenwagenpferde. — Da kommt nun aber wirklich ein Leichenzug über die Brücke. Voran der Priester mit dem Allerheiligsten, begleitet von zwei Meßknaben, dann der Sarg, bedeckt mit einem schönen, schwarz und rothen Tuche. Die Träger haben weiße, lange Mäntel an mit weiten Aermeln. Sie laufen fast mit dem Sarg, natürlich möchten sie gern bald unter Dach kommen. Bei der eiligen Bewegung schlenkern sie mit den Armen wie Pierrots. Mein Gott, wie trübselig ist das Alles!

---

den 5. December Morgens.

Das Wetter ist heute noch schlechter als gestern, nun ist auch noch ein heftiger Wind dazu gekommen. Schlimmer rast es auch bei uns nicht, wenn es am ärgsten tobt. Der Arno schwillt zusehends, schon kann kein Schiff mehr die Brücke passiren. Die breiten Pfeiler und die bereits eingetauchten unteren Theile der Bögen engen den rasenden Fluß bedenklich ein, in wilden Strudeln wälzen sich hinter der Brücke die Fluthen weiter. Das Wasser ist so dick gelb wie die Elbe im Frühjahr, wenn im Riesengebirge der Schnee schmilzt. Oben auf schwimmen Stroh, Laub, Holz und allerhand unerkennbare Gegenstände. Augenscheinlich ist der Arno in seinem oberen Laufe über seine Ufer getreten.

Heute ist es selbst den Bettlern an der Brücke zu arg, sie trollen sich nach Hause. Heute können auch die Droschkenkutscher ihren Schirm nicht mehr halten, sie ergeben sich fluchend in ihr nasses Schicksal. Gegenüber, am andern Ufer des Flusses, kommt aus einer Seitenstraße eine Schaar Schwarzröcke heraus. Sie biegen um die Ecke am Arno — da fährt der böse Wind in ihre langen Mäntel, daß sie weit hinteraus flattern. Wie die schwarzen Gestalten so gegen den Sturm kämpfen, mit den langen dünnen Beinen, mit den spitz vorragenden Hutkrämpen, den Oberleib weit vorgebeugt, sehen sie recht aus wie eine Flucht Raben.

Abends.

Der Wind hat den Regen fortgetrieben, Nachmittags wurde es trocken. Nun war meine Neugier nicht mehr zu bezwingen, ich arbeitete mich durch den Sturm nach dem Domplatze durch, um doch wenigstens einen Ueberblick zu gewinnen, Er ist wundervoll, dieser Platz; dort liegen die vier berühmten Gebäude Pisas nahe bei einander: der Dom, der Campanile, das Baptisterium und der Camposanto. Merkwürdiger Weise befindet sich der Domplatz nicht, wie sonst fast überall, mitten in der Stadt, sondern außerhalb derselben, wenn auch von der alten Stadtmauer umschlossen. Da stehen die vier herrlichen Gebäude, ruhig und erhaben, außerhalb des Stadtgewühls, von allen Seiten sichtbar. Sie erzählen von einer großen, vergangenen Zeit.

Pisa war im Mittelalter eine streitbare Republik, welche sich mit Venedig und Genua messen konnte. In blutigen Kämpfen haben ihre Bürger die Sarazenen besiegt und aus Sardinien vertrieben, dreihundert Jahre lang haben sie diese große Insel beherrscht, ebenso Corsica. Auch in den Kreuzzügen haben sie tapfer gegen die Ungläubigen gestritten zu Wasser und zu Lande. Allezeit waren die Pisaner eifrige Ghibellinen und deshalb erblich ihr Stern mit dem Falle der Hohenstaufen. Von da an ging es bergab mit ihnen,

nach und nach verloren sie alle ihre Provinzen. Inzwischen war Florenz groß geworden und nun begann zwischen beiden Städten ein Kampf auf Leben und Tod, in welchem schließlich die Pisaner unterlagen. Die Blüthe Pisas fällt in die Zeit vom Ende des elften bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und wenn ich neulich schrieb, Pisa sei eine gute Vorrede zu Florenz, so war das mehr als eine Redensart. Wie in politischer Hinsicht, so auch in künstlerischer, liegt die Blüthezeit Pisas mehr als zweihundert Jahre vor derjenigen von Florenz.

---

den 6. December.

Heute strahlt wieder ein prachtvoller blauer Himmel auf dies glückliche Land nieder. Rasch hat die Sonne die nassen Straßen getrocknet, der Wind hat sich gelegt und der Arno, welcher gestern Abend beinahe die Quaimauern überspülte, sinkt von Stunde zu Stunde. Wie schön nun die marmornen Prachtbauten auf dem Domplatze gegen den blauen Himmel abstechen, ist kaum zu sagen.

Im Jahre 1063 nach einem großen Seesiege über die Sarazenen bei Palermo beschlossen die Pisaner den Bau des Domes. Fünf und sechzig mächtige antike Säulen schleppten sie mit ihren Schiffen zusammen, damit ließ sich schon Etwas anfangen. Den Baumeistern müssen sie wohl den Auftrag gegeben haben, nicht zu sparen und Etwas zu schaffen, was noch nicht dagewesen, denn was nun entstand, überragte weit das Vorhandene.

Der Bau der Basiliken — eine solche wollte man herstellen — stand damals auf einer niederen Stufe. Man begnügte sich damit, aus den Ueberresten der antiken Prachtbauten, aus Säulen und Bautheilen aller Art, Hallen zu errichten, dachte aber nicht daran, diesen auch nach außen ein monumentales und reiches Ansehen zu geben, kahle Mauern genügten. Ganz anders machten sie es in Pisa. Sie bildeten mit Hülfe der vorhandenen Säulen eine ma-

jestätische fünfschiffige Halle und bekleideten die Außenwände ringsum mit dem schönsten weißen Marmor. Damit aber noch nicht zufrieden, gliederten sie auch die Außenmauern durch Wandpilaster und Bögen harmonisch mit dem Innern und errichteten eine durch vier über einander stehende Säulenreihen prachtvoll belebte Façade. So entstand ein Gebäude ganz neuer Art, ein neuer Baustyl, welchen man den toskanisch-romanischen nennt. Wohl entwickelte sich etwa zur selben Zeit in Florenz eine Bauweise, welche gleichfalls eine bedeutsame, mit dem Innern harmonirende Gliederung der Außenwände zum Ziele hatte, aber diese erschien hier mehr als ein zart aufgelegter farbiger Schmuck. Die energischeren architektonischen Formen des Pisanischen Styles gewannen die Oberhand, und der Dom von Pisa wurde zum Typus, welchem fast alle in den nächsten hundert Jahren in Toskana gebauten Kirchen sich mehr oder minder anschlossen. Die Florentiner und die Pisaner Bauart waren übrigens einander nahe verwandt. Beide beruhten auf derselben Grundlage. Man wandte die antiken Formelemente auf die derzeitigen Bauzwecke an, ohne die üblichen Grundformen der Gebäude wesentlich zu ändern. Es war so zu sagen „eine Renaissance vor der Renaissance". Hätte man in dieser Richtung weiter gearbeitet, so wäre man vielleicht einige hundert Jahre früher zu dem Baustyl gelangt, welchen man jetzt mit dem Ausdruck „Renaissance" bezeichnet. Aber es sollte noch nicht sein, die Gothik drang von Norden herein und trat dazwischen.

Entschuldige diese kleine kunstgeschichtliche Abschweifung. Wenn Du den Brief Anderen vorliest, magst Du sie überschlagen. Der Dom von Pisa ist mir ein alter Bekannter, er spielt in der Kunstgeschichte eine große Rolle. Nun ich ihn mit Augen gesehen, macht es mir Freude, die Verhältnisse, unter denen er entstanden, zu rekapituliren.

Der Eindruck, welchen man beim Eintritt in den Dom empfängt, ist überaus großartig, die Säulenhallen gewähren einen

ebenso ehrwürdigen als malerischen Anblick. Die Decke des Hauptschiffes ist flach, cassettirt und reich vergoldet. Die Nebenschiffe sind gewölbt. Die Oberwände des Mittelschiffes sind durch kleine Säulen und Bögen zu luftigen Gallerien umgewandelt, welche sich über die dreischiffigen Querarme hinweg nach dem Chor erstrecken. Dadurch entstehen reizvolle Durchblicke in die Querschiffe. Die Mitte der Kirche wird durch eine ovale Kuppel überragt.

Außen und innen sind viele schöne Details, ich kann hier natürlich nur wenige nennen. Drei große Erzthüren schmücken den Haupteingang. Sie sind von Giovanni da Bologna (eigentlich Jean de Boullogne aus Douay), demselben, der den reizenden fliegenden Merkur geschaffen hat, dessen Nachbildung Deinen Saal ziert. Die ganze Anordnung folgt offenbar den Thüren Ghiberti's. Die Reliefs und Verzierungen sind sehr lebendig und edel, die dargestellten Geschichten gut erzählt. Interessant ist es, mit diesen Werken der Spätrenaissance eine alte Erzthür aus dem zwölften Jahrhundert zu vergleichen, welche sich an der entgegengesetzten Seite des Domes befindet. Welch ungeheuren Fortschritt der Kunst zeigt das spätere Werk!

In der Wölbung des Chors befindet sich ein Mosaik auf Goldgrund, Christus zwischen Maria und Johannes dem Täufer, das letzte bedeutende Werk Cimabues. Das Bild ist in enormem Maßstabe, weit über Lebensgröße ausgeführt. Christus sitzt ruhig da und sieht strenge hinunter in die Kirche, übermenschlich, feierlich, der unbeugsame Weltenrichter. Sieht man ihm lange in die Augen, so wird man bange vor dem mystischen, räthselhaften Ausdrucke des Gesichts. Als ich mich endlich abwandte, fiel mein Blick auf ein liebliches Bild der heiligen Agnes von Andrea del Sarto, welches vorzüglich sichtbar an einem Pfeiler der Kirche hängt. Giebt es größere Unterschiede? — Gegenüber ist eine anmuthige Madonna von Perin del Vaga, dem Schüler Raphaels.

In der Mitte des Hauptschiffes hängt an einer langen Schnur

eine reich geformte Lampe von der Decke herab. In die Betrachtung der Schwingungen dieser Lampe vertieft, errieth Galilei das Pendelgesetz.

Der Hauptfaçade des Domes gegenüber liegt das Baptisterium, die Taufkirche, ein runder Bau, etwa hundert Jahre nach dem Dom im selben Style aufgeführt. Später hat man außen gothische Giebel und Zierrathen angebracht. Innen ist die Kirche ganz einfach gehalten. In der Mitte befindet sich ein Taufbecken aus dem dreizehnten Jahrhundert, dessen Einfassung mit reizenden Marmorrosetten geschmückt ist. Schönere und reichere Zeichnungen lassen sich nicht erdenken, ich habe nie etwas — auch im modernsten Sinne — „Geschmackvolleres" gesehen. Außer diesem Taufbecken und einem ähnlich gehaltenen Altar enthält das Baptisterium nur noch einen Gegenstand, eine Kanzel, aber diese ist von allergrößtem Werth. Niccolò Pisano, der Urvater der modernen italienischen Bildhauerei, hat sie gearbeitet. Sie ist sechseckig und wird von einer mittleren und sechs äußeren Säulen getragen, von denen drei auf dem Rücken schreitender Löwen ruhen. Die Wände der Brüstung sind mit schönen, figurenreichen Reliefs geschmückt. Man sieht deutlich, daß Niccolò sich an antike Vorbilder gehalten hat, die Mutter Gottes sitzt da wie eine römische Matrone, die Gewänder tragen durchweg antiken Schnitt. Auch in der Skulptur gab es in Pisa eine „Renaissance vor der Renaissance". Die große Bedeutung Niccolò's als Stifter und Lehrer eines ganzen Bildhauergeschlechtes wird Dir aus Deinem Lübke bekannt sein.

In den schlichten Räumen des Baptisteriums hallt jeder Ton laut wieder. Singt man einen Akkord, so klingen die drei Töne lange gleichzeitig nach. Der Kustode versteht es, mit seiner weichen, sonoren Stimme wirklich zauberhafte Klänge, vom stärksten Schall bis zum leisesten Geflüster hervorzurufen. Man meint Orgel- und Harfenakkorde zu hören.

Nun zum Campanile, dem berühmten schiefen Glockenthurm! Dort steht er, auf der andern Seite des Domes. Ein sonderbares Ding! Eigentlich ein reizender Bau, ein runder Kern, in acht Etagen über einander von freistehenden luftigen Säulen umgeben. Aber er hängt 13 Fuß nach der einen Seite über bei nur 179 Fuß Höhe! Das verdirbt den Eindruck gründlich. Stelle den schönsten Thurm der Welt so schief hin wie diesen, und er wird das Auge beleidigen.

Man hat viel darüber gestritten, woher diese geneigte Stellung kommt. Die jetzigen Pisaner behaupten, der Campanile sei von Anfang an so gebaut und freuen sich seines Schiefseins. Denn Tausende, welche die Kunstschätze Pisas nicht anziehen würden, kommen jährlich her, nur des schiefen Thurmes wegen. Er ist ein Wahrzeichen Italiens, das jeder Engländer und Amerikaner durchaus gesehen haben muß. Sonst glaubt man ihm nicht, daß er dort war. Aber die Pisaner sind wohl im Irrthum. Es ist zu wenig wahrscheinlich, daß die vorzüglichen Baumeister der damaligen Zeit (als Jahr der Gründung wird 1174 angegeben) und eine ganze hoch gebildete Stadtgemeinde auf die absurde Idee gekommen sein sollten, absichtlich einen so schiefen Thurm zu bauen. Da glaube ich eher Denen, welche behaupten, derselbe habe sich, als er schon einige Stockwerke hoch gewesen, wegen ungenügender Fundamentirung gesenkt, und man habe dann nichts Anderes anzufangen gewußt, als ihn zu vollenden. Ich glaube ihnen um so eher, als Pisa augenscheinlich auf Alluvialboden steht. Käme es auf die Kosten nicht an, so möchte es mit den jetzigen Mitteln der Technik wohl möglich sein, den Thurm aufzurichten, aber gegen ein solches Projekt würden die Pisaner Wirthe heftig protestiren.

---

den 7. December.

Es waren ganze Kerle, die alten Pisaner! Als sie auf dem Gipfel ihrer Macht standen, sollten es auch ihre Todten gut haben.

Drei und fünfzig Galeeren sandten sie nach Palästina, um Erde von Golgatha zu holen. Damit stellten sie einen Kirchhof nahe dem Dome her, ihre Todten sollten in heiliger Erde ruhen. Giovanni Pisano, der Sohn Niccolò's, mußte ihnen eine schöne Halle um die geweihte Stätte bauen. Im Jahre 1283 wurde sie fertig. Es war hohe Zeit! Im selben Jahre wurde die gesammte pisanische Flotte von den Genuesen in der furchtbaren Seeschlacht bei Meloria vernichtet. Mit ihr begann das Unglück Pisa's. Fortan hatten sie viel edle Todte zu begraben.

Dieser Kirchhof ist der berühmte Campo santo. In der Mitte befindet sich ein viereckiger, länglicher, offener Raum, 354 Fuß lang, 114 Fuß breit, dessen Boden mit Rasen belegt ist. In den Ecken wachsen vier schöne Cypressen. Die Halle läuft rings um diesen Platz herum nur etwa 24 Fuß breit. Nach innen zu besteht sie aus offenen Arkaden, deren Bögen wie Kirchenfenster mit dem schönsten gothischen Maaßwerk geziert sind. Nach außen zu wird sie durch schlichte, glatte Wände begrenzt. Das Dach ist ein einfaches, offenes Holzdach.

Die Außenwände der Halle sind nun auf der inneren Seite ihrer ganzen Länge nach mit Fresken geschmückt. Ein riesiges Stück Malerarbeit, diese langen Reihen großer Bilder! Schüler und Nachfolger Giotto's aus Florenz und Künstler aus Siena haben sie im vierzehnten Jahrhundert ausgeführt, mit Ausnahme eines von Benozzo Gozzoli, einem Schüler Fiesole's herrührenden Cyklus, welcher dem folgenden Jahrhundert angehört. Die Bilder sind leider in einem sehr schlechten Zustande, sie leiden in der offenen Halle zu sehr durch die Witterung. Ganze große Flächen sind abgefallen, die Farben stellenweise bis zur Unkenntlichkeit verblaßt. Es ist jammerschade!

Verhältnißmäßig am besten erhalten sind die Fresken in der Südostecke der Halle und ein gütiges Geschick hat gewollt, daß sich dort gerade außerordentlich interessante Bilder befinden: „Der Triumph des Todes", „Das Weltgericht" und „Die Hölle". Man weiß nicht, wer sie gemalt hat. Die ältere Kunstgeschichte schreibt,

gestützt auf die Autorität Vasari's, die beiden ersteren dem Andrea di Cione, genannt Orcagna, das letztere dessen Bruder Bernardo zu. Neuere Forschungen haben indeß ergeben, daß diese Angaben unrichtig sind, und Orcagna niemals in Pisa gearbeitet hat. Crowe und Cavalcaselle sind geneigt, sie aus stylistischen Gründen dem Lorenzetti aus Siena zuzuschreiben, eine Hypothese, welche wiederum Schnaase nicht gelten läßt. Wer auch immer diese Bilder gemalt haben mag, es war ein Maler ersten Ranges.

Im „Triumph des Todes" ist die Vergänglichkeit des irdischen Glückes und die Macht des Todes über den Menschen dargestellt. Unter Bäumen, in einer Art Laube, sitzt eine Gesellschaft edler Herren und Damen. Mit prächtigen Gewändern angethan, ergötzen sie sich am Saitenspiel und Gesang. Einer der Kavaliere trägt einen Falken auf der Hand, eine Dame liebkost ein Windspiel auf ihrem Schooß. Liebesgötter schweben über ihnen in den Wipfeln der Bäume. Sie ahnen nicht, daß ihnen der Tod unmittelbar bevorsteht. Dieser aber, in der Gestalt eines grausigen geflügelten Weibes mit fliegenden Haaren und Krallenfüßen, kommt raschen Fluges daher geschwebt. Vergebens streckt eine Schaar elender Krüppel und Bettler die Arme sehnsüchtig nach ihm aus, er achtet ihrer nicht, sondern wendet sich der fröhlichen Gruppe unter den Bäumen zu, schon mit seiner furchtbaren Sense ausholend. Auf dem Erdboden unterhalb des Todes liegt ein Haufe niedergemähter Menschen, Könige, Fürsten, Prinzessinnen und geistliche Herren. Engel und Teufel kommen heran geflogen, um ihre Seelen zu holen, welche in Gestalt kleiner nackter Menschen aus dem Munde der Todten hervor kommen. Die Engel schweben mit den reinen Seelen zum Himmel empor, die Teufel dagegen stürzen ihre Beute in einen Felsabgrund, aus welchem die Flammen grausig empor schlagen. Da ist auch eine Seele, um die sich die beiden Mächte streiten. Ein Engel faßt die kleine Gestalt, welche humoristischer Weise die Figur eines feisten Mönches hat, bei den Armen, um sie nach oben zu

tragen, ein Teufel aber krallt sich an ihre Beine und sucht sie dem Abgrunde zuzuziehen.

Der Felsen, in welchem der Höllenschlund sich befindet, trennt das Bild in zwei Theile; was ich oben beschrieb, befindet sich auf der einen Seite. Auf der andern zieht eine vornehme, berittene Gesellschaft, Kavaliere und Damen, von Dienern und Hunden begleitet, zur Jagd aus. Da fesselt sie ein Schauder erregender Anblick. Drei offene Särge, in denen verwesende Leichen liegen, stehen am Wege. Ekelhaftes Gewürm und Schlangen kriechen auf den Todten umher. Daneben steht der heilige Makarius, im Mönchsgewande, und ruft den Herankommenden ermahnende Worte zu, die auf einem Spruchbande in seinen Händen verzeichnet stehen. Die Wirkung dieser plötzlichen Todesmahnung auf die Jagdgesellschaft ist vorzüglich dargestellt, und bei den einzelnen Personen eine sehr verschiedene. Einer der Ritter hält sich die Nase zu, ein anderer beugt sich neugierig vor, um das Grausige besser zu sehen, während ein dritter sich leichtsinnig abwendet. Eine der Damen schaut mitleidig auf die Todten, eine andere legt anmuthig die Hand auf's Herz, wie um ihre Unschuld zu betheuern. Ueber dieser Gruppe führt ein Weg die felsige Gegend hinan. Dort sieht man mehrere Einsiedler vor ihren Wohnungen, wie sie, umgeben von den Thieren des Waldes, ein friedliches und gottseliges Leben führen. Lebt man wie sie, dann hat der Tod keine Schrecken.

Das ist der Inhalt des großartigen Bildes. Schon aus der Beschreibung wirst Du erkennen, wie packend die Darstellung ist. Niemand braucht einem den Sinn zu erklären, jedes Kind kann ihn verstehen. Die Gruppen sind vorzüglich komponirt, die Bewegungen und der Gesichtsausdruck der einzelnen Figuren höchst energisch und der zu schildernden Empfindung entsprechend. Besonders wirkungsvoll ist die Gruppe der Bettler und Krüppel, die ihre verkümmerten und verstümmelten Arme so flehentlich und doch so vergeblich nach dem Tode ausstrecken.

Ebenso merkwürdig ist das nächste Bild, „Das Weltgericht". In der Mitte, oben, sitzt Christus, von einem mandelförmigen Glorienschein umgeben. Er zeigt mit der Linken die Wunde in seiner Brust, und erhebt die Rechte abwehrend gegen die Verdammten. Es ist dieselbe Geberde, welche zweihundert Jahre später Michelangelo seinem Weltenrichter in der Sistina gab. Neben Christus sitzt Maria, gleichfalls in einer „Mandorla", mitleidsvoll nach unten sehend. Zu beiden Seiten fliegen Engel mit den Marterwerkzeugen herbei. Unter ihnen sitzen links und rechts die Apostel reihweise auf den Wolken. Zwischen ihnen, in der Mitte, unter Christus, schweben vier Engel, welche Posaunen blasen und die Todten rufen. Diese kommen unten aus ihren Gräbern hervor, vier herrliche Erzengel in Ritterrüstung mit blitzenden Schwertern in den Händen trennen die Guten von den Bösen. Links sieht man die Gruppe der Seligen; an ihrer Spitze, Christus am nächsten, kniet Johannes der Täufer. Sie Alle schauen begeistert und voll himmlischer Freudigkeit zum Erlöser empor. Nach rechts dagegen werden die Verdammten gewiesen. Furcht, Reue und Verzweiflung malt sich auf ihren Gesichtern, mit unerbittlicher Strenge drängen die Erzengel sie mit nackten Schwertern von den Seligen fort, der Hölle zu. Einer unter ihnen ist noch als gerecht befunden, ein Engel geleitet ihn hinüber zu den Seligen. Andererseits hat sich ein Heuchler unter die Tugendhaften geschlichen — es hilft ihm Nichts, einer der streitbaren Engel zieht ihn beim Schopfe hervor und weist ihn zu den Verdammten hinüber.

Auch dieses Bild ist meisterhaft komponirt und in seiner kernigen und naiven Auffassung unübertrefflich. Der Ausdruck der Gesichter ist sehr charakteristisch, und besonders mannigfaltig in der Gruppe der Verdammten. Vorzüglich sind ferner die ritterlichen Erzengel in ihrer herben Strenge.

Von dem dritten Bilde, der „Hölle", ist nicht viel zu sagen. Es hat sehr gelitten und nur noch Weniges ist deutlich zu erkennen.

Man sieht nur soviel, daß es den armen Verdammten sehr schlecht ergeht. Auf alle mögliche Weise werden sie gequält. Besonders wimmelt es dort von infamen Schlangen, welche die Unseligen umschlingen und beißen. Die Hölle ist, im Anschluß an Dante's Gedicht, in Schichten eingetheilt.

Die oben beschriebenen Bilder habe ich mir genau angesehen, an drei Tagen nach einander. Nun darf ich wohl sagen, daß ich sie kenne, und dies halte ich für einen großen Gewinn. Es sind Gedankenmalereien ersten Ranges, höchst ergreifend und für die Anschauungen ihrer Zeit bezeichnend. Mir waren sie überdies als die ersten „giottesken" Wandmalereien, die ich je gesehen, von großem kunsthistorischen Interesse.

Von den übrigen Fresken will ich nur noch diejenigen des Benozzo Gozzoli erwähnen. Was man davon noch sehen kann, ist voll Reiz. Mit harmlosem Behagen malt der liebenswürdige Künstler unter dem Vorwande biblischer Historien frisches, modernes Florentiner Leben und Treiben aller Art, prächtige Paläste, Gärten, und was ihm gerade in den Sinn kommt.

Unter dem Rasen des inneren offenen Hofraumes des Campo santo's und unter der Halle ruhen fünfhundert edle Geschlechter Pisa's. Manche Monumente sind ihnen zu Ehren aufgestellt, später aber hat man auch andern berühmten Todten, die nicht dort begraben sind, Denkmäler in der Halle errichtet. Endlich hat man antike und mittelalterliche Skulpturwerke aller Art, welche zu den Gestorbenen in keiner direkten Beziehung stehen, dort hingebracht.

Es ist wundervoll still und friedlich in dieser schönen Todtenhalle. Man wird tief ernst gestimmt auf den Gräbern so vieler großen Menschen, und doch nicht traurig. Das hatten wohl die alten Pisaner im Sinn, als sie die Grabstätte ihrer Helden mit den edelsten Kunstwerken schmückten, die sie erlangen konnten.

Ein Gang durch die Stadt ist wenig belohnend. Außer einigen alten Kirchenfaçaden, welche mehr oder weniger den Dom nachahmen, und einigen wenigen schönen Palästen sieht man Nichts von Interesse. Die Straßen sind öde und menschenleer, nur in der allernächsten Umgebung der Hauptbrücke herrscht einiges Leben. Alles, was man sieht, ist ärmlich, krämerhaft, alltäglich. Ueberall Bettler. In den Kirchen hängen die Fahnen der besiegten Türken. Gut, daß sie sie haben, das jetzige Geschlecht würde sie nicht erobern!

Das ist meine Ausbeute von Pisa. Sie ist überreich.

Hoho! Freund Jones, du guter, harmloser Tischnachbar in la Spezia, du sagtest mir: „Let your luggage at the station and drive in a cab to the piazza del Duomo, you can do all Pisa in two hours, an go on with the following train". Ja ja — zwei Stunden! Vier Tage sind es geworden und kaum bin ich zu Ende gekommen mit dem Wichtigsten. —

Morgen geht's nach Florenz! Freue Dich mit mir!

Florenz.

VII.

Florenz, den 10. December 1874.

Gute drei Stunden, nachdem ich meinen Brief in Pisa in den Briefkasten geworfen, war ich schon in Florenz. Es ging mir, wie es wohl den Meisten geht: Der erste Eindruck barg eine gewisse Enttäuschung in sich. Man trägt ein ideales Bild der Stadt im Herzen und nähert sich ihr in einer weihevollen, froh bewegten Stimmung, als ginge es zu einem schönen Feste. Da ist es einem denn schon gar nicht recht, daß man sich — wie überall — in dem Bahnhofsgetümmel um sein Gepäck kümmern soll, und die Feststimmung schwindet vollends, wenn man mit zwei spuckenden Yankees in einem Omnibus durch enge Gassen dem Arno zu rasselt. Ich hatte mir, der günstigen Lage in Mitten der Stadt wegen, das Hotel „Gran Bretagna" am Lung' Arno gewählt, und gelangten mittelst besagten Omnibusses von hinten in das geräumige Haus. Man gab mir ein gutes, nach dem Arno sehendes, freilich sehr hoch gelegenes Zimmer; so lange die Sonne am Himmel ist, scheint sie hinein. Den Arno kenne ich nun schon von Pisa her, er ist hier ebenso gelb wie dort. Links sehe ich auf den Ponte Vecchio, oder vielmehr auf die häßliche Rückseite der kleinen Buden, welche die Brücke einfassen.

Nach eingenommenem Frühstück that ich, was jeder Fremde in Florenz zuerst thut: ich ging nach der Piazza della Signoria und von dort nach dem Domplatz. Gewiß, da standen sie, der Palazzo Vecchio, die Loggia dei Lanzi, der Dom, das Baptisterium, der

Glockenthurm, alle die denkwürdigen Bauten, von denen ich schon so häufig gehört habe. Wie oft habe ich sie schon in Abbildungen gesehen! Aber die rechte Freude wollte heute noch nicht kommen. War es das dunkle Wetter, war es der Lärm in den engen Straßen? In Pisa stehen die wundervollen Bauten ganz für sich, auf einem weiten, stillen Platze. Man meint fast, die alten Pisaner hätten diese Wunderwerke gar nicht zu ihrem eigenen Gebrauche errichtet, sondern zu Nutz und Frommen der späteren Kunstgeschichte, sage: als Beispiele für den Unterricht. Sie liegen so hübsch beisammen, wie auf dem Präsentirteller, von allen Seiten weither sichtbar. Niemand stört Dich dort in Deinem beschaulichen Studium. In Florenz ist das Alles ganz anders. Mitten im Gewühl, an engen Plätzen und Straßen liegen die Hauptdenkmäler der Stadt. Du kommst schwer dazu, sie mit Muße zu betrachten, mit einem Auge mußt Du stets zur Seite schielen, ob Du auch nicht übergefahren wirst, und der unaufhörliche Tagesspectakel läßt Dich nicht zu dem ruhigen Sinne, dem geistigen Erkennen der alten Zeit kommen. Und doch liegt hierin ja der Hauptreiz bei der Betrachtung der Baudenkmäler.

---

den 13. December.

Ich bin nun schon volle vier Tage hier und einige Eindrücke beginnen sich abzurunden. Ich will lieber mit solchen gleich jetzt herausrücken auf die Gefahr hin, daß sie sich noch wieder ändern. Hier muß man schon frisch weg schreiben, sonst mag es später ganz unmöglich sein, aus der ungeheuren Fülle noch Einzelnes herauszuheben. Wärest Du doch bei mir und könntest alle diese Herrlichkeit mit mir genießen; was ich Dir mittheilen kann, sind doch nur karge Brocken von der reichen Tafel, an der ich zehre.

Florenz liegt auf beiden Seiten des Arno, bei Weitem die größere Hälfte indeß auf dem rechten, nördlichen Ufer. Sechs Brücken überspannen den Fluß. Von der mittelsten, dem Ponte

Vecchio, aus gelangt man in nördlicher Richtung durch zwei im Winkel gelegene, enge, stark belebte Gassen in wenigen Minuten zu der Piazza della Signoria. Dieser Platz war von jeher der Centralpunkt von Florenz, und er ist es noch heute. Die denkwürdigsten Begebenheiten der Florentiner Geschichte haben sich hier abgespielt. Dort zum Beispiel, wo jetzt die Omnibusse halten, wurde Savonarola verbrannt. Wer im Besitze dieses Platzes und des an der Ostseite gelegenen Palazzo Vecchio war, regierte Florenz.

Ein gewaltiger Bau, dieser Palazzo Vecchio, einst das Rathhaus der Republik, in dem sich die Signoria versammelte. Kein Palast in unserem Sinne, sondern eine Zwingburg. Arnolfo del Cambio hat ihn am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zur gothischen Zeit, aus kaum behauenen Quadern erbaut. Ein phantastischer, schlanker Thurm mit einer seltsamen Krone überragt weit die Zinnen. Das Ganze hat ein ungemein trotziges, felsenfestes Ansehen. Vor dem Haupteingang rechts steht Herkules, der den Kakus besiegt, von Bandinelli, links stand bis vor Kurzem der David des Michelangelo, jetzt hat man diesen in die Akademie gebracht. Schade, daß er nicht mehr an Ort und Stelle ist. Michelangelo selbst hat den Platz am Palazzo Vecchio gewählt, auch die Aufstellung der kolossalen Statue persönlich geleitet. 370 Jahre lang hat sie dort gestanden, und ich wundere mich deshalb nicht, zu hören, daß viele Florentiner die Fortschaffung des David von der Stelle, an welcher er historisch geworden und mit der er ganz verwachsen schien, sehr mißbilligen. Freilich meint es die Behörde gut mit ihm. Man glaubt zu bemerken, daß der Marmor stark zu verwittern beginnt, und will nun, um das berühmte Werk zu erhalten, auf dem Hofe der Akademie ein eigenes Kuppelgebäude um ihn herum aufführen, ihn also gleichsam mit einem schützenden Futteral umgeben.

Der Hof des Palazzo Vecchio ist von Michelozzo, einem der hervorragendsten Baumeister der Frührenaissance erbaut, und später durch Stuckornamente und Deckenmalereien verziert. In seinem

überreichen Schmucke kontrastirt er lebhaft mit der einfachen, urderben Façade.

Von den großen inneren Säulen des Palastes, in welchen so viele denkwürdige Begebenheiten stattgefunden haben, ist augenblicklich wenig zu sehen, sie werden restaurirt und sind deshalb mit Gerüsten angefüllt.

Der Palazzo Vecchio dient noch jetzt seinem ursprünglichen Zwecke. Er enthält die städtischen Bureaus und die Munizipalbehörden halten in ihm ihre Sitzungen. Er ist also noch immer ein Rathhaus, in welchem freilich nicht mehr, wie einst, in stürmischen Versammlungen über Krieg und Frieden berathen wird, sondern städtische Angelegenheiten ihre sachgemäße Erledigung finden.

Rechts von dem Palazzo Vecchio liegt die Loggia dei Lanzi, eine offene Halle, welche anfänglich zur Vornahme wichtiger staatlicher Handlungen angesichts des ganzen Volkes diente. Später stand dort die Leibwache der Großherzöge mit ihren Lanzen auf Wache, daher der Name. Man kann sich keinen größeren Gegensatz gegen das burgähnliche Rathhaus denken. Schön geschwungene, leichte, sehr weite Bögen tragen das Dach, eine breite Treppe führt auf das etwas erhöhte Plateau hinauf. In den Reisehandbüchern und im Volksmunde wird Orcagna als der Erbauer dieser schönen Halle genannt, indeß ist jetzt erwiesen, daß dieselbe erst nach seinem Tode errichtet wurde. Damit ist indeß nicht ausgeschlossen, daß der Entwurf von ihm herrühren kann, denn man ging lange mit der Absicht der Erbauung um, ehe man sie ausführte.

Die Halle dient jetzt dem denkbar schönsten Zwecke. Man hat eine Anzahl Skulpturwerke, moderne und antike, darin aufgestellt. Da stehen die kostbaren Sachen, unbeschützt, Jedem zugänglich. An den Piedestalen spielen Kinder. Ich will nur einige der dort aufgestellten Statuen nennen. In der Mitte auf dem Ehrenplatze steht ein herrliches antikes Werk: ein Krieger, welcher einen Leichnam emporhebt. Man meint, es sei Ajax mit der Leiche des Patroklos oder

des Achilles. Trauer und Wuth malt sich in dem etwas nach oben gerichteten Antlitz des Helden. „Ist denn Keiner da", scheint er zu rufen, „der mir den Todten abnimmt, damit ich mich in die Troer stürzen kann, den Erschlagenen zu rächen"! Ferner sind dort zwei große Werke unseres Freundes Giovanni da Bologna: Herkules, der den Centaur Nessus erschlägt, und der Raub der Sabinerinnen, letzteres eine kühn aufgebaute, schöne Gruppe. An der Rückwand der Loggia stehen sechs antike weibliche Gewandstatuen, von welchen die eine für ein Bild der Thusnelda gehalten wird.

Endlich ist dort auch der Perseus des Benvenuto Cellini. Diesen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, habe ich mich ganz besonders gefreut. Schon als Knabe habe ich die Selbstbiographie des Meisters gelesen, welche ja selbst Goethe interessant genug schien, sie zu übersetzen. Nun, die interessanteste Episode, welche Benvenuto aus seinem abenteuerlichen und wechselvollen Leben erzählt, war mir immer der Guß eben dieses Perseus. Erinnerst Du Dich ihrer? Der Meister, der eigentlich Goldschmied war, wollte dem Herzog Cosmo und allen Neidern und Feinden, die Gegentheiliges behaupteten, beweisen, daß er auch im Stande sei, eine Erzstatue zu gießen. In der elenden Werkstatt, welche ihm zu Gebote stand, stellte er die Form her, anders als es üblich war, so daß ihm alle Meister und Kenner das Mißlingen seiner Arbeit voraussagten. Aber er läßt sich nicht irre machen und begiebt sich muthig an den Guß. Der Ofen wird geheizt. Da beginnen die größten Widerwärtigkeiten. Einerseits fängt das Dach der Werkstatt an zu brennen, andererseits schlägt der Regen gegen den Ofen und kühlt ihn derartig, daß die nöthige Hitze nicht erreicht wird. Der Meister, dem nur widerwillige Helfer zur Seite stehen, kämpft mit allen Kräften gegen diese Hindernisse an. Dabei arbeitet er sich derartig ab, daß er endlich gänzlich ermattet hinsinkt. Er giebt seinen Gehülfen Befehle, wie sie weiter verfahren sollen, geht in sein Zimmer und wirft sich, zu Tode erschöpft und von Fieber geschüttelt,

auf sein Bett, in der Ueberzeugung, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe. Nachdem er so eine Weile verzweiflungsvoll gelegen, kommt Jemand eilends in sein Zimmer und meldet ihm, daß das schon flüssig gewesene Metall im Ofen wieder geronnen sei. Da vergißt der leidenschaftliche Mann augenblicklich seine Krankheit und stürzt in die Werkstatt mitten unter die rathlosen Gesellen. Er beginnt wie ein Rasender zu arbeiten. Bei einer Nachbarin weiß er ein Klafter besonders trockenes Eichenholz, das muß herbei und wandert in den Ofen. Dann wirft er einen Block Zinn in die Erzmasse, um sie leichtflüssiger zu machen. Gegen den fatalen, kühlenden Regen spannt er Leinwand und Tapeten aus, auf dem Dache weiß er dem weiteren Umsichgreifen des Feuers zu wehren. Gottlob es gelingt ihm, das Metall kommt wieder in Fluß. Nun aber will der Ofen nicht länger halten und beginnt zu bersten. Wohl oder übel muß er den Zapfen ausstoßen und das Metall ausströmen lassen. Aber es ist noch immer zu strengflüssig! Da rafft er zusammen, was er an Zinngeschirr im Hause hat, Schüsseln und Teller, zweihundert Stück, und wirft sie in die Kanäle, die das Erz durchströmt, und in den Ofen. Das hilft — die Form füllt sich nach Wunsch, ohne Unterbrechung, worauf es besonders ankommt. — Nun ist das schwere Werk vollbracht, der Meister ißt und trinkt und legt sich zwei Stunden vor Tagesanbruch beruhigt zu Bette. Das Sterben hat er mittlerweile vergessen. Als er am andern Mittag aufsteht, verzehrt er zunächst einen besonders fetten Kapaun, den ihm seine brave Haushälterin bereitet hat, und ißt mit seinen Leuten zu Mittag. Sie müssen aus eilig gekauften Thongeschirren speisen, denn der letzte Zinnteller ist in den Ofen gewandert, aber nie hat es ihnen besser geschmeckt. Nach zwei Tagen deckt er sein Werk auf, der Guß ist herrlich gelungen, nur am rechten Fuße fehlen die Zehe. Aber dies erhöht noch seinen Triumph, denn er hatte es dem Herzog vorausgesagt, während dieser der Meinung war, der Kopf der Meduse, welchen der Perseus hoch empor hält, würde sich nicht voll ausgießen.

Nun, der Perseus steht noch am selben Platze, wohin ihn der Meister gestellt. Ich erinnerte mich lebhaft jener interessanten Umstände, die seinen Guß begleiteten. Es hat einen eigenen Reiz, Kunstwerke zu sehen, deren Geschichte man so genau kennt, man meint dem Künstler selbst persönlich nahe zu treten.

Lasse ich dieses Interesse aus dem Spiele und betrachte ich den Perseus objektiv und kritisch, so kann ich mich mit ihm nicht sehr befreunden. Von vorn gesehen, ist er noch am besten, von den Seiten aus scheint mir sowohl die Körperbildung wie die Stellung unedel. Perseus hat gerade der Meduse, welche zu seinen Füßen liegt, den Kopf abgehauen und hält ihn triumphirend empor. Die Meduse krümmt sich auf das Wunderlichste zusammen, scheinbar nur, um auf dem schmalen Piedestal Platz zu haben. Aus ihrem Haupte wie aus ihrem Rumpfe schießt ein bronzener Blutstrahl hervor, welcher eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Ananaskraute hat. Wie kann man denn auch einen solchen Strahl plastisch darstellen wollen!

---

den 15. December.

Zwischen dem Palazzo Vecchio und der Loggia dei Lanzi liegt der Eingang zu den Uffizien. Man betritt einen offenen langen Hofraum, welcher an beiden Seiten durch die Hauptflügel des Gebäudes begrenzt wird. Gerade aus sieht man gegen den, diese Flügel verbindenden Querbau, welcher mit einem großen Thorwege auf den Lung' Arno mündet. Das Erdgeschoß dieses großen Gebäudes enthält die Post, die Münze und eine Reihe Verwaltungsbureaus, daher der Name „Uffizi". Im ersten Stock ist eine große öffentliche Bibliothek, im zweiten die „Galleria degli Uffizi", eine der reichsten und größten Kunstsammlungen der Welt. Sie ist das Werk der Familie Medici, das schönste Denkmal ihres Ruhmes. Du weißt aus Grimm's „Leben Michelangelo's", wie der alte Cosmo

dei Medici und nach ihm sein Enkel Lorenzo den Reichthum ihrer Firma in fürstlicher Weise anwandten, um Künste und Wissenschaften in Florenz zu fördern. Was sie an antiken Kunstwerken erlangen konnten, kauften sie und in freigebigster Weise regten sie durch Belehrung und Aufträge die mitlebenden Künstler zur Nacheiferung und zum selbstständigen Schaffen an. Der erste Großherzog von Florenz, Cosmo I., ließ durch Vasari, denselben, welcher als Kunsthistoriker so bekannt geworden, das Gebäude der Uffizien erbauen. Sein Sohn Franz I. legte dann den Grund zu der jetzigen Gallerie, indem er viele, der Familie gehörende Kunstwerke dort aufstellen ließ. Von den folgenden Großherzögen konnte besonders Ferdinand II. viel zur Vergrößerung der Sammlung thun, da er durch Heirath Erbe des Hauses Rovere wurde. Als Giovanni Gasto, der letzte Großherzog aus dem Hause der Medici, starb, gelangte der ganze unermeßliche Besitz der Familie in die Hände seiner Schwester Anna Maria, Witwe eines Kurfürsten von der Pfalz. Durch Testament vom 5. April 1739 vermachte sie die gesammten Kunstschätze des Mediceischen Hauses dem Staate. Gesegnet sei das Andenken der edlen Frau für diese hochherzige That! Sie hat im Geiste der ruhmvollen Stifter ihres Hauses gehandelt.

In der Eintrittshalle sind die Büsten derjenigen Medici aufgestellt, welche sich besonders um die Gallerie verdient gemacht haben, auch sonst sieht man häufig ihre Portraits. Es sind zum Theil äußerst interessante Köpfe. Der alte Cosmo, der „pater patriae" mit feinen, scharfen Zügen, sieht sehr würdig und ernst aus. Besonders auffallend ist Lorenzo „il Magnifico", eigentlich sehr häßlich und doch fesselnd. Die Stirn ist ziemlich breit, die dichten Haare legen sich darüber und lassen sie niedrig erscheinen, während sie eher hoch ist. Die ziemlich große Nase hat eine Verdickung an der Spitze. Die Backen sind knochig, die Augen schlau, der Mund fest geschlossen, höchst energisch, fast brutal. Eines ist mir bei diesen zwei Köpfen besonders charakteristisch erschienen: es sind Kaufleute, diese beiden Me-

dici, das ist unverkennbar. In ihren Mienen ist mit merkwürdiger Deutlichkeit das Ueberlegen pro und contra, das Abwägen ausgedrückt, welches von dem Wesen eines großen Kaufmanns untrennbar ist.

Ritterlich und schön sieht der Großherzog Cosmo I. aus, ein vollendeter Gentleman. Geradezu spaßhaft ist die Büste des letzten Medici, Giovanni Gasto. Aus einer enormen Allongenperrücke sieht ein kleines, unglaublich suffisantes Gesicht hervor, man könnte darunter schreiben: „Arrogantia". Sah der Mann wirklich so aus, oder ist es die Schuld der tief gesunkenen Kunst jener Zeit, welche Affekt um jeden Preis wollte? —

Um nach dieser Abschweifung die kurzen, vorhin gegebenen historischen Notizen zu schließen, habe ich noch zu sagen, daß auch die auf die Medici folgenden Großherzöge aus dem Hause Lothringen die Gallerie nach besten Kräften erhalten und vermehrt haben. Ich entnehme diese geschichtlichen Angaben dem offiziellen Kataloge.

Was soll ich nun über die Sammlung selbst sagen! An fünf Tagen bin ich dort gewesen und zwar in der sogenannten Tribuna und bei den Antiken. Die Tribuna ist ein achteckiger, prachtvoller Saal, an dessen Wände man die schönsten Bilder aus allen Schulen, Ländern und Zeiten gehängt hat, während in der Mitte fünf der berühmtesten antiken Skulpturwerke aufgestellt sind. So bildet sie gleichsam einen Extrakt aus der ganzen, im Uebrigen nach Schulen geordneten Gallerie.

Am ersten Tage war ich in der Tribuna, an den vier übrigen bin ich nicht weiter als bis zur Antikensammlung gekommen, die ich nun etwa zum dritten Theile genau besehen habe. Der Eindruck, welchen die Antiken auf mich machen, drängt alles Andere in den Hintergrund. Ich frage mich verwundert: wo habe ich denn bisher meine Augen gehabt? Ich habe mancherorts Antiken gesehen, aber ich erkenne nun, ich habe sie bisher nicht verstanden. Liegt es daran, daß erst die volle Mannesreife dazu befähigt? Meinen staunenden Augen erschließt sich eine Welt der reinen Schönheit, wie ich sie nie

geträumt! Ich wage den Versuch nicht, Dir den Zauber dieser idealen Gestalten zu schildern, wie soll ich Aermster die Worte finden! Lies, was Winckelmann oder Grimm über die Antiken sagen, sie können Dir besser dienen.

Alles haben diese wunderbaren Menschen darzustellen vermocht, jede Bewegung des Körpers, jede Regung des Geistes. Alles haben sie gebildet, vollkommen, ideal, typisch für alle Zeiten, kein Tüttelchen kann anders und besser gedacht werden!

Gehe ich zwischen diesen herrlichen, lichten Gebilden umher, so ist mir zu Muthe wie im Frühlingssonnenschein. Feierlich und zugleich so leicht wird es mir um's Herz und ganz stille wird es in meiner Seele. Recht klein komme ich mir vor in dieser idealen Welt, ich schäme mich meiner kleinlichen Sorgen und vergesse sie.

VIII.

Florenz, den 17. December 1874.

In den Uffizien habe ich mich jetzt von den Antiken losgerissen und der Gemäldesammlung zugewandt. Es ist mir schwer geworden, aber ich muß meine Zeit weise eintheilen und darf mich nicht einzelnen Kunstzweigen ausschließlich hingeben.

Ich will nun versuchen, Dir einige der antiken Werke kurz vor Augen zu führen. Neues wirst Du dabei freilich kaum erfahren, sind doch die hervorragenden Werke der Florentiner Gallerie durch Nachbildungen allerorts bekannt, Dir besonders, die Du im Berliner Museum unter den Gypsabgüssen so gut zu Hause bist. Aber Du wirst doch wissen wollen, welche Statuen mich hier vor Allem entzückten, und Dich gern im Gedanken mit mir noch einmal der schönen Werke freuen. Ich wollte, ich könnte sie Dir in natura zeigen, dann würdest Du erkennen, wie unendlich viel lebendiger die Originale wirken, als selbst die besten Gypsabgüsse.

Fünf der allerschönsten Skulpturwerke stehen, wie schon erwähnt, in der Tribuna. Da ist vor Allem die Mediceische Venus, wohl das reinste Ideal weiblicher Schönheit, das jemals gedacht ist. Es ist die Anmuth, der Liebreiz eines ganz jungen, eben entwickelten Mädchens dargestellt; so mag die Göttin jungfräulich dem Meere entstiegen sein. Einer Inschrift am Fuße der Statue zufolge ist sie ein Werk des Atheners Kleomenes. Die Arme und Hände sind restaurirt, leider nicht glücklich, besonders die untere Hand ist unschön und affektirt gebogen.

Gegenüber, als das herrlichste Pendant, steht ein jugendlicher Apollo, der sogenannte „Apollino", von oder nach Praxiteles. Der Gott, halb Knabe, halb Jüngling, steht ruhig da, ausruhend, den rechten Arm auf sein Haupt gelegt. Man kann ihn nicht besser beschreiben, als daß man sagt: er sieht aus wie ein etwa gleichaltriger Bruder der Mediceischen Venus, gleich schön, gleich adelig.

Drittens ist der „tanzende Faun" zu nennen, ein Satyr, welcher in heftigster Bewegung die Klingplatten zusammenschlägt, während er mit dem einen Fuße eine Art Klapper ertönen macht. Der Kopf und die Arme sind von Michelangelo vorzüglich restaurirt. Der Kerl musizirt wie unklug darauf los, Du kannst ihn nicht ansehen, ohne daß Dir irgend ein leidenschaftlicher Tanzrythmus in den Sinn kommt.

Zunächst steht die wundervolle Gruppe der beiden Ringer. Der eine hat den andern niedergezwungen und setzt ihm das Knie in den Rücken, aber noch ist letzterer nicht rettungslos verloren. Vielleicht richtet er sich wieder auf, denn noch liegt er nicht am Boden. In beiden Körpern ist die äußerste Anstrengung meisterhaft dargestellt, jede Muskel ist gespannt, jede Ader pulsirt. Und doch, mit welchem weisen Maaße ist das Alles gegeben! Man hat diese Ringer am selben Orte mit der Niobidengruppe gefunden, und deshalb sind sie von Einigen für Söhne der Niobe gehalten, aber mit Unrecht, denn sie gehören augenscheinlich einer späteren Zeit an.

Endlich noch der berühmte „Messerschleifer". Ein alter Sklave kauert auf der Erde und schleift auf einem Stein ein Messer. Er achtet aber nicht auf diese Arbeit, sondern sieht mit einem diabolischen, horchenden Ausdruck aufwärts. Schnaase hält dafür, daß er zu einer Marsyasgruppe gehöre, und auf den Befehl Apollo's warte, den Unglückseligen zu schinden. Andere, unter ihnen Burckhardt, bezweifeln, daß diese Statue eine antike sei, besonders der Kopfform und der Behandlung des Haares wegen. Das Schlimme ist nur, daß man im ganzen Bereich der mittelalterlichen und modernen Kunst

keinen Bildhauer kennt, der ein solches wundervolles Werk geschaffen haben könnte, mit Ausnahme des Michelangelo. Rührte es aber von diesem her, so würden wir gewiß darüber Nachrichten besitzen.

Dies die Skulpturwerke der Tribuna. Außerdem sind nun drei sehr lange Korridore und mehrere Säle mit Antiken angefüllt. Tage würden nicht genügen, wollte ich Dir Alles schildern, was mich dort entzückte, ich muß mich auf wenige Einzelheiten beschränken.

Gleich am Anfang des ersten Korridors befinden sich zwei sitzende Frauengestalten, von denen man die eine für Agrippina, die Mutter des Nero hält. Ich wundere mich jedesmal, wie es möglich ist, so vornehm und zugleich so nachlässig ruhend dazusitzen, wie es diese Frauen thun. Jeder Zoll an ihnen scheint zu sagen: „ich bin eine römische Patrizierin, auf der Welt giebt es keine vornehmere Frau als mich".

Neu war mir der Typus des „Athleten", der viermal vorhanden ist. Unter einem solchen Athleten mußt Du Dir nun nicht einen Kerl denken, der im Cirkus Fünfhundertpfundstücke in die Höhe hebt, die Statuen stellen vielmehr edle junge Männer dar, deren Körper durch gymnastische Uebungen zur vollkommenen Entwickelung gebracht ist. Sie stehen ruhig aufrecht da, in der Hand einen Stab oder ein Salbgefäß. Wie schön und frei sitzt ihnen der Kopf auf dem starken Nacken! Man erkennt trotz ihrer ruhigen Stellung, wie elastisch und voll Schwungkraft ihre Glieder sind. Alle vier Statuen sind sich abgesehen von den willkürlichen Restaurationen sehr ähnlich und geben hierin ein gutes Beispiel der Verschiedenheit antiker und moderner Anschauung. Die Alten verlangten von ihren Künstlern nicht, daß sie stets originell seien; war einmal ein Typus gefunden, so wurde er hundert und tausend Mal wiederholt. Nicht in mechanischer Nachahmung, sondern in freier Reproduktion. Jeder suchte im Einzelnen die Vorbilder zu übertreffen und so gelangten manche Typen allmählig, durch die Arbeit Vieler zur Vollendung. Jetzt würde man einen Künstler, der

sich darauf beschränkte, Vorhandenes, wenn auch noch so Schönes, nachzuahmen, „ideenarm" „„Handwerker" nennen, man würde sagen: „er stiehlt seine Sujets". Will er etwas gelten, so muß er um jeden Preis „originell" sein, seine späteren Werke dürfen kaum seinen eigenen früheren ähneln. Schon aus diesem Grunde bilden sich jetzt keine eigentlichen Typen. Wie viel günstiger die Anschauung der Alten für die Entwickelung der Skulptur war, liegt auf der Hand.

Ein Meisterwerk der Florentiner Sammlung scheint mir die Gruppe des Dionysos und Ampelos in dem sogenannten Inschriftensaal. Dionysos stützt sich voll seliger Weinlaune auf einen jungen Satyr, den Ampelos, das heißt auf den personifizirten Weinstock. Dieser sieht fragend zu ihm auf, als wenn er die Worte des Gottes nicht recht begriffe. In beiden Figuren ist der fröhliche, sinnliche Lebensgenuß unübertrefflich dargestellt, in ihren Zügen liegt eine heitere Frivolität, an der man Theil nehmen möchte. Dabei sind beide entzückend schöne Jünglinge, Ampelos fast noch ein Knabe. Dionysos ist das Bild seligen, müheloſen und schmerzfreien Jugendgenusses, wie er dem Gotte der höchsten Naturwonne ewig zu Theil wird. Wie gemein erscheint diesem antiken „Dionysos" gegenüber der betrunkene „Bacchus", wie er der modernen Vorstellung geläufig ist.

Von besonderem Interesse waren mir die vielen Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen, welche über die drei Korridore vertheilt sind. Mir erschienen die meisten vorzüglich, obgleich die hiesige Sammlung in dieser Gattung nichts Hervorragendes bieten soll. Einmal ist es interessant zu sehen, wie alle diese merkwürdigen Menschen ausgesehen haben, dann aber ist die Art der Darstellung so bewundernswerth. Mit Beiseitelassung alles Nebensächlichen zeigen diese Büsten stets den ganzen Mann, den Charakter des Betreffenden. Wenn man nicht wüßte, daß sie Portraits sind, würde man manche für frei erfundene Charakterköpfe halten. Dabei ist es merkwürdig, mit welcher Offenheit die Alten auch die Häßlichkeit wiedergegeben haben. Heut zu Tage würde ein häßlicher Mensch,

besonders ein Fürst, es sich verbitten, mit solcher Wahrheit dargestellt zu werden.

Ich kann nicht umhin, bei Gelegenheit der Büsten, eines herrlichen Kopfes im sogenannten Hermaphroditenzimmer zu erwähnen, welcher unter dem Namen „Der sterbende Alexander" bekannt ist. Der Ausdruck des tiefsten Schmerzes in dem von wallenden Locken umgebenen, schönen Haupte ist höchst ergreifend. Die Büste ist zugleich von so vorzüglicher Arbeit, daß sie recht wohl ein Werk des Lysippos sein könnte, von welchem allein bekanntlich Alexander in Marmor portraitirt sein wollte.

Wenn ich neulich so lebhaft betonte: Alles hätten die Alten darstellen können, so dachte ich dabei unter Anderem auch an die vorzüglichen Thierfiguren in der Vorhalle. Es sind da zwei prächtige Hunde, welche in die Luft hineinheulen. Man meint wirklich ihr Geheul zu hören, so außerordentlich bezeichnend ist ihre Stellung. Die Thiere sind überhaupt so charakteristisch dargestellt, daß sie als Typen ihres ganzen Geschlechtes gelten können. Das Schönste dort ist aber ein Eber. Mächtig richtet er sich von seinem Lager auf, die Borsten von Schweiß zusammengeklebt, ein Bild der Kraft. Die Borsten sind mit wunderbarem Geschick gearbeitet. Tritt man ganz nahe heran, so sieht man, daß sie mit derben Meißelschlägen in großen Parthien hergestellt sind, von einiger Entfernung glaubt man sie dagegen einzeln zu erblicken. Der Marmor hat eine ungewöhnlich dunkle Farbe angenommen, was in diesem Falle der Wirkung gerade günstig ist. Ich stehe jedesmal still, wenn ich an diesem prachtvollen Thiere vorbei gehe. Es ist möglich, daß ein Förster an ihm Dies oder Jenes auszusetzen findet, aber soviel ist gewiß: Dies ist der Normal-Eber, und wenn die jetzt in den Wäldern befindlichen anders aussehen, so sind sie degenerirt.

Da wir nun gerade in der Vorhalle der Gallerie angelangt sind, dicht am Ausgange, wollen wir lieber für heute nach Hause gehen. An dem großen Schatze der Uffizien, den Niobiden, welche

in einem eigenen prachtvollen Saale für sich aufgestellt sind, sind wir freilich noch ganz vorübergegangen. Von ihnen erzähle ich Dir morgen oder ein ander Mal. Fürchte ich doch, schon durch die vorstehende Aufzählung einzelner Werke Dich ermüdet zu haben und zugleich muß ich mir sagen, daß es auf diesem Wege doch nie gelingen kann, Dir eine Vorstellung von dem Genusse zu geben, der mir beim Besuche der Antiken zu Theil geworden. Die große Wirkung einer solchen Sammlung beruht weniger auf der blendenden Schönheit einzelner, besonders hervorragender Werke, als auf der großen Höhe der Durchschnittsleistung, welche der antiken Skulptur eigen ist. Eine ideale Gestaltenwelt umgiebt uns, in welcher Alles maßvoll, harmonisch und durchaus verständlich ist. Unser Auge trifft nicht auf blendende Lichter neben dunklen Schatten, sondern wohin wir uns wenden, leuchtet uns die hellenische Schönheit in gleichmäßig mildem Glanze entgegen. So werden wir selbst licht und harmonisch gestimmt, wir fühlen uns befriedigt und gehoben, weil in dieser Umgebung unsere eigene Anschauung eine uns sonst nicht zugängliche Höhe erreicht.

---

den 18. December.

Liebes Mutterchen, die Niobiden müssen noch etwas warten, heut kommt erst etwas Anderes an die Reihe. Mit Schrecken bemerke ich, daß Weihnachten ganz nahe vor der Thür ist. Man denkt hier nicht daran, da man nirgend Vorbereitungen zum Feste sieht, und ich fürchte schon post festum zu kommen mit dem kleinen Geschenk, das ich für Dich habe. Gleichzeitig mit diesem Briefe expedire ich eine Kiste. Sie enthält die Kopie zweier musizirender Engel nach einem Bilde des Fra Angelico da Fiesole, welche ich von dem hiesigen Maler Nelli habe nehmen lassen. Ich weiß, Du hast den Fiesole besonders gern. Es ist der fromme Mönch von San Marco, welcher unbekümmert um den ringsum aufstrebenden

Realismus in der Kunst, in seiner stillen Zelle weiter malte, wie Meister Giotto es vor hundert Jahren gelehrt hatte. Er war ein Stockkonservativer, dieser Mönch, und wollte von den Neuerungen der Renaissance nichts wissen. Man sagt von ihm: „er betete in Farben", ein bezeichnendes Wort. Eine unsagbar glückselige Frömmigkeit liegt in seinen Bildern, keiner hat wie er verstanden, den Jubel der himmlischen Heerschaaren darzustellen.

Die Engel, welche ich Dir sende, bilden mit zehn anderen den Rahmen eines schrankförmigen Altarbildes in den Uffizien. Das Bild wurde im Jahre 1432 für die Zunft der Leinwandhändler gemalt. 1777 kam es in die Gallerie. Das Hauptbild stellt die Madonna mit dem Kinde dar, auf den Flügeln des Schrankes sind innen Johannes der Täufer und St. Markus, außen St. Petrus und nochmals St. Markus gemalt. Alles ist auf Goldgrund ausgeführt. Die Kopie ist recht zufriedenstellend, der Ausdruck der Gesichter und die Stellung der Figuren ist gut getroffen. Die etwas steifen Falten der Gewänder fallen dem Kopisten nicht zur Last, sie sind im Originale ebenso.

Ich hoffe, mein liebes altes Mutterchen, diese beiden Engel mit ihren unschuldigen Gesichtern, mit ihren prächtigen, sternenbesäeten Gewändern werden Dich erfreuen. Hänge sie in Dein Schlafzimmer, so, daß Du sie vom Bette aus sehen kannst. Da mögen sie Dich in den Schlaf musiziren und im Traum umschweben. Und wenn Du aufwachst, mögen Deine Augen zuerst auf diese reinen Engelsgestalten fallen, daß sie Dein Herz mit ihrem Glanze erfüllen, jeden Morgen Deines gesegneten Lebens!

Mir aber erhalte Deine Liebe auch ferner, das erbitte ich mir zu diesem Weihnachtsfeste, welches ich weit von Dir, und Dir doch geistig näher als je verbunden, erlebe.

IX.

Florenz, den 20. December 1874.

Florenz hat 87 Kirchen, Adolph Stahr zählt sogar 172 heraus. Ich habe erst wenige von ihnen besehen. Das Wetter ist fortwährend sehr schlecht. Tag für Tag strömt der Regen herunter und es wird gar nicht ordentlich hell. Trüber und dunkler ist es auch bei uns nicht in schlimmster Winterzeit. Was nützt es da, in die Kirchen zu gehen, man kann doch Nichts sehen und ist in den Uffizien weit besser aufgehoben. Die wenigen, die ich besucht habe, sind allerdings von höchster Bedeutung.

Da ist zuerst die schon erwähnte Gruppe auf dem Domplatze: der Dom, das Baptisterium und der Campanile. Die drei Gebäude liegen dort zusammen wie in Pisa, aber nicht am Rande der Stadt, sondern recht mitten im Herzen derselben.

Der Dom, Santa Maria del Fiore, so genannt von der Blume, welche das Stadtwappen ziert, ist eine der größten Kirchen der Welt. Arnolfo del Cambio, ein Schüler Niccolò Pisano's, entwarf den Plan und begann den Bau im Jahre 1294. Nach seinem 1310 erfolgtem Tode stellte man bis 1334 keinen Obermeister wieder an, dann aber ernannte man keinen Geringeren als Giotto zu der wichtigen Stelle. Nach diesem, welcher leider schon zwei Jahre darauf starb, haben eine Reihe verschiedener Meister die Arbeit weitergeführt, bis schließlich im Jahre 1421 Brunelleschi in Folge einer denkwürdigen Konkurrenz die Wölbung der Kuppel übertragen wurde. So spinnt sich der Bau über eine lange Zeit hin, und noch immer

ist er nicht vollendet, es fehlt die Façade. An dieser haben zwar schon Arnolfo und Giotto gebaut, aber was davon fertig war, wurde im Jahre 1588 abgerissen, um einer neu erdachten, prachtvolleren Platz zu machen. Indessen es blieb bei dem guten Willen, und noch heute tritt die Giebelwand dem Beschauer als eine häßliche, völlig schmucklose Ziegelmauer entgegen. Zwar hat endlich im April 1860 Victor Emanuel den Grundstein zu einer Façade gelegt, auch ist eine Bauplanke gezogen worden, aber weiter ist die Sache wiederum nicht gediehen.

Die Kirche ist vom architektonischen Standpunkte aus im höchsten Grade interessant. Sie zeigt mit großer Deutlichkeit, wie die Italiener den ihnen vom Norden überkommenen gothischen Styl ihren Sitten und Grundanschauungen gemäß umbildeten. Das eigentliche Wesen desselben, das Auflösen aller Bauformen in strebende Kräfte wurde ingnorirt. Im Grunde genommen dienten die gothischen Formen nur als Zierformen, während die Grundlinien der Gebäude, dem nationalen Sinne entsprechend, blieben wie sie waren. Die Italiener verlangten von jeher bis auf den heutigen Tag vor Allem weiträumige Gebäude, wie sie dem deutsch-gothischen Style mit seiner nicht in die Weite, sondern in die Höhe strebenden Architektur zu geben schwer wurde.

Wer deshalb den Domplatz zu Florenz mit der Erwartung betritt, ein unsern deutschen gothischen Kathedralen ähnliches Gebäude zu erblicken, wird sich sehr enttäuscht finden. Von einem derartigen organischen Styl, wie bei jenen Kirchen, wo jede Form aus der andern hervor wachsend nach oben strebt, ist keine Rede. Die Außenwände des riesigen Gebäudes präsentiren sich als verhältnißmäßig ebene Flächen, aus denen die Strebepfeiler nur wenig hervortreten. Ringsum sind sie mit glatten, bunten Marmorplatten bekleidet, welche dasselbe Motiv überall wiederholen. Nichtsdestoweniger macht die Kirche einen höchst imposanten Eindruck. Die gewaltige Größe derselben, die mächtige Kuppel und die Pracht des Marmors

sind von packender Wirkung. Tritt man in sie hinein, so schwindet anfangs der Eindruck der Größe, erst allmählig gewinnt das Auge ein Maaß für diese Dimensionen. Mit ungeheuren Wölbungen, welche auf verhältnißmäßig nicht starken Pfeilern ruhen, ist das Hauptschiff überspannt. Der Boden desselben ist vollständig nackt, kein Gestühle, keine Kanzel hilft dem Auge, die Dimensionen vergleichend zu erfassen. Am ersten begreift man sie, wenn man in den enormen Hallen auf und abschreitet.

Tritt man aus dem Schiff in den Kuppelraum, so wiederholt sich dasselbe, erst allmählig und durch Reflektion vergegenwärtigt man sich die riesigen Maaße. Die ganze Anlage dieses Kuppelraumes ist eigentlich unschön, man hat Alles der ungeheuren Größe zum Opfer gebracht. Als Brunelleschi hundert Jahre, nachdem die Grundmauern angelegt waren, die Wölbung der Kuppel ausführte, war er an diese gebunden, sonst hätte der große Baumeister, von dem man bekanntlich die Renaissance in der Architektur datirt und dem das Pantheon in Rom zum Studium gedient hatte, wohl einen schöneren Bau zu Stande gebracht. Immerhin hatte man nun gelernt, eine solche riesige Kuppel zu überwölben, und man sagt mit Recht: ohne Santa Maria del Fiore gäbe es nicht St. Peter in Rom.

An den Kuppelraum schließen sich nach drei Seiten Kreuzarme, welche, obwohl klein im Verhältniß zum Hauptschiffe, an sich die Größe ganzer Kirchen haben. Als ich neulich einmal in den Dom trat, glaubte ich denselben ganz leer, ich sah Niemanden, hörte indessen in der Ferne Jemanden laut sprechen. Dem Tone nachgehend, fand ich zu meinem Erstaunen in dem einen Kreuzarm eine große Gemeinde versammelt und einen Prediger auf der Kanzel. Nebenbei gesagt war es höchst interessant, diesen Mann, der seiner reichen Kleidung nach ein höherer Geistlicher zu sein schien, zu beobachten. „Ich hab' es öfters rühmen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren." Lebhaftere Gestikulation, reichere Modulation der Stimme kann kein Schauspieler auf der Bühne entwickeln. Indessen

waren die Bewegungen des Körpers und der feinen Hände bei aller Lebhaftigkeit außerordentlich graziös und beredt. Die Predigt erging sich über die jetzige Verfolgung der Kirche und die Gewißheit ihres endlichen Sieges.

Aus dem Innern des Domes habe ich Dir keine Einzelheiten von hervorragendem Interesse zu nennen. Es sind da zwei sehr schöne Erzthüren von Luca della Robbia. Sie bilden den Eingang zu der Sakristei, in welche bei der Verschwörung der Pazzi Lorenzo dei Medici sich rettete, während sein Bruder Giuliano in der Kirche erschlagen wurde. Die festen Thüren schützten ihn, bis Hülfe herbeikam. An den marmornen Chorschranken fielen mir gute Reliefs von Aposteln und Heiligen auf, besonders die geschickte Einordnung der Figuren in den architektonischen Rahmen gefiel mir. Zu meinem Erstaunen ermittelte ich, daß diese Reliefs von dem viel geschmähten Bandinelli herrühren.

Im Ganzen genommen macht das Innere des Domes auf mich einen ernsten, aber kalten Eindruck. Vergleiche ich ihn mit dem Dom von Pisa, so muß ich zugeben, daß in ihm allerdings eine höhere Bauordnung waltet: die Pfeiler statt der antiken Säulen, die gemauerten Wölbungen statt der flachen Holzdecke, die große Kuppel, sind lauter bauliche Fortschritte. Aber an malerischem Reiz ist in meinen Augen die alte Säulenkirche in Pisa weit überlegen.

Der kurzen Zeit, welche Giotto leitender Architekt des Dombaues war, hat der geniale Meister ein herrliches Denkmal gesetzt. Dicht am Dom, neben der Façade, erhebt sich ein Glockenthurm, welcher von ihm begonnen und nach seinem Tode genau seinen Zeichnungen und Angaben gemäß vollendet wurde. Mit Entzücken betrachte ich jedesmal dies Prachtwerk italienischer Gothik. Von oben bis unten ist der große Thurm mit den schönsten Zierrathen geschmückt und mit weißem, rothem und schwarzem Marmor bekleidet. Man kann nichts Reizenderes sehen als das Maaßwerk der Fenster.

Die unteren Parthien des Thurmes sind mit Statuen und Reliefs von Giotto, Donatello, Andrea Pisano und andern tüchtigen Künstlern reich ausgestattet. Der ganze Bau ist vor nicht langer Zeit von oben bis unten restaurirt und abgewaschen, so daß er wie neu aussieht und das wundervolle Material zur vollsten Geltung kommt.

Der Vorderfront des Domes gegenüber liegt das Baptisterium San Giovanni. Ueber das Alter dieses achteckigen, von einer Kuppel überwölbten Baues sind sich die Kunsthistoriker nicht einig. Die Angaben gehen weit aus einander.

Auch dieser Bau ist, wie seine Nachbarn, der Dom und Campanile, außen gänzlich mit Marmor bekleidet. Durch wenig vortretende Pilaster, Halbsäulen und Rundbögen ist im Verein mit einer geschickten Abwechselung schwarzen und weißen Marmors eine anmuthige Dekoration hergestellt, welche sich der inneren Gliederung des Gebäudes anschließt.

Es ist dies die Florentiner Weise, welche gleichzeitig mit dem Dombau in Pisa entstand und deren ich schon dort Erwähnung that.

Den Hauptruhm des Gebäudes bilden seine Erzthüren. Die ältesten, an der Südseite, sind von Andrea Pisano, einem Schüler des Giovanni Pisano, des Sohnes Niccolò's. Die in den Feldern derselben angebrachten Reliefs stellen Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers in einfacher, vorzüglicher Weise dar. Mit der weisen Beschränkung, welche dem Relief zukommt, schildert der Künstler durch wenige Figuren in klarer Weise den betreffenden Vorgang.

Entschieden diesem Muster folgend, hat dann Ghiberti die gegenüberliegende Thür gebildet; sogar die dem Relief nicht günstige, krummlinige, gothische Einfassung der einzelnen Felder ist beibehalten. Ghiberti erhielt als zwanzigjähriger Jüngling den Auftrag auf diese Thüren, nachdem seine Probearbeit in einer Konkurrenz, an welcher sich die größten Künstler jener Zeit betheiligten, gesiegt hatte. Einundzwanzig Jahre hat er an ihnen gearbeitet! Die Reliefs, Vor-

gänge aus dem Leben Christi, sind in jeder Beziehung meisterhaft. In den einzelnen Bildern sind allerdings schon weit mehr Figuren als bei Andrea Pisano, aber doch ist noch Alles vollkommen klar und dem Reliefstyl angemessen.

Als diese Thür fertig war, gab die Signoria ohne weitere Konkurrenz dem Ghiberti Auftrag auf die dritte, dem Dom gegenüber liegende. Der Künstler erhielt gänzlich freie Hand zu machen, was er wolle. So entstanden die Thüren, von denen Michelangelo sagte, sie seien werth, die Pforten des Paradieses zu sein. Es ist ein Unglück mit solchen übertriebenen Aussprüchen. Mit hochgeschraubten, unklaren Vorstellungen und Erwartungen, welche dann natürlich keine Befriedigung finden, tritt man an ein solches übermäßig gepriesenes Werk heran. Erst nachdem man den Aerger der Enttäuschung und den demüthigenden Zweifel an der eigenen Auffassungskraft überwunden hat, gelangt man, wie bei jedem anderen Kunstwerk, durch unbefangenes, ruhiges Betrachten zum Genuß. Bei aller Schönheit im Einzelnen, welche ich nicht verkenne, kann ich doch Denen nicht beipflichten, welche diese letzteren Thüren Ghiberti's unbedingt loben und weit über die ersteren stellen. Der Künstler überschritt hier augenscheinlich die richtigen Grenzen des Reliefs. Er folgte dem damals in der Malerei herrschenden, realistischen Zuge, und glaubte, wie diese, die Dinge möglichst genau so darstellen zu müssen, wie er sie wirklich sah. So schuf er in den Feldern seiner Thüren ganze Gemälde von Erz. Die Bilder, Scenen aus dem alten Testament, enthalten unzählige Personen und Dinge, welche sich perspektivisch abstufen, im Hintergrunde bildet er ganze Kriegsheere, Städte und Landschaften. Es sind eben Bilder, darin liegt der Widerspruch, man kann nicht plastisch malen. Die Herstellung dieser Thüren hat 27 Jahre gedauert, eine Zeit, welche bei der Unzahl der Figuren und der Feinheit der Arbeit eher kurz als lang erscheint.

Ueber den oben geschilderten drei Thüren sind schöne Freigruppen angebracht: Johannes der Täufer predigend, die Enthauptung des-

selben, und Christi Taufe. Letztere ist ein vorzügliches Werk des Andrea Sansovino, welchem wir schon im Dom zu Genua begegnet sind.

Wie es eigentlich im Innern des Baptisteriums aussieht, kann ich Dir noch nicht sagen. Bis jetzt war bei dem dunklen Wetter nicht Viel zu unterscheiden. Vergebens habe ich mich bemüht, aus den Mosaikbildern, welche die ganze Kuppel innen bedecken, klug zu werden. Um so reizender war ein lebendes Bild, welches sich mir neulich in dem alten Gebäude darbot. Ein kleines Kind wurde getauft. Der Priester im Ornat, der Meßner mit einem großen Wachslichte hinter ihm, die schöne junge Frau mit dem Kinde, daneben der Vater mit einem echten Josephskopf, der uralte Taufstein, — das gab zusammen ein wundervolles Bild. Die kleine Gruppe wurde fast nur von dem großen Kirchenlichte erhellt, daß der Meßner trug. Und nun der Kontrast zwischen dem eben aufgekeimten Leben und der uralten, heiligen Stätte. Wohl erscheint da die katholische Kirche in ehrwürdigem Lichte. Schon anderthalb Jahrtausende tauft man an dieser Stelle immer im selben Namen, immer mit denselben Worten und im Auftrage derselben Kirche. Wie kurzlebig und modern erscheint dieser uralten Tradition gegenüber alles protestantische Wesen!

---

den 22. December.

Heute war ich im Boboli-Garten. Das Wetter war besser; der Regen hatte aufgehört und ich hoffte einen Ueberblick über die Lage von Florenz zu gewinnen, da der Garten sich eine Anhöhe am südlichen Rande der Stadt hinaufzieht. Leider war es Nichts mit der Aussicht, ein grauer Dunst lag über Stadt und Land. Nur soviel konnte ich sehen, daß Florenz in einem weiten, von ziemlich hohen Bergen eingefaßten Thale liegt. Die Höhen waren mit Schnee bedeckt.

Im Uebrigen war der Weg sehr belohnend. Der Garten hat eine bedeutende Ausdehnung und ist schon um das Jahr 1500 angelegt. Herrliche Pinien und Cypressen stehen darin. Das Ganze ist in jenem alten grandiosen Styl gestaltet, der mit großen Linien und Kontrasten rechnet. Die Anlagen sind mehr architektonisch als naturalistisch gehalten. In meinen Augen ist dies für einen Schloßpark richtiger als die Nachahmung der freien Natur im Kleinen, wie sie im Sinne des sogenannten englischen Gartens liegt. Nur so konnte der vornehme Eindruck erzielt werden, den die Erbauer im Auge hatten und haben mußten. Der Park bildet nämlich den Schloßgarten zum Palazzo Pitti. Ich habe vorher viel von dem großartigen Charakter dieses Schlosses gelesen und kann das allgemeine Urtheil nur bestätigen. Es ist aufgethürmt aus ungeheuren Quadern, die architektonischen Linien des großen Gebäudes sind auf die einfachsten Umrisse in gleichmäßiger Wiederholung beschränkt. Burckhardt sagt treffend: „Man fragt sich, wer denn der weltverachtende Gewaltmensch sei, der mit solchen Mitteln versehen, allem blos Hübschen und Gefälligen so aus dem Wege gehen mochte".

Ursprünglich von Brunelleschi für die Familie Pitti erbaut, gelangte der Palast später durch Kauf an die Medici. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wohnten hier die Großherzöge von Toskana und als deren Nachfolger Victor Emanuel, so lange Florenz die Hauptstadt Italiens war. Die innere Einrichtung des Palastes ist überaus reich, sie stammt noch von den Medici her und übertrifft an gediegener Pracht Alles, was ich Derartiges noch gesehen habe. Das Kostbarste in dem großen Schlosse aber ist die berühmte Gemälde-Gallerie im obersten Stockwerk. Von dieser kann ich Dir aber heute noch Nichts erzählen, ich bin nur aus Neugierde einmal hindurch gelaufen.

den 25. December.

Mit dem Regen ist es nun vorbei, dafür ist es aber eisig kalt und trocken, eine Luft, wie sie bei uns an bösen Märztagen zu sein pflegt. Am Weihnachtsabend holte ich mir vier Briefe von der Post, und herzlich freute mich der Gruß aus der Heimath gerade an diesem Tage. Im Uebrigen wird der Sinn hier wenig auf das Weihnachtsfest hingelenkt, man sieht keinen Tannenbaum. Die Italiener machen es wie die Franzosen, sie feiern statt dessen den Neujahrstag: capo d'anno. In Süddeutschland führen die Katholiken in der heiligen Nacht schöne Weihnachtsgesänge in den Kirchen auf. Ich hörte, hier sei in der Santa Annunziata dasselbe der Fall und fuhr Nachts dorthin. Notabene sonst liege ich regelmäßig um zehn Uhr im Bett. Ich hätte mir den Weg sparen können, es war da Nichts, was das Herz erfreuen konnte!

Auf dem etwas erhöhten Chorraum vor dem Hauptaltar agirten etwa zwölf Geistliche, unter ihnen drei hohe Würdenträger. Um zwölf Uhr wurde über dem Altar ein Christuskind aus Wachs enthüllt, das war die Pointe. Nun beteten jene drei, begleitet von den Uebrigen, welche enorme Leuchter trugen, bald von rechts, bald von links, bald gerade aus das „bambino" an. Inzwischen wurde der oberste Priester mehrmals sorgsam nach einem goldenen Sessel geleitet, um sich von der Strapaze zu erholen. Während der ganzen Feier tönte hinter dem Altar eine monotone, unisono gesungene Litanei hervor, die Sänger konnte man indeß nicht sehen. Der ganze Vorgang war vollkommen theatralisch und es muß manche Probe gekostet haben, den Lichterträgern die Bewegungen einzustudiren, sie schwenkten und stellten sich wie Soldaten.

Ich habe gar nichts dagegen, daß man eine kirchliche Feier durch dramatische Handlungen zu erhöhen sucht, im Gegentheil, ich bin sehr empfänglich für solche auf das Auge wirkenden Eindrücke. Aber man muß sie schöner gestalten, wie es hier geschah. Statt sich würdig und frei zu bewegen, gefielen sich die Priester in puppen-

haften und ausdruckslosen Geberden. Freilich werden sie durch die Meßgewänder, welche von Gold und Verzierungen vollkommen steif sind und keine Falten werfen, sehr gehindert, es mag schwer sein, auch nur eine edle ruhende Stellung in ihnen zu Wege zu bringen. Dabei ragt der Kragen unschön und steif so hoch empor, daß man hinten kaum den kahlen Scheitel des Inhabers zu sehen bekommt. Warum stellen sie nicht lieber die heiligen drei Könige dar, die das Christkind anbeten, da ließe sich einmal aller Pomp und alles Prachtgeräth der Kirche schön anwenden! Wie herrlich und rührend müßte es sein, wenn solch ein Bild von Dürer oder Paul Veronese lebendig würde!

Merkwürdig berührt den Protestanten die Inaktivität der Gemeinde bei dem ganzen Vorgang. Sie ist durch eine Schranke von dem Klerus im Chorraume getrennt und sieht eigentlich nur dem Treiben desselben zu. Die Worte, welche die Geistlichen singen oder murmeln, sind in der Kirche durchaus unverständlich. In der That war denn auch von irgend einer geistigen Theilnahme der Gemeinde Nichts zu entdecken. Jeder vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte, mit Schwatzen, halb unterdrücktem Kichern, Umherkucken oder Schlafen. Die ganze Anschauung ist eben eine andere wie bei uns. Es scheint im Grunde nur darauf anzukommen, daß dem Christuskinde in der heiligen Nacht Gesänge, Gebete und Lichter dargebracht werden, und dies zu thun ist Sache des Klerus. Es ist sein Geschäft und er besorgt es auf's Gewissenhafteste. Damit ist dem Zwecke Genüge geleistet. Der Laie braucht sich nicht auch noch zu bemühen. Ob er hingeht und als Zuschauer der Feier beiwohnt oder nicht, ist irrelevant. Christus ist mit der offiziellen Anbetung seitens des Klerus zufrieden.

Es ist häufig erzählt worden, die Italiener spielten auf der Orgel Opernmelodieen, das ist buchstäblich wahr. In den kurzen Zwischenpausen der Litanei spielte der Organist Verdi'sche Opernmelodieen mit Trillern und Rouladen.

Als ich nach Haus fuhr, sah ich alle Restaurants, Kaffeehäuser und Schenken voll Menschen. Es ist Sitte, nach der Feier in der Kirche gut zu soupiren und sich eine vergnügte Nacht zu machen. Ja ja! „Weihnachten" und „Natale" sind zwei sehr verschiedene Dinge!

X.

Florenz, den 26. Dezember 1874.

Heute holte ich mir noch vier Briefe von der Post. So habe ich denn zu Weihnachten im Ganzen nicht weniger als acht Briefe aus der Heimath bekommen, wahrlich ein reiches Festgeschenk! Ich bin glücklich, daß so Viele meiner in Liebe gedenken.

Aus einigen der Briefe leuchtet mir ein leises Mitleiden mit meiner einsamen Existenz in der fremden Stadt hervor. Ich kann Euch zum Troste sagen, daß ich mich dieser Einsamkeit geradezu freue, obwohl sie größer ist, als ihr vielleicht annehmt. Seit acht Tagen schon wohne ich nämlich nicht mehr im Albergo Gran Bretagna, sondern in einem Privatlogis in der Nähe des Palazzo Pitti. In dem großen Hotel, in welchem nur Engländer und Amerikaner wohnen, war es mir aus verschiedenen Gründen nicht behaglich, auch konnte ich kein Zimmer niedriger als im vierten Stock bekommen. Das Treppensteigen aber fällt mir immer noch etwas schwer. Meine jetzige Wohnung besteht aus zwei gut möblirten Zimmern im ersten Stock eines sauberen Hauses. Ich habe meine kleine Reisebibliothek ausgepackt und mich so wohnlich als möglich eingerichtet. Da bin ich denn allerdings allein, aber ich fühle in der That noch gar kein Bedürfniß nach Gesellschaft und mit einem Reisebegleiter, wie ihr mir einen solchen zu wünschen scheint, wüßte ich vollends nichts anzufangen. Der Tag beginnt mit einigen höchst behaglichen Morgenstunden, in welchen ich meine Bücher vornehme und mich auf den Tag präparire. Um elf Uhr fahre oder gehe ich

aus und sehe. Komme ich dann, wie gewöhnlich, um halb vier nach Hause (um drei werden die Gallerien geschlossen), so halte ich, da ich mich doch einmal pflegen soll, eine Stunde Rast auf meinem bequemen Sopha. Gegen fünf nehme ich mein Mittagessen in einer Restauration am Signorieplatz. Da ergiebt sich dann auch Gelegenheit, mit einem Tischnachbar ein freundliches Wort zu reden. Wenn ich zurück komme, finde ich ein lustig flackerndes Feuer im Kamin und eine helle Petroleumlampe auf dem Tisch. Was kann es Behaglicheres geben, als sich dann dicht an das warme Feuer zu setzen, die Eindrücke des Tages Revue passiren zu lassen, oder zu lesen. Ich habe Grimm's „Leben Michelangelo's" wieder vorgenommen, das ist und bleibt doch das anregendste Buch, das man über italienische Kunst lesen kann. Ich kenne es schon lange und verdanke ihm Viel, nun denke Dir aber, welches Vergnügen es macht, das vortreffliche Buch in Florenz zu lesen, an Ort und Stelle, nachdem man eben die Dinge gesehen hat, von denen der Autor spricht. In diesen friedlichen Abendstunden schreibe ich auch meine Briefe und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß besonders das Geplauder mit Dir mir manche Stunde in angenehmster Weise verkürzt. Ich glaube, ich könnte eine solche Existenz lange führen, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Jeder Tag bringt eine Fülle bedeutender Eindrücke, und zugleich habe ich die frohe Empfindung, noch niemals meine Zeit nützlicher angewandt zu haben.

In Neapel und Rom wird es schon anders werden, dort werde ich Gesellschaft genug finden, und dort werde ich sie auch brauchen können. Doch nun genug von mir!

Schon vor dem Feste bin ich aus den Uffizien in den Palazzo Pitti umgezogen. Beide Sammlungen sind durch einen, etwa zehn Minuten langen Korridor, welchen Vasari geschickt angelegt hat, verbunden. Durch und über die dazwischen liegenden Häuser geht er fort, und überschreitet sogar den Arno über dem Ponto Vecchio. Auch dieser lange Korridor ist mit Kunstwerken angefüllt, es hängen

da die werthvollsten Stiche, Holzschnitte und Handzeichnungen. Von letzteren allein besitzen sie über dreißigtausend. Natürlich ist nur ein geringer Theil ausgehängt, darunter 24 von Lionardo da Vinci, 37 von Raphael und 21 von Michelangelo. Leider gestattet mir mein Programm für dieses Mal nur eine ganz oberflächliche Betrachtung dieser Schätze. Ich darf mich zur Zeit noch nicht auf Nebenwegen der Kunst ergehen, erst muß ich auf der Hauptstraße besser Bescheid wissen. An sich sind solche Handzeichnungen im höchsten Grade interessant, besonders die Studien der Meister zu ihren ausgeführten Bildern. Man sieht, wie die Komposition zuerst dem Künstler vorschwebte, wie er sie dann veränderte und verbesserte, bis schließlich die im Bilde ausgeführte Anordnung entstand. Die Eigenart der Meister tritt nirgends schärfer hervor als in solchen, nicht zur Veröffentlichung bestimmten Zeichnungen. Man belauscht gleichsam den Künstler in seinem Studio und sieht das Werden seines Werkes.

Die Sammlung des Pitti präsentirt sich wesentlich anders als die Gallerie der Uffizien. Die Räume der letzteren sind direkt zu ihrem jetzigen Zwecke erbaut. Für gutes Licht ist allenthalben gesorgt, die ganze Einrichtung ist nüchtern und zweckmäßig. Dagegen sind die Gemälde des Pitti in einer Reihe von Prunkgemächern des Palastes untergebracht, welche eigentlich zu diesem Zwecke nicht besonders taugen. Das Licht tritt durch wenige große Seitenfenster ein und deshalb ist die Beleuchtung an manchen Stellen höchst mangelhaft. Da hängen mitunter werthvolle Sachen in so dunklen Ecken, daß man kaum das Sujet erkennen kann. Hätten wir nur in der Hamburger Kunsthalle die Bilder, welche hier an den Fensterwänden hängen, Niemandem zu Nutze! Im Uebrigen wirkt wieder die fürstliche Pracht im Pitti wohlthuend auf den Besucher, es weht dort eine vornehme mediceische Luft. In vergoldeten Armsesseln neben den kostbarsten Mosaiktischen sitzend, betrachtet man mit Muße die herrlichen Bilder.

Die Uffizien enthalten etwas über 1300 Gemälde, der Pitti fast 500. Die großen Namen folgen in letzterer Sammlung noch dichter, wie in ersterer. Ich wage nicht, mich hier auf irgend welche Einzelheiten in Betreff der Bilder selbst einzulassen, was läßt sich in Kürze darüber sagen! Ich sammle mir von den besten Sachen Photographien und freue mich schon jetzt darauf, sie Dir zu zeigen. Dabei werde ich dann mündlich Manches berichten können. In beiden Sammlungen zusammen befinden sich nicht weniger als fünfzehn zweifellose Bilder von Raphael, der fragwürdigen gar nicht zu gedenken. Noch weit zahlreicher sind die Werke Andrea del Sarto's und Fra Bartolomeo's. Von älteren Florentinern sieht man weniger als man erwarten sollte, dagegen Venetianer in großer Zahl, vor Allem Tizian's. Aber nicht allein die italienische Kunst, auch die deutsche und niederländische ist in diesen Ruhmeshallen herrlich vertreten. Zahlreiche Bilder von Holbein, Kranach, Dürer, van Dyck, Rembrandt und Rubens sichern der nordischen Kunst einen Ehrenplatz.

Die Ordnung der Gallerien ist eine ganz mangelhafte. Im Pitti ist überall keine Eintheilung bemerkbar, man hat die Bilder ihrer Größe nach untergebracht und daneben den beliebtesten das beste Licht zuzuwenden gesucht. Auf Schule und Zeit ist gar keine Rücksicht genommen, es hängt Alles durch einander. In den Uffizien ist zwar nominell eine Eintheilung nach Schulen vorhanden, aber sie ist nicht durchgeführt. Die gute Absicht mag an der Schwierigkeit, die Größe der einzelnen Zimmer und die Anzahl der hinein gehörenden Bilder in Einklang zu bringen, gescheitert sein.

Eine gesonderte und höchst interessante Abtheilung der Uffizien bildet die „Gallerie der Malerbildnisse". In zwei Sälen hängen etwa 250 Portraits berühmter Maler, die meisten von ihnen Werke eigener Hand, eine Sammlung, welche in der Welt nicht ihres Gleichen hat. Ich kann mich nicht satt sehen an den prächtigen, charaktervollen Köpfen. Da hängt das bekannte reizende Bild Raphael's, da sieht Dir Lionardo's gewaltiges, wie von einer Löwen-

mähne umwalltes Haupt entgegen. Dürer, Rubens, Holbein und van Dyck sind so gut zu finden wie Tizian, Perugino, Masaccio und Guido Reni. Es ist kein Unterschied in der Nationalität gemacht und auch vielen neueren Künstlern ist die Ehre zu Theil geworden. Unter diesen sind mir besonders die Portraits von Angelica Kauffmann und Madame le Brun lieb, letzteres ist ein ganz entzückendes Bild. Die junge Malerin mit einer weißen Haube auf dem Kopfe sitzt an ihrer Staffelei und sieht über die Palette weg den Beschauer mit einem unglaublich liebenswürdigen Gesicht, treuherzig und schalkhaft zugleich, an. Man muß der kleinen Person von Herzen gut sein, auch wenn man sonst gar nichts von ihr weiß.

Die Kataloge sind in beiden Sammlungen dürftig und unwissenschaftlich, überdies wimmeln sie von Druckfehlern. Es ist mir unbegreiflich, daß sich Niemand berufen fühlt, verständige und zuverlässige Verzeichnisse herzustellen. Die Kosten wären ja dem unermeßlichen Werthe der Kunstschätze gegenüber verschwindend klein. Freilich müßte ein tüchtiger Kunsthistoriker dafür gewonnen werden.

---

den 30. Dezember.

In den letzten vier Tagen bin ich den Spuren Meister Giotto's nachgegangen. Die Kirchen Santa Maria Novella und Santa Croce mit ihren Kapellen und Kreuzgängen sind die großen Fundgruben für die Werke seiner Schule. Die Wände in ihnen sind bedeckt mit ihren Fresken und noch immer werden durch kunstvolle Abwaschung übertünchter Wände neue zu Tage gefördert. Angesichts des großen Einflusses, welchen Giotto auf die Entwickelung der Malerei gehabt hat, ist das Studium jener Fresken von größtem Interesse und für den Reisenden um so wichtiger, als dieselben durch Photographien nur sehr unvollkommen, ja zum Theil gar nicht wiedergegeben werden können. Man kann sie also nur an Ort und Stelle kennen lernen.

Giotto's Stellung in der Kunstgeschichte mit wenig Worten zu präzisiren ist nicht leicht, in dem engen Rahmen eines Briefes kann ich sie vollends nur durch einige kurzgefaßte Notizen mehr andeuten als schildern. Ich glaube aber, Dir diese wenigstens geben zu sollen, um Dich rasch zu orientiren und Dir das große Interesse zu verdeutlichen, welches mich zu den genannten Kirchen hinzog.

Um die Schule Giotto's der Zeit nach und in ihrem Verhältniß zu den andern Künsten kurz zu bezeichnen und zu umgrenzen kann man sagen: sie gehörte dem gothischen Style an. Sie blühte mit diesem am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts auf und wurde ebenso wie dieser durch die Renaissance im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts verdrängt. Die Italiener nahmen — wie ich dies bereits neulich erwähnte — den gothischen Styl nur bedingt an. In den Kirchen blieben, anders als bei uns, große Wandflächen, und diese zu schmücken, war naturgemäß die Malerei berufen. Sie fand Gelegenheit, sich gerade in ihrem wichtigsten Zweige, in der monumentalen Wandmalerei al fresco zu ergehen und so kann man sagen, daß die unvollendete und inkonsequente Ausbildung der gothischen Architektur in Italien ein Glück für die Schwesterkunst war.

Die ältere Kunstgeschichte lehrt nach dem Vorbilde Vasari's, daß mit dem Untergange der antiken Welt die Malerei als nationale Kunst in Italien fast gänzlich erlosch. Nach ihr waren es lediglich griechische Künstler, welche fortan den Bedarf deckten, während die wenigen etwa vorhandenen italienischen Maler sich darauf beschränkten, deren Werke zu kopiren oder doch als Vorbilder zu nehmen, wenn sie einmal selbstständig komponirten. Sie nennt diesen von den Griechen geübten Styl den „byzantinischen" und rechnet ihm alle Werke vom Aufhören der antiken Malerei bis zum Auftreten Giotto's zu. Diesem nämlich vindizirt sie das ungeheure Verdienst, Italien von der Herrschaft der fremden Kunstweise befreit zu haben. Giotto persönlich und allein soll, angeregt durch das in gleicher Richtung sich bewegende, aber noch befangene Streben seines

Lehrers Cimabue, wieder eine nationale Malerei geschaffen oder, man kann wohl sagen, erfunden haben.

Die neuere Kunstwissenschaft indeß, von vorn herein wenig geneigt, so bedeutende Umwandlungen der individuellen Erfindung einzelner Personen zuzuschreiben, modifizirt diese Annahmen wesentlich. Sie hat nachgewiesen, erstens, daß sich eine nationale, wenn auch untergeordnete Malkunst von Alters her neben der „byzantinischen" in Italien erhalten hat, zweitens, daß der außerordentliche Aufschwung, den sie zu Giotto's Zeiten nahm, nicht ihm allein zu danken ist, vielmehr Viele vor und neben ihm daran Theil haben, endlich daß der neue Styl dem vorhandenen byzantinischen nicht feindlich gegenüber trat, sondern ihn eher in sich aufnahm.

Darin sind sich freilich ältere, wie neuere Kunstforscher einig, daß Vasari Recht hat, wenn er Giotto den größten Maler seines Jahrhunderts nennt. Schon zu seinen Lebzeiten wurde er dafür gehalten und in ganz Italien hoch geehrt. Auch seine zahlreichen Schüler und Nachfolger glaubten nichts Besseres thun zu können, als sich möglichst genau an die Darstellungsweise des Meisters zu halten. Die Werke der „Giotteschen" haben aus diesem Grunde viel Gemeinsames, gewisse Eigenthümlichkeiten finden sich bei allen wieder, und man kann deshalb von ihnen Manches in Summa sagen.

Der Eindruck, den die Giotto'schen Fresken auf den Beschauer machen, ist schwer zu schildern, er ist ein tiefer und rührender. Freilich muß man sehen wollen und sich mit Liebe in ihren Anblick versenken, sonst wird man den Schatz nicht heben.

Beim ersten Anblick wirken sie wenig anziehend. Die alten Bilder sind meistens stark verblaßt und vielfach beschädigt, so daß man anfänglich Mühe hat, sich zurecht zu finden. Ferner ist die Darstellung im technischen Sinne noch höchst befangen. Man wollte noch nicht, wie im fünfzehnten Jahrhundert, den Schein der Wirklichkeit hervorbringen. An eine Täuschung des Auges dachte man nicht, das zeigen schon die Farben, welche keineswegs immer der

Natur entsprechen. Die Gewänder sind noch stofflos, Du kannst nicht sagen, ob sie von Leinen, Sammt oder Seide gedacht sind. Von einer richtigen Perspektive ist noch keine Rede. Trotzdem aber tritt Dir der geschilderte Vorgang mit merkwürdiger Lebhaftigkeit entgegen. Die Giottesken erzählen meisterhaft, darin liegt zunächst die Wirkung. Alles, was zur Erklärung des Vorganges dienen kann, malen sie furchtlos hin, wenn auch mitunter in kindlichster Weise. Auf Nebensächliches kommt es ihnen dabei nicht an und der Wirklichkeit braucht es auch nicht strenge zu entsprechen. Da sitzen drei Männer in einem Schiffe, das nicht größer ist, als ein mittelmäßiges Faß, und sie niemals tragen könnte. Damit man nicht im Zweifel sei, daß mit der blauen Fläche darunter Wasser gemeint sei, schwimmen einige wunderliche Fische oben auf und ein Angler steht am Ufer, der an sich mit der Scene nichts zu thun hat. Die Leute sitzen in Häusern, die so niedrig sind, daß sie mit dem Kopfe durch das Dach stoßen, wenn sie sich erheben. So unvollkommen nun aber auch mitunter diese Aeußerlichkeiten sind, so vorzüglich ist stets das Dramatische gegeben. Die Bewegungen und Geberden der Figuren sind höchst energisch und bezeichnend, wenn auch häufig eckig. Der Ausdruck der Köpfe ist sehr lebhaft, nicht aber eigentlich individuell, da gewisse Typen vielfach wiederkehren.

Fesselt so den Beschauer zunächst die naive und doch so kräftige Vortragsweise der Giottesken, so nimmt bei näherer Betrachtung die aus ihren Erzählungen hervorleuchtenden Anschauungen das Interesse in Anspruch. Die Bilder spiegeln die Vorstellungen des vierzehnten Jahrhunderts in bezaubernder Frische und Lebhaftigkeit wieder, besonders tritt uns die kindliche, von jedem Zweifel freie und buchstäbliche Auffassung aller von der Kirche gelehrten Dinge überraschend und rührend entgegen. Für Giotto sind Gott Vater, Christus, die Engel und Teufel ebenso wirkliche Personen wie Abraham, Herodes oder der Pabst. Er kommt garnicht auf den

Gedanken, daß Jemand an ihrer thatsächlichen Existenz zweifeln könnte und hält es deshalb auch nicht für nöthig, ihnen durch Einhüllung in Wolken, besondere Beleuchtung oder andere moderne Kunstmittel ein überirdisches Ansehen zu geben. Er malt nur dann Wolken, wenn er bezeichnen will, daß die Handlung im Himmel vor sich geht, oder um anzudeuten, daß eine bestimmte Figur schwebt und nicht geht. Der Heiligenschein ist eine feste, undurchsichtige Goldscheibe, die er sich so körperlich denkt, daß seine Heiligen sich augenscheinlich in Acht nehmen, sich nicht damit zu stoßen. Die Betreffenden tragen diesen Schein als ein ihnen zustehendes Recht, ihn fortzulassen würde eine Sünde sein. Das dargestellte Wunder hat sich so zweifellos ereignet, daß auch hier der Künstler nicht nöthig hat, den Vorgang durch besondere Scenerien und Idealisirung für den Beschauer erst in eine geheimnißvolle Sphäre zu rücken und dadurch wahrscheinlicher zu machen. Christus holt den heiligen Johannes sammt seinem Goldschein aus dem engen Hofe einer kleinen Halle zu sich empor, worüber die Zurückbleibenden mit Recht nicht wenig erstaunt sind.

Der größte Reiz der Bilder Giotto's liegt aber weder in ihrer naiven Technik, noch in der alterthümlichen und uns frappirenden Auffassung der Dinge, sondern in ihrer inneren sittlichen Wahrhaftigkeit. Sie schildern das Seelenleben in unvergleichlich aufrichtiger und keuscher Weise. Der Maler hat stets nur im Auge, den betreffenden Vorgang, so wie er seiner Phantasie vorschwebt, wiederzugeben, der Sache selbst wegen, nicht um ein schönes Bild zu malen. Alles, was ihm dienen kann, die Handlungen und Empfindungen der betheiligten Personen zu verdeutlichen, ist ihm willkommen, auf eine Bestechung der Sinne verzichtet er dagegen gänzlich. So wird auch der Beschauer durch keine Aeußerlichkeiten abgezogen, sondern direkt dem geistigen Inhalt der Bilder gegenübergestellt, und durch die einfache, aber fein und tief gefühlte Auffassung des Vorganges ergriffen.

Was ich hier sage, bezieht sich in vollem Umfange auf die Bilder Giotto's und Orcagna's, seines größten Nachfolgers, in beschränkterem Sinne auf die übrigen Giottesken, welche jene Meister nachahmen, aber nicht erreichen. „Originell" sein wollte keiner von ihnen. Manche Scenen findet man in ganz gleicher Weise an verschiedenen Stellen wiederholt. Die Besteller wollten es wohl zum Theil so haben. Ein bestimmter Heiliger mußte so und so aussehen, ein Vorgang auf hergebrachte, einmal bekannte Weise geschildert sein, sonst war es nicht das Rechte. Unsere Kinder wollen es noch heute so.

Hundert Jahre hat man so mit wenigen Veränderungen weiter gemalt. Dann kamen Masolino und Masaccio und es wurde auch diese Kunstepoche als veraltet zu Grabe getragen, um dem Realismus und Individualismus der Renaissance Platz zu machen. Wer aber diese große Zeit der Renaissance, die goldene Zeit der Malerei, recht verstehen will, der muß auch Giotto kennen.

Santa Maria Novella und Santa Croce enthalten außer den oben besprochenen Fresken noch manche andere Anziehungspunkte. Beide sind hervorragende italienisch-gothische Bauten. Santa Croce enthält eine Reihe berühmter Gräber, darunter Michelangelo's, und auch manche Ehrenmonumente bedeutender Männer, welche nicht dort begraben sind. Vor der Kirche erhebt sich ein schönes, erst 1865 aufgestelltes Denkmal Dante's.

In Santa Maria Novella befindet sich das berühmteste Tafelbild Cimabue's, die Madonna dei Rucellai. Die Züge der Mutter Gottes sind, obgleich ganz dem älteren hergebrachten Typus entsprechend, voll Anmuth, Milde und Würde, und die sechs, den Thron umgebenden, knieenden Engel lichte, holdselige Geschöpfe. Dies Bild ist recht geeignet zu bestätigen, was man von Cimabue sagt: daß er es verstand, innerhalb des hergebrachten byzantinischen Styles seine Gestalten mit individuellem Leben und freier Schönheit zu beseelen.

Ferner enthält dieselbe Kirche ein herrliches Werk des fünfzehnten Jahrhunderts, des „Quatrocento", wie die Italiener sagen. Der Chor ist nämlich von Domenico Ghirlandajo mit Bildern aus dem Leben Johannes des Täufers und Maria's ausgeschmückt. Wer sich mit den alterthümlichen Fresken Giotto's nicht befreunden kann, wem es nicht gelingt, sich in sie hinein zu denken, der flüchte sich hierher, hier sprudelt ihm frisches, reales, gegenwärtiges Leben aller Art entgegen. In großen, figurenreichen Bildern schildert der treffliche Maler die biblischen Historien, aber die Personen sind keine alten Israeliten, sondern Florentiner Edelleute, wie sie zu des Malers Zeiten lebten, sie sind es von Figur und Gesicht, von Kleidung und Geberden. Da ist zum Beispiel die Geburt Maria's geschildert. Die heilige Anna liegt als Wöchnerin auf einem Prachtbett in einem fürstlichen Zimmer, das im Style der Frührenaissance reich geschmückt ist. Zu ihr herein kommen fünf schöne, adelige Florentiner Damen in eleganter, moderner Tracht, sittig und von feinstem Benehmen. Schwebte nicht der heiligen Anna der Nimbus um's Haupt, so könnte man denken, das Bild stelle das Wochenbett einer hochadeligen Florentinerin dar, welche von ihren gleich vornehmen Freundinnen besucht wird. Wohin man auch auf Ghirlandajo's Fresken blickt, treten einem schöne Gestalten, interessante Gesichter und vorzügliche Gruppen entgegen. Viele der Figuren sind Portraits berühmter Florentiner, der Küster nennt Dir eine ganze Reihe. Michelangelo hat an diesen Fresken mitgearbeitet; als er zu Ghirlandajo in die Lehre kam, war dieser mit ihrer Herstellung beschäftigt.

---

den 3. Januar 1875.

Du wunderst Dich vielleicht, daß ich Dir noch gar nichts von dem Leben und Treiben in Florenz geschrieben habe. Der Grund ist, daß mir in der That nichts Besonderes und Erzählenswerthes

entgegen tritt. Der Nordländer sieht hier wenig Fremdartiges. Im Grunde genommen geht es in Hamburg oder Berlin auf den Straßen ebenso her wie hier. Im Sommer mag das anders sein. Genua und la Spezia machen einen weit südlicheren oder — sit venia verbo — italienischeren Eindruck als Florenz.

In den Hauptstraßen sieht man viele elegante Damen, darunter indeß wenig wirklich hübsche. Sie ziehen sich nach unseren Begriffen auffallend prunkhaft an und tragen aufgeregte Frisuren. Das Hübscheste sind ihre zierlichen Füße, welche sie graziös setzen und reizend chaussiren. Du weißt, ich schiele gern danach. Sie ähneln darin in vortheilhafter Weise den Parisern. Auffallend sind die vielen eleganten Equipagen. Manche derselben gehören reichen Fremden, deren eine Unzahl, aus aller Herren Ländern, ihr Winterquartier in Florenz aufschlagen. Die Fremdenlisten wimmeln von englischen Lords und russischen Prinzen. Nachmittags, wenn das Wetter halbwegs erträglich ist, findet großer Corso in den Cascinen, einem weitgestreckten Parke unterhalb der Stadt, am Arno, statt. Dann sauft ein Wagen nach dem andern den Lung' Arno entlang. Ein verrückter Amerikaner fährt mit zwölf Pferden.

Ganz enttäuscht haben mich die Fioraja's. In allen Beschreibungen von Florenz ist zu lesen, daß reizende Blumenmädchen, die Fioraja's, dem Fremden unaufgefordert ein Bouquet appliziren und, ohne Bezahlung abzuwarten, mit schalkhaftem Lächeln in der Menge verschwinden. Dasselbe Spiel wiederholt sich an den folgenden Tagen, die Kleine scheint wirklich in Dich verliebt zu sein. Endlich gelingt es Dir einmal, sie zu erhaschen und festzuhalten, Du drückst ihr fünf Francs in die Hand, während Du vielleicht für fünf Sous Blumen erhalten hast. Sie dankt Dir durch einen feurigen Blick aus ihren tiefdunklen, wundervollen Augen und — wenn Du etwas dazu flunkerst — hast Du eine kleine reizende Geschichte zu Hause zu erzählen. So die Berichte. Was sehe ich nun aber in Wirklichkeit? Alte, armselige Weiber und jüngere, widerwärtig modern

aufgeputzte Frauenzimmer mit zerzausten Frisuren, welche gar nicht daran denken, Dir ein Bouquet gratis zu geben, und Dich zudringlich zum Kaufe animiren. Nicht ein hübsches Gesicht habe ich zwischen ihnen gesehen. Vielleicht ist auch dies im Sommer anders.

Einen höchst seltsamen Eindruck machen die Leichenzüge. Bei Fackellicht tragen Vermummte, von Kopf bis zu Fuß in weiße Domino's eingehüllt und Gebete murmelnd, den Sarg. Als ich das erste Mal einen solchen Zug sah, bekam ich einen wahren Schreck, so gespensterhaft und unheimlich sahen die weißen Gestalten und der ganze Hergang aus. Allmählig gewöhnt man sich an den Spuk. Es sind Brüderschaften, zum Theil sehr alte, welche in dieser Weise die Todten bestatten. Leute von allen Ständen gehören ihnen an, auch manche sehr Vornehme ziehen sich nicht von dem Werke der Barmherzigkeit zurück. Wahrlich, eine schöne, echt christliche Sitte! In ähnlicher Weise werden die Kranken transportirt.

XI.

Florenz, den 4. Januar 1875.

Also die Engel sind glücklich angekommen! Das ist mir lieb, und noch mehr freut es mich zu hören, daß Du die kleinen Musikanten sofort mit solcher Liebe in Dein Herz geschlossen hast. Ich rathe Dir, Rahmen von dunklem Holze mit bescheidenen Verzierungen gothischer Art zu nehmen. Am liebsten wäre mir, Du hingest die Tafeln vorläufig, so wie sie sind, an die Wand und ließest mich nach meiner Rückkehr für das Weitere sorgen.

Da wir nun gerade wieder bei Fra Angelico sind, erzähle ich Dir wohl am besten gleich jetzt von seinem Kloster San Marco. Dort lernt man ihn erst recht kennen. Wie mögen sich die Mönche über ihren geschickten Bruder gefreut haben! Mit sicherer Hand schmückte er den Kapitelsaal, das Refektorium, die Thürlünetten im Kreuzgange und die Korridore mit seinen heiligen Gestalten und Legenden. Wenn er aber einen Bruder besonders lieb hatte, malte er ihm auch ein schönes Bild an die Wand seiner Zelle. Der Kontrast der ärmlichen, nackten kleinen Kammern mit der lichten Ideenwelt des Malers ist rührend. Wie still und friedlich muß es in der Seele des frommen Mönches gewesen sein, wie muß er sich der Gabe gefreut haben, die himmlischen Gestalten, die seinem frommen Sinne vorschwebten, so ausdrucksvoll wiedergeben zu können. Wie lieb muß ihm aber auch das Kloster geworden sein, in welchem

ihm auf Schritt und Tritt das Werk seiner fleißigen Hände entgegen trat.

San Marco liegt im nördlichen Theile der Stadt, nur etwa fünf Minuten vom Dom entfernt, inmitten des städtischen Treibens. Unmittelbar daneben lagen einst jene berühmten, mit Antiken geschmückten Gärten der Medici, in welchen zu Cosmo's und Lorenzo's Zeiten die Bildhauer ihre Studien betrieben. Jetzt sind sie gänzlich verschwunden und in Straßen umgewandelt. Die hervorragendsten Leute der Stadt, Politiker, Gelehrte und Künstler versammelten sich dort, um in wechselseitigem Austausch zu gewinnen.

Aber mitten hinein in diese Zeit fiel eine Periode, in welcher nicht die Medici und ihr glänzender Kreis die Stadt beherrschten, sondern ein einfacher Mönch von San Marco: Savonarola. Durch die hinreißende Kraft seiner Rede, durch seinen fanatischen Eifer brachte er es dahin, daß alle jene Bestrebungen der Medici und und ihrer Freunde für Teufelswerk erklärt wurden. Man zerschlug die edelsten Kunstwerke, man verbrannte die klassischen Bücher und erklärte jeden Schmuck des Lebens für sündhaft und der Hölle verfallen. Ein gewaltiger Mann war Savonarola, ein Mann von Stahl wie Petrus, Huß und Luther. Schonungslos deckte er die tiefe Verderbtheit des damaligen Pabstthums auf, die gesammte Kirche wollte er an Haupt und Gliedern von Grund aus reformiren. Er war fest überzeugt, hierzu von Gott berufen zu sein und fand bei seinen Anhängern vollen Glauben. Nach einer Weile aber wurde man des Büßens und Entsagens überdrüssig, seine Widersacher gewannen die Oberhand. Endlich verbrannten die wankelmüthigen Florentiner auf Geheiß des Pabstes den todesmuthigen Mann.

Die Zelle Savonarola's wird noch heute in San Marco gezeigt, eine bescheidene kleine Kammer wie alle andern. Um so mehr wird einem in ihr die Größe des Mannes gegenwärtig, welcher von hier aus, so aller weltlichen Hülfsmittel baar, nur durch die überlegene Kraft seines Geistes eine Stadt wie Florenz zu beherrschen

wußte. Savonarola's Kleid, sein Rosenkranz, mehrere von seiner Hand geschriebene Bücher werden in der Zelle aufbewahrt. Das Merkwürdigste aber, was sie enthält, ist sein Portrait, gemalt von seinem Zeitgenossen und Ordensbruder Fra Bartolomeo, dem großen Maler. Es muß also unbedingt ähnlich sein. Man bekommt einen Schreck, wenn man es sieht. Ein auffallend häßliches, ja brutales Gesicht. Die niedrige Stirn liegt weit zurück, um so größer erscheint die unschön gebogene Nase, die Augen sind auffallend klein, die Unterlippe tritt hervor, als wenn sie geschwollen wäre. Man vergißt diese Züge nicht, wenn man sie einmal gesehen.

Nun mag ich hier wohl schicklich einige Worte über den ebengenannten Fra Bartolomeo, den dritten großen Mönch von San Marco, anreihen. Unter allen Malern, deren Werke ich in Florenz kennen gelernt, ist mir dieser der größte. Charakteristisch in seinen Bildern ist zunächst die einfache und großartige Komposition derselben. Er baut seine Gruppen ruhig und symmetrisch, man kann sagen architektonisch, auf. Im Einzelnen ist dann die Symmetrie wieder auf das Geschickteste aufgehoben, so daß sie niemals störend wirkt. Es gilt dies besonders von seinen Altarbildern. So bringen seine Werke schon durch ihre vorzügliche Gruppirung einen erhabenen und harmonischen Eindruck auf den Beschauer hervor, ehe derselbe sich noch der Einzelheiten bewußt wird. Prüft man aber diese, dann weiß man nicht, ob man die herrliche Zeichnung der Figuren, den seelenvollen Ausdruck der Köpfe oder das blühende Kolorit am Meisten bewundern soll. Je länger man Fra Bartolomeo's Werke betrachtet, je mehr fesseln sie. Niemand, selbst Raphael nicht — soweit seine hiesigen Bilder in Betracht kommen — erreicht in meinen Augen einen gleich großartigen, weihevollen Gesammteindruck.

Als die Perle unter den Bildern, die ich bisher von ihm gesehen, möchte ich die „Kreuzabnahme" im Pitti bezeichnen. Auf einer kleinen Erhöhung am Kreuzesstamme ruht der todte Christus, umgeben von Maria, Johannes und Magdalena. Sie wollen den

Leichnam in ein Linnen schlagen, welches sie schon unter ihm ausgebreitet haben, aber sie vermögen es nicht, überwältigt von Schmerz. Johannes hält den Oberkörper des Todten emporgerichtet, Maria drückt sein Haupt in namenlosem Wehe an ihr Herz, Magdalena hat sich, völlig außer sich, über ihn geworfen und umfaßt seine Kniee. Sie wissen ja, daß er todt ist, aber sie können es noch nicht fassen, sie halten den Geliebten in ihren Armen, als wollten sie ihn wieder erwecken durch ihre Liebkosungen und Thränen. O arme Mutter, nun ist er nicht mehr, den du unter dem Herzen trugst und den du bis heute behütetest! In der Blüthe der Jahre ist er dahin gerafft, dein edler Sohn, vor dir, die du doch eher zu sterben gedachtest! Was kann es Rührenderes geben als diese Scene. Ich weiß im ganzen Bilderkreise der christlichen Kunst keine, welche stärker das Mitleid erweckte, und ich weiß Keinen, der sie ergreifender gemalt hat als Fra Bartolomeo.

Ein anderes herrliches Bild ist der „auferstandene Christus", gleichfalls im Pitti. Auf einem Postament von etwa halber Menschenhöhe steht Christus der Auferstandene, im weißen Gewande, in der Linken ein Scepter haltend, die Rechte segnend erhoben. Auf jeder Seite stehen zwei der Evangelisten, die Auserwählten, welche die frohe Botschaft den Menschen verkündigen sollen. Vor dem Postamente halten zwei wundervolle Engelknaben einen Rahmen mit dem Bilde der Erde und der Inschrift: „Salvator mundi". Der Ausdruck in allen Köpfen ist tief ergreifend, die Geberde des Segnens von der erhabensten Würde durchdrungen. Ueber dem Ganzen liegt eine Weihe, ein feierlicher Ernst, der sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben läßt.

Auf einem dritten Bilde des Pitti sitzt die Madonna auf einem Thron, das Kind steigt von ihrem Schooße und giebt der heiligen Katharina den Ring, eine häufig gemalte Scene. Ueber der Mutter Gottes halten vier schwebende Engel einen Baldachin. Den Thron umstehen viele Heilige, auf seinen Stufen im Vorder-

grunde sitzen zwei entzückend schöne, musizirende Engel. Die vielen Schönheiten dieses großen und figurenreichen Bildes zu beschreiben, will ich nicht versuchen, dagegen auf die merkwürdige Aehnlichkeit zwischen ihm und der bekannten „Madonna del Baldachino" Raphael's hinweisen. Diese hängt im anstoßenden Saale, man kann also die beiden Werke vorzüglich vergleichen. Wenn man nicht bereits geschichtlich wüßte, daß Raphael bei seinem zweiten Florentiner Aufenthalt sich dem Fra Bartolomeo anschloß und Vieles von ihm lernte, so würden es diese beiden Bilder beweisen.

Fra Bartolomeo hat auch in San Marco Einiges an die Wand gemalt, es scheint mir aber nicht von seinem Besten zu sein.

Um die Beschreibung des Klosters, von welcher mich das Interesse für den großen Maler etwas seitab geführt hat, zu schließen, habe ich noch hinzuzufügen, daß die Mönche den Theil desselben, in welchem sich alle die Malereien befinden, gänzlich geräumt und sich in einen dahinter liegenden Gebäudekomplex zurückgezogen haben. Einst waren es 450 Mönche, jetzt sind es nur noch wenige. Sie versehen den Dienst in der anstoßenden Kirche San Marco und fabriziren außerdem einen berühmten Liqueur „Alchermes", der gegen alle körperlichen und geistigen Leiden hilft. Wer jeden Morgen ein Gläschen davon trinkt, dem kann weder der Tod noch Satan etwas anhaben. Für nur fünf Francs geben sie Dir eine Flasche von dem frommen Schnaps.

---

den 5. Januar.

Das war heute einmal ein Frühlingstag! Seit den Tagen, da ich ein Junge war, hat mir die Sonne nicht so in's Herz gelacht. So war mir zu Muthe, wenn Du zuerst im März Dein Fenster öffnetest, und wir Kinder wieder hinaus laufen durften aus unserem alten Hause am Rande der Stadt, um auf dem Wall zu

spielen. Wie glitzerte die Sonne dann auf dem Stadtgraben, wie lustig flatterten die Wimpel der oberländer Schiffe! Dazu das Zwitschern der Vögel in dem alten Birnbaum vor Deinem Fenster und das Trommeln auf dem Grasbrook. Ich meine fast, solches echtes Frühlingswetter gab es seitdem gar nicht, heute aber war es ebenso wie damals.

Es litt mich nicht in der Stadt, ich lief zum Thore hinaus. Im Süden derselben erstieg ich eine ziemlich bedeutende Anhöhe und gewann dort einen wundervollen Aussichtsplatz. Nun that sich mir die herrliche Lage der Stadt auf. Oberhalb Florenz erweitert sich plötzlich das Arnothal zu einer großen, sonnigen Ebene, die Berge weichen auf beiden Seiten weit zurück. An der Südseite dieser Ebene indeß, gerade da wo Florenz liegt, tritt die Thalwand in Form eines hügeligen Vorgebirges noch einmal ganz nahe an den Fluß, bis in die Stadt hinein. Einen dieser Hügel zieht sich der neulich erwähnte Boboli-Garten hinauf. Auf einem andern stand ich nun heute und überschaute das herrliche Panorama. Ich übersah die ganze Ebene. Vor mir die mächtige, reiche Stadt mit ihren unzähligen Palästen und Kirchen. Vor Allem tritt Santa Maria del Fiore mit dem Campanile aus dem Häusermeer hervor, von hier aus kommt die Größe der Kirche und besonders die übermächtige Kuppel erst recht zur Geltung. Den ganzen Lauf des Arno sah ich entlang, alle Brücken bis zu den Cascinen hin. Rings um die Stadt ragen trotzige alte Thore empor, die man Gottlob bei der Niederlegung der Mauern und Wälle, welche zu modernen Boulevards umgewandelt werden, verschont hat. Und nun außerhalb der Stadt, welche Unzahl von Gärten, von Landhäusern, Vignen und weißschimmernden Villen! Die ganze große Ebene und die sie einfassenden Berge sind mit Gebäuden übersäet. Gerade gegenüber, im Norden, hoch oben in einem Seitenthale des Arno, liegt Fiesole, der Geburtsort Fra Angelico's. Die Gipfel der Berge waren mit Schnee bedeckt, auf dem die helle Sonne wunderbar funkelte.

Nachdem ich mich lange Zeit der herrlichen Aussicht erfreut, wurde ich auf eine nahe gelegene alte Kirche aufmerksam. Nach einigen vergeblichen Wegen gelang es mir, sie zu erreichen. Es war San Miniato sul Monte, ein romanischer Bau. Die Façade ist mit schwarzem und weißem Marmor geschmückt, ähnlich wie das Baptisterium. Eine merkwürdige alte Kirche. Ein Hauptschiff mit zwei Seitenschiffen, kein Querschiff. Die Obermauern ruhen theils auf prachtvollen antiken Säulen, theils auf Pfeilern. Das Dach offen, mit schön verziertem Gebälk. Der Chor erhöht, darunter eine Krypta. Von dem Schiffe aus führen Treppen zum Chor hinauf und in die Krypta hinunter, in beide Räume sieht man zugleich, ein höchst malerischer Anblick. Durch die Decke der Krypta hindurch gehen die großen antiken Säulen, sie wird aber nicht von diesen getragen, sondern von einer Menge kleiner romanischer Säulen. Besonders reizend sind die Dekorationen an den Chorschranken und der Kanzel; derselbe Styl, welchen ich schon in Pisa und Carrara so lieb gewonnen habe. Die Naivetät und Zierlichkeit, die Reichhaltigkeit im Einzelnen bei der Bescheidenheit im Ganzen, welche diese romanisch-toskanischen Dekorationen kennzeichnet, läßt sich nicht beschreiben. Es ist die „Verzierung" im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie drängt sich nicht selbstständig vor, sondern sie schmückt nur die vorhandenen Bauformen, mit denen sie nicht, wie bei der Gothik, organisch verbunden ist. Den anziehenden phantastischen Charakter hat sie mit dem deutsch-romanischen Styl gemein. Aus Allem leuchtet eine naive Verzierungslust hervor, welche sich nie genug thun konnte im Schmucke der heiligen Gebäude und doch so bescheiden auftrat. Wie unendlich überlegen ist darin diese alte Zeit dem prunkenden Barockstyl! Ich mag hier wohl einschalten, daß mir der romanische Styl sympathischer ist, als der gothische, auch in Deutschland. Ich bin mir der Gründe nicht ganz bewußt, komme aber wohl noch dahinter.

Ich hatte ein kleines Abentheuer in der Kirche. Als ich sie

verlassen wollte, waren alle Thüren verschlossen, mochte ich klopfen, wo ich wollte, Niemand machte mir auf. Ich ergab mich vorläufig in mein Schicksal und sah mir Alles genauer an. Ich war in guter Gesellschaft. Ein großer, byzantinischer Christus, umgeben von Heiligen und allerhand Gethier, sah mich geheimnißvoll aus der Chorwölbung an. In einer Kapelle fand ich ein kleines, wundersames Kruzifix, welches einst dem heiligen Giovanni Gualberto beistimmend zugenickt hat, als er dem Mörder seines Bruders vergab und der Blutrache entsagte. In einer andern Kapelle waren reizende glasirte Thonmedaillons aus der Fabrik der Robbia und in den Chorfenstern, statt des Glases, dünne, durchscheinende Marmorplatten, was ich noch nie gesehen. Am feierlichsten aber war es in der alten Krypta mit den zierlichen romanischen Säulchen. Grab an Grab bedeckte den Fußboden und die Wände, auch der heilige Miniatus selbst ist dort beigesetzt. Ein geheimnißvolles Dämmerlicht herrschte in dem stillen Grabraum. An einer Stelle führte indeß ein Luftloch in's Freie. Da sah man draußen gerade auf einen Cypressenzweig, darauf saß ein kleiner Vogel im hellen Sonnenschein und zwitscherte fröhlich in die laue Luft hinein.

Fast unwillig war ich, als nun endlich die Kirche aufgeschlossen wurde und der Laut von Menschenstimmen mich aus meiner Träumerei aufstörte. Nach etwa einstündiger Gefangenschaft gelangte ich in's Freie.

Weiter schlendernd führte mich mein Weg auf die Piazza di Michelangelo, eine ganz neue, noch in Bau begriffene Anlage. Der geräumige Platz liegt frei auf einem Hügelvorsprung, welcher scharf an die Südseite der Stadt hinantritt, großartige Treppen und Serpentinen führen zu ihm empor. Die Aussicht ist ganz dieselbe, die ich vorhin beschrieb, nur ist man der Stadt noch näher und sieht freier darüber fort. Die gesammte Anlage ist vornehm und grandios. In der Mitte des Platzes steht auf einem großen Postament der David des Michelangelo. An der Seite desselben liegen

die personifizirten vier Tageszeiten aus der mediceischen Kapelle in San Lorenzo, alle Figuren in Bronze schön nachgebildet. Ich möchte wohl wissen, was sich der Betreffende bei dieser Anordnung gedacht hat, mir scheint sie verfehlt. Der David ist bekanntlich als Knabe dargestellt, aber wenigstens dreifach lebensgroß. Der Widerspruch zwischen den jugendlichen Formen und den kolossalen Dimensionen befremdet jeden Beschauer. Die vier „Tageszeiten" sind geringer an Größe, aber an sich von so gigantischen Formen, wie sie vielleicht nie wieder geschaffen sind. Die Wirkung dieser Zusammenstellung ist nun begreiflicher Weise die, daß beide Theile beeinträchtigt werden. David erscheint noch viel größer, als wenn man ihn allein sieht. Die übermenschlichen Formen der „Tageszeiten" dagegen, welche gigantisch erscheinen sollen, schrumpfen zusammen vor dem langen Jungen. Dann ist noch eine Wunderlichkeit dabei. An den „Tageszeiten" in der Kapelle von San Lorenzo sind mehrere Stellen nicht vollendet, so zum Beispiel der Kopf des „Tages", der nur aus dem Rohen gehauen ist. Bei den Marmorstatuen selbst erhöht dies im Grunde genommen den Reiz. Man erkennt den Meißelschlag des großen Meisters und sieht das Werk noch werden. Diese Stellen hat man nun aber in Bronze peinlich genau nachgebildet. Das sieht natürlich sonderbar aus, solche Formen widersprechen dem Charakter der Bronze, sie können beim Guß niemals entstehen. Es ist so, als wenn man eine Violinsonate auf dem Fagott spielt.

Es war entzückend schön auf dem luftigen Platze. Stundenlang habe ich mich auf den Bänken gesonnt und der Aussicht in das wonnige Thal gefreut, bis die Sonne hinter die Berge sank. Die Italiener sagen bezeichnend für ihr bergiges Land für Sonnenuntergang: „il tramontar del sole". So ging auch dieser schöne Tag zu Ende.

den 6. Januar.

An der Piazza di San Marco, vom Kloster aus links, erhebt sich ein unscheinbares Gebäude, welches ursprünglich als Hospital diente. In ihm befindet sich die Königliche Akademie der schönen Künste und in Verbindung damit eine reichhaltige Sammlung von Gemälden, Kartons, Stichen und Abgüssen, die dritte große Kunstsammlung der Stadt. Besonders anziehend und lehrreich ist ein Saal, in welchem 124 Bilder in chronologischer Reihenfolge aufgehängt sind. Da gewinnt man einen vorzüglichen Ueberblick über die Fortschritte und Veränderungen der Malerei von der byzantinischen Zeit bis in's siebzehnte Jahrhundert. Auch in den übrigen Sälen ist viel Schönes. Merkwürdiger Weise scheinen sich nur ganz wenig Menschen für diese vorzügliche Sammlung zu interessiren. Ich treffe dort höchstens zwei oder drei Personen, neulich war ich sogar ganz allein. Wie es scheint, ist die Akademie unter den Fremden nicht in Mode: „man braucht nicht dagewesen zu sein". Einen andern Erklärungsgrund kann ich nicht finden.

Auf dem Hofe der Akademie steht nun jetzt Michelangelo's David. Ich erzählte Dir neulich, weshalb man ihn von seiner alten Stelle am Palazzo Vecchio dorthin gebracht hat. Da steht er nun, von einer engen, hohen Bretterbude umgeben, wie ein Soldat im Schilderhause, und wartet, daß sein Haus fertig wird. Schon ist man dabei, die Grundmauern um ihn herum anzulegen, man meint es gut mit ihm und will ihm ganz allein eine geräumige runde Halle bauen. Ich war neugierig, ihn zu sehen, und man schloß mir auf meine Bitten die Bretterbude auf. Auf schwanken Leitern konnte ich innen auf und nieder steigen und die einzelnen Gliedmaßen des langen Kerls genau betrachten, ja betasten. Zu einem Gesammteindruck konnte ich so natürlich nicht gelangen und ich muß mich in dieser Hinsicht mit der bronzenen Kopie auf der Piazza di Michelangelo begnügen.

In einem inneren Hofe der Akademie befindet sich noch ein anderes Stück aus Michelangelo's Werkstatt, ein Marmorblock, aus welchem der Meister einen Matthäus für den Dom machen wollte. Dieser Marmor, obwohl nur erst ganz wenig bearbeitet, ist sehr interessant, weil er bestätigt, was von der eigenthümlichen Arbeitsweise des Meisters erzählt wird. Das gewöhnliche Verfahren ist, daß der Marmor zunächst auf ziemlich mechanischem Wege nach einem Gyps- oder Thonmodell, welches der zu schaffenden Statue an Größe gleicht, so vorgearbeitet wird, daß ringsum gleichsam noch eine dicke Haut bleibt. Dann erst beginnt eigentlich der Künstler sein Werk. Michelangelo dagegen hieb meistens ohne Weiteres in den Marmor hinein. Er sah, wie er selbst sagt, die Figur in dem Steine sitzen und schlug ab, was darum herum war. Dabei verhieb er sich dann freilich mitunter, und manche Arbeit ist in Folge eines solchen Fehlhiebes unvollendet geblieben.

Der Matthäus zeigt nun diese kühne und für den Meister charakteristische Arbeitsweise unverkennbar. Während der Block im Allgemeinen noch kaum behauen ist, treten einzelne vorspringende Theile schon fast ausgeführt hervor. Merkwürdig ist auch, daß man trotz des Anfangsstadiums, in welchem sich die Arbeit befindet, doch schon die ganze Form und die eigenthümliche Stellung der Statue zu erkennen glaubt.

XII.

Florenz, den 7. Januar 1875.

Noch immer ist solches Jubelwetter. Ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie ich mich dieser Frühlingsluft freue. Bei den mangelhaften Heizvorrichtungen ist man hier von der Witterung weit abhängiger als bei uns. Was habe ich in den letzten Wochen gefroren! Der kleine Kamin in meiner Wohnung erwärmte mich allerdings, aber nur wenn ich unmittelbar neben ihm saß. Nun kann man aber doch nicht immer am Feuer hocken und muß am Tage schon des Lichts wegen näher an's Fenster rücken. Immerhin war es in meinem Zimmer erträglich. Aber in den Restaurationen, in den Kirchen und besonders in den Gallerien! In letzteren existirt keine Spur von Heizvorrichtungen, und man friert sich deshalb dort was Tüchtiges zusammen. Häufig habe ich einem der Kustoden den kleinen, mit glühenden Kohlen gefüllten Henkeltopf, welchen sie mit sich herumzutragen pflegen, ableihen müssen, um meine, auf dem Marmorboden völlig erstarrten Füße wieder zu beleben. Wenn das Wetter doch so warm und freundlich bliebe wie jetzt!

Florenz präsentirt sich natürlich im hellen Sonnenschein ganz anders, als bei Regen und Kälte. Ich denke mir, es muß sehr angenehm sein, hier dauernd zu leben, auch für Denjenigen, der kein Interesse für die Kunstschätze hat. Florenz hat etwa 167000 Einwohner, das ist eine Zahl, die gerade recht ist. Die Straßen sind lebhaft, aber doch fehlt Gottlob noch das unleidliche Gedränge und Getöse der ganz großen Städte. Andererseits sind alle Verhältnisse

großstädtisch genug, um das angenehme Gefühl der Freiheit, des persönlichen Verschwindens hervorzurufen. Wenn ich mich in meinem ersten Briefe unangenehm berührt von dem Lärm der Stadt gezeigt habe, so bedenke, daß ich aus dem stillen la Spezia kam.

Florenz macht einen vornehmen, reichen Eindruck. Die Straßen sind auch in der Fahrbahn mit großen, flachen Steinplatten ausgelegt, wie bei uns die Trottoirs. Die Wagen rollen leicht und ohne Lärm darüber hin. Man sieht, wie ich schon neulich sagte, viele elegante Equipagen, aber auch die Miethswagen sind charmant. Besonders gefallen mir die Einspänner, welche auf den Plätzen und an den Straßenecken in Menge zu haben sind. Es sind feine kleine Koupees, wie man sie sich nicht besser wünschen kann, gut bespannt. An jedem noch so leichten Wagen ist eine Bremse, es mag ohne eine solche schwer sein, auf dem glatten Pflaster rasch anzuhalten.

Ich gehe nun viel kreuz und quer in der Stadt spazieren. Herrlich sind die vielen großen Palazzi. Die ältesten sind eigentlich keine Paläste, sondern feste Burgen, wie sie die streitbaren Familien des Mittelalters bedurften. Die Renaissance behielt den kräftigen, urfesten Charakter durchaus bei, sie beschränkte sich darauf, die Linien regelmäßiger und schöner zu gestalten. Neben dem Pitti sind besonders der Palazzo Strozzi und der Ricardi als Repräsentanten der Renaissancezeit zu nennen. Letzterer hat mit Recht seitdem für die meisten Paläste als Muster gedient und zwar bis auf den heutigen Tag. Allen diesen Bauten ist gemeinsam, daß die Formen großartig, einfach und harmonisch sind, bedeutend hervor tritt nur das Hauptgesimse, welches überaus kräftig und wirkungsvoll gestaltet ist. Alle ferner sind sie aus großen Quadern erbaut. Bei dem Palazzo Ricardi und den ihm nachgeahmten Palästen sind die Blöcke im untersten Stock fast unbehauen, im zweiten roh bossirt und im dritten geglättet. Das giebt eine prachtvolle Abstufung und ist die sogenannte Rustica in ihrer besten Anwendung. Man muß sich übrigens erst an diese Florentiner Paläste gewöhnen. In ihrer

ernsten Strenge haben sie nichts Einladendes und Freundliches. Mit der Zeit erst wird das Auge vertraut mit diesen urkräftigen, monumentalen Gebäuden, an denen die Jahrhunderte spurlos vorübergehen, und dann möchte man nicht, daß irgend welche andere, elegantere und mehr verzierte Bauten an ihrer Stelle ständen.

Ein stets sich erneuerndes Vergnügen gewährt es mir, in die Ladenfenster zu kucken. Da sieht man überall diese reizenden Mosaiksachen. Ich habe mit der Zeit eine wahre Leidenschaft für diese Arbeiten bekommen. Im Grunde genommen ist keine eigentliche Kunst im Spiel, die Anzahl der Sujets, welche sich zur Mosaizirung eignen, ist eine sehr beschränkte, aber es ist ein wunderhübsches Handwerk. Diese Blumen, diese Vögel auf schwarzem Grunde, lachen einem förmlich entgegen. Wie geschickt suchen sie die Steine nach Farbe und Glanz aus und wie außerordentlich genau wissen sie dieselben einzulegen. Der Wunsch, unserer F. in Berlin ein Hochzeitsangebinde zu schicken, gab mir die erwünschte Gelegenheit, mich in manchen Läden umzusehen und auch einige Werkstätten zu besuchen. Ich habe mich nicht enthalten können, allerhand charakteristische Arbeiten zu kaufen, und freue mich darauf, sie Euch später zu zeigen.

Die kunstvollsten Mosaikarbeiten übrigens, Tische, Schränke, Bilder und Geräthe aller Art sieht man im Palazzo Pitti und in den Uffizien. Einige der Medici hatten eine große Vorliebe für diese Technik. Und zwar genügte ihnen nur das kostbarste Material, je härter und schwieriger zu bearbeiten die Steine waren, desto besser. In den Uffizien steht zum Beispiel ein Tisch, dessen Herstellungskosten auf eine halbe Million Francs angegeben werden. Das wirklich Werthvolle an diesen Mosaiksachen ist, daß sie durch die Zeit nicht im mindesten leiden. Wenn sie nicht geradezu zertrümmert werden, bleiben sie unverändert, die Jahrhunderte können ihnen Nichts anhaben.

Auf der Piazza von San Marco spielt jetzt des Mittags eine Militairkapelle. Man setzt sich auf eine Bank, liest eine Zeitung,

hört der Musik zu und betrachtet sich die Passanten. Bei dem schönen Wetter kommt nun doch manche hübsche Dame zum Vorschein. Man muß nur erst lernen, von den unsinnigen Frisuren und den übermäßig aufgebauschten Roben zu abstrahiren. Herrliche dunkle Augen sieht man zuweilen.

Ich sagte neulich, das Leben und Treiben auf den Straßen sei ziemlich ebenso wie bei uns. In einer Beziehung muß ich dies widerrufen. Es fehlt hier durchaus jene Flegelhaftigkeit, die sich bei uns so häufig breit macht. Alle Welt, vom feinsten Mann bis zum Straßenkehrer, ist höflich und freundlich. Ich kann überhaupt nach dem, was ich bis jetzt gesehen, den Italienern nur das allerbeste Zeugniß ausstellen. Sie sind ebenso lebhaft und lustig wie die Franzosen und doch bescheiden, dabei von bestechender Liebenswürdigkeit. Diese erstreckt sich bis in die untersten Schichten. Du solltest nur einmal sehen, wie intelligent, höflich und dienstfertig die Droschkenkutscher sind. Auch in dem größten Gedränge kommst Du nie auf die Idee, es könnte sich Jemand roh gegen Dich benehmen. Betrunkene habe ich bis jetzt nur ein einziges Mal gesehen, in la Spezia, und zwar an einem Wahltage, wo das Bewußtsein, ein Theil des souverainen Volkes zu sein, die Leute verlockt haben mochte.

Wir Deutschen thun uns so außerordentlich viel darauf zu gut, daß in keinem Lande der Procentsatz Derer, die lesen und schreiben können, größer ist als bei uns. Hier sieht man ein, daß damit noch nicht Alles gethan ist.

Das eben geschilderte liebenswürdige Wesen des Volkes, das mir überall entgegen tritt, seitdem ich die Alpen überschritten, trägt viel dazu bei, daß ich hier so gern bin. Ich fühle mich unter den Italienern zu Hause und freue mich, noch so lange mit ihnen leben zu sollen.

den 8. Januar.

Die Kirche San Lorenzo mit ihren Nebengebäuden ist die Grabkirche der Medici. Sie ließen sie an Stelle einer uralten, niedergebrannten, nach Zeichnungen Brunelleschi's errichten. Michelangelo baute dann anstoßend an die Kirche und mit ihr verbunden die „Sagrestia nuova", jene wunderbare Kapelle, welche die Grabmäler des Giuliano und Lorenzo dei Medici enthält. Auf diesen befinden sich die berühmten Figuren der vier Tageszeiten, von deren Nachahmungen in Bronze auf der Piazza di Michelangelo ich neulich schon sprach.

Nirgend wo anders hat der Meister so freien Spielraum gehabt, zu machen, was er wollte, als bei der Errichtung dieser Kapelle. Der ganze Bau, wie er dasteht, mit Allem, was er enthält, ist sein Werk; er war der Architekt, der Dekorateur und der Bildhauer. Was er nicht mit eigenen Händen machte, mußte doch genau nach seinen Angaben hergestellt werden, was Wunder, daß etwas Großes zu Stande kam. Freilich ist nicht Alles ausgeführt worden, was Michelangelo erdacht hatte, aber es ist auch nichts Fremdes dazwischen gekommen. Jedenfalls ist keines der großen Projekte des Meisters so weit zur Vollendung gediehen, wie dieses. An den Statuen selbst sind nur einige Stellen unvollendet geblieben, diese Unfertigkeiten aber schaden dem Eindrucke nicht nur nicht, sondern sie erhöhen eher den Reiz.

Ich bin schon mehrmals in San Lorenzo gewesen, heute aber hatte ich mein „Leben Michelangelo's" mitgenommen. Ich las Alles, was Grimm über die Mediceische Kapelle sagt, an Ort und Stelle, ein Genuß, welchen ich nicht zu beschreiben weiß. Mit einem solchen Führer alle Einzelheiten zu betrachten, ist eine Freude schönster Art. Grimm sagt gerade bei dieser Gelegenheit viel Vorzügliches über Michelangelo's Kunst im Allgemeinen und über ihr Verhältniß zur Antike. Seine Worte habe ich nie so gut verstanden wie heute. Ich las mich so fest, daß der Kustode mich mehrfach bedenklich ansah

und schließlich neugierig fragte, was denn das für ein merkwürdiges Buch sei, das ich da habe.

Nach dem oben Gesagten wirst Du von mir keine Schilderung der mediceischen Kapelle erwarten, sie würde doch nur ein mehr oder minder schwacher Abklatsch von Grimm's Darstellung werden. Ich verweise Dich lieber auf diese selbst.

Ein anderer Anbau von San Lorenzo ist die „Cappella dei Principi", in welcher eine Reihe toskanischer Großherzöge aus dem Hause Medici bestattet sind. Die Todten ruhen in prachtvollen, granitnen, mit Gold verzierten Sarkophagen. Die Wände der Kapelle sind mit den theuersten Steinen mosaikartig ausgelegt. 22 Millionen Francs sollen die Medici an die Errichtung und Ausschmückung dieses Gebäudes verschwendet haben! Man muß sagen „verschwendet", denn die Kapelle macht trotz der enormen Kostbarkeit keinen irgend wie bedeutenden Eindruck.

---

den 9. Januar.

Es ist merkwürdig, daß Goethe von Florenz so gut wie gar keine Notiz genommen hat. Auf der Hinreise war er nur drei Stunden dort. Auf der Rückreise scheint er sich etwas länger aufgehalten zu haben. Man kann aus seiner „Italiänischen Reise" nichts Bestimmtes darüber ersehen. In seinem „Berichte" erwähnt er dieses zweiten Besuches nur mit den Worten: „Den größten Theil meines Aufenthaltes in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen (bezieht sich auf Tasso), die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen". Weiter erfährt man Nichts. Kein Wort über die Uffizien oder die Loggia. Und doch war damals in Florenz schon ungefähr ganz dasselbe zu sehen wie jetzt.

Auf der Hinreise mag die verzehrende Sehnsucht nach Rom ihm keine Ruhe gelassen haben, obwohl er für Venedig einige Wochen,

für Verona, Vicenza, Padua und Bologna je einige Tage übrig hatte. Auf der Rückreise lag ihm, wie es scheint, Tasso zu sehr im Kopfe, auch wird er mit einem gewissen Gefühl der Ermüdung den Kunstwerken gegenüber gestanden haben.

Wie kommt es aber, daß Goethe während seines Aufenthaltes in Rom niemals das Verlangen empfand, nach Florenz zu reisen? Er rang doch mit solchem Eifer nach tieferem Verständniß der Kunst und interessirte sich auf das Lebhafteste für die Geschichte derselben. Fast alle die großen Maler, deren Werke er in Rom so bewunderte, waren aus Florenz dorthin gekommen, und es konnte ihm nicht verborgen sein, daß er dort über ihre Entwickelung und die der Malerei überhaupt mehr erfahren könne als in Rom. Aus den Unbequemlichkeiten einer solchen Reise machte er sich nicht viel, das sieht man aus seiner Tour in Sicilien. Er war im Ganzen $^7/_4$ Jahre in Italien, das ist doch schon eine hübsche Zeit. Aber er drückt auch nicht mit einem Worte jemals den Wunsch aus, Florenz zu sehen, oder etwa eine Betrübniß darüber, daß er diese Stadt nur als Passant besuchen könne. Wie mag sich diese Gleichgültigkeit gegen Florenz, dies vollständige Ignoriren einer so merkwürdigen Stadt erklären?

Ich bin in letzter Zeit mehrere Male mit dem Bildhauer Adolph Hildebrand zusammengekommen, an den ich eine Empfehlung hatte. Hildebrand, obwohl noch ein ganz junger Mann, hat sich schon einen bedeutenden Namen gemacht. Er wohnt und arbeitet in einem Kloster vor der Stadt, welches er sich gekauft hat, und geht ganz seine eigenen Wege. Es widerstrebt ihm, aus seiner Werkstatt ein industrielles Unternehmen zu machen, er lebt ganz und gar seinen künstlerischen Ideen. Er arbeitet seine Sachen völlig selbst, nur von einem Gehülfen unterstützt. Ich glaube, er ist auch solch ein Künstler von Gottes Gnaden, der die Figur im Steine sitzen sieht und die Hülle davon schlägt.

Du kannst denken, wie lehrreich mir die Unterhaltungen mit Hildebrand sind. Mit meinen kunstgeschichtlichen Bestrebungen finde ich freilich wenig Gnade vor seinen Augen, er lacht manchmal über meinen Eifer und läßt die Autoritäten, die ich in's Gefecht führe, nicht gelten. Wir haben wohl beide Recht: Ihm, als Künstler, nützt die Kunstgeschichte nichts, er thut besser, nur seinem Genius zu folgen, und seine Phantasie nicht durch kritische Reflektionen zu ermatten, mir aber ist sie unentbehrlich, um in der gegebenen kurzen Zeit das Wichtige und Große aufzufinden und im Zusammenhange zu begreifen.

Heute begegneten mir auf der Straße zwei bildhübsche Mädchen in neapolitanischem Nationalkostüm. Sie lachten über irgend etwas und zeigen dabei wahre Perlenreihen von Zähnen. Wollen sie mich mahnen, daß es Zeit ist, nach Neapel aufzubrechen? Uebrigens waren es schwerlich echte Neapolitanerinnen, die Unbefangenheit, mit der sie sich trotz ihrer fremdartigen Tracht unter den modernen Toiletten bewegten, läßt mich vermuthen, daß es Künstlermodelle waren.

---

den 10. Januar.

Die lebhafteste Straße der Stadt ist die Via dei Calzajuoli, die „Strumpfwirkerstraße", welche den Domplatz mit der Piazza della Signoria verbindet. Unaufhörlich durchströmt sie ein reger Verkehr und die schmalen Trottoirs vermögen nicht die Menge der Fußgänger aufzunehmen. Etwa in der Mitte derselben erhebt sich ein sonderbares und reizvolles Gebäude, welches man beim ersten Anblick durchaus nicht zu klassifiziren weiß. Einfach viereckig im Grundriß, mit rechtwinkeligen, oben wagerecht abschließenden Mauern, in gleicher Front mit den benachbarten Gebäuden liegend, sieht es einem Palazzo oder einem Magazin ähnlich. Die Form der Fenster

aber und die vielen Heiligenstatuen, welche die Façade zieren, weisen auf eine kirchliche Bestimmung hin. Fragst Du einen Vorübergehenden nach dem Namen des Gebäudes, so sagt er: „Orsanmichele". Wieder ein Räthsel: was heißt das „Orsanmichele"? Ein sonderbares Wort, das man nicht zu übersetzen weiß. Du mußt also Zuflucht zu Deinem Reisehandbuch nehmen und dann erfährst Du, daß Du anfänglich gar nicht so fehl gerathen hast. Ursprünglich war dies Gebäude in der That ein Magazin, ein Kornspeicher, das Horreum Sancti Michaelis. Im vierzehnten Jahrhundert jedoch wurde es auf Kosten der Webergilde in eine Kirche umgewandelt und zwar war der Baumeister, der diese Veränderung ausführte, kein geringerer als Orcagna. Wunderschöne, große, gothische Fenster setzte er in die kahlen Mauern und die übrig bleibenden Flächen gliederte er geschickt durch Nischen. Nach und nach füllten sich diese mit Statuen, die größten Namen des Quatrocento tönen Dir entgegen, wenn Du Dich nach den Bildhauern umhörst, die sie gemeißelt und gegossen haben. Ghiberti, Donatello, Andrea del Verrocchio, Nanni di Banco und Mino da Fiesole werden Dir unter ihnen genannt. So wurde aus dem Kornspeicher eine Kirche und aus Horreum Sancti Michaelis: Orsanmichele.

Die erwähnten Statuen an den Außenmauern sind wahre Typen der Renaissanceskulptur. Gehe nur gern dreimal um das Gebäude herum, ehe Du eintrittst, und freue Dich an den schönen Figuren, die so vorzüglich in ihre Nischen hineingeordnet sind, Du findest nirgends ein so sprechendes Gesammtbild der Renaissanceskulptur wieder. Willst Du aber dann wissen, was *vorher* in der Bildhauerei zu Florenz geleistet wurde, so tritt nur ein in die Kirche. Da strahlt Dir ein großes, prachtvolles Tabernakel entgegen, welches noch Orcagna selbst gemacht hat. Als ein überreich verzierter, gothischer Zierbau bedacht es einen Altar mit einem alten, wunderthätigen Marienbild. An den Wänden sind eine Menge vorzüglicher Reliefs angebracht, auch viele Einzelfiguren sind mit den architekto-

nischen Ornamenten auf das Geschickteste verwoben. Das Ganze ist eine Riesenarbeit, ein Prachtwerk ersten Ranges, welches allein hinreichen würde, den Ruhm Orcagna's für immer zu begründen, und nun hat derselbe Mann die Loggia dei Lanzi erdacht und das wunderbare Paradies in Santa Maria Novella gemalt! Muß man nicht Respekt haben vor diesen alten Künstlern, die Bildhauer, Architekten und Maler zugleich waren, von denen manche nebenher als Goldschmiede und Ingenieure arbeiteten, ohne daß das eine durch das andere litt? Und doch gab es damals keine polytechnischen Schulen und keine Bauakademien, keine Museen und keine Kunstschulen. Jeder lernte auf seine eigene Hand, wo und wie er konnte.

Der Reiz der Statuen an Orsanmichele wird dadurch sehr erhöht, daß man sie in den Nischen sieht, für welche sie erdacht sind, und ich durfte deshalb mit Recht sagen, daß man nirgend den Charakter der Renaissanceskulptur besser begreifen lernt als dort. Im Uebrigen findet man eine große Anzahl von Werken jener Periode im „Museo nationale", welches seit einigen Jahren in dem sogenannten „Bargello" untergebracht ist. Ursprünglich für den Bürgermeister der Stadt erbaut und Palazzo del Podestà genannt, erhielt das Gebäude im Volksmunde den Namen „Bargello" (Polizeihauptmann), weil es später als Gefängniß benutzt wurde. Nun ist der schöne alte Bau, der sich besonders durch einen eigenthümlich streng stylisirten Hofraum auszeichnet, gänzlich restaurirt und zur Aufnahme von Sammlungen nationalen Charakters bestimmt worden. Waffen, Möbel, Teppiche, Geräthe, Erzeugnisse toskanischen Gewerbe- und Kunstfleißes aller Art werden dort aufbewahrt, das Werthvollste aber ist die erwähnte Sammlung toskanischer Skulptur- und Bronzewerke. Ein Theil derselben befand sich bis vor Kurzem in den Uffizien, nun hat man dort nur die antiken Skulpturen gelassen, eine Trennung, die gewiß zu billigen ist.

Im Bargello befindet sich auch der fliegende Merkur von Giovanni da Bologna, dessen Kopie Deinen Saal schmückt. Du

hast ganz Recht, wenn Du solche Vorliebe für den schlanken Götterboten hast, der so leicht durch die Luft dahin springt. Es ist eines der besten Werke der Renaissance. Giovanni da Bologna ist überhaupt ein Bildhauer ersten Ranges, vielleicht der bedeutendste seiner Zeit. Er lebte von 1524 bis 1608, stand also im kräftigsten Mannesalter, als Michelangelo starb. Alle seine Werke sind kühn und energisch entworfen, dabei aber bleibt doch Alles in den Grenzen der Schönheit und Wahrscheinlichkeit. In seinem langen Leben hat er eine große Zahl von Arbeiten geliefert, allein in Florenz ist eine ganze Reihe vorhanden. Freilich wird ihm auch Manches zugeschrieben, was ihm nicht gehört, er ist entschieden populär bei den Kustoden. Fragst Du in einem Palazzo oder in einer Kirche, wer denn diesen Pokal oder jenes Kruzifix gearbeitet habe, und der Betreffende weiß nicht Bescheid, so sagt er auf's Gerathewohl: „Giovanni da Bologna" oder vielmehr „Giambologna", wie die Aussprache hier lautet. Alles Mögliche soll er gemacht haben: Möbel, Uhren, Nippfiguren, Becken, Schüsseln, Leuchter und was sonst noch an Prachtgeräthen existirt.

---

den 11. Januar.

Du erinnerst mich in Deinem letzten Briefe mit Recht daran, daß ich Dir noch Etwas über die Niobiden habe sagen wollen. Verzeihe, wenn es kurz ausfällt, die Tage in Florenz gehen leider mit raschem Schritte ihrem Ende zu, und ich muß jede Stunde zu Rathe halten.

In einem eigens für diesen Zweck gebauten, großen Saale stehen die 15 Statuen, welche zu der Niobidengruppe gehören, jede auf einem Postament für sich, an den Wänden entlang. Wie sie ursprünglich gruppirt waren, weiß man nicht. Während Einige annehmen und durch Zeichnungen zu beweisen suchen, daß sie den Schmuck des Giebelfeldes eines Tempels ausmachten, sind Andere

der Meinung, daß sie eine Freigruppe gebildet haben. Die sämmtlichen in Florenz befindlichen Figuren sind im Jahre 1583 in der Nähe der Porta San Paolo in Rom gefunden. Da man aus dem Plinius wußte, daß im alten Rom eine Niobidengruppe existirte, welche aus Griechenland herübergebracht und von Praxiteles oder Skopas gearbeitet war, so glaubte man natürlich diese gefunden zu haben. Indeß gilt jetzt als ausgemacht, daß man es nicht mit jenem griechischen Originalwerk, sondern mit römischen Kopien zu thun hat.

Das Sujet ist Dir bekannt, die Töchter und Söhne der Niobe erliegen den Geschossen des Apollon und der Artemis zur Strafe der Mutter, welche sich prahlend über die Latona, aus derem Schoße eben dieses Götterpaar entsprungen war, gestellt hatte. Man braucht Nichts als diese wenigen Worte zu sagen, um erkennen zu lassen, wie großartig und dankbar der Vorwurf ist. Jede mögliche Abstufung der Furcht und des Schreckens, des Bittens und der Verzweiflung, jede Bewegung des Körpers von dem ersten Erschrecken bis zur eiligsten Flucht und zum Hinsinken im Tode finden hier ihre Berechtigung. In der That findet man alle diese Zustände von dem Bildhauer in meisterhafter Weise wiedergegeben und deshalb gilt die Niobidengruppe als eines der größten Werke antiker Skulptur. Besonders hat jederzeit die Niobe selbst die größte Bewunderung erregt, die jüngste Tochter flüchtet sich in ihren Schooß, während sie ihre Blicke nach oben den unbarmherzigen Göttern zuwendet. Was ist nicht Alles gesagt worden über den Ausdruck ihrer Stellung und ihres Gesichtes. Alle jene Empfindungen, welche dem unglücklichen Weibe durch die Seele gezogen sein mögen, will man einzeln aus ihren Zügen lesen.

Ich muß nun leider das Geständniß machen, daß es mir nicht gelungen ist, hier den Wahrnehmungen Anderer zu folgen. Mir schweigt dies Gesicht, welches Anderen so vielfältig redet, und ich vermag nur einen, im Verhältniß zu dem furchtbaren Vorgange

kalten und gemessenen Ausdruck in ihm zu erkennen. Ich gebe gern zu, daß der Fehler auf meiner Seite liegt und meine Auffassungskraft hier nicht ausreicht.

Ich muß noch ein zweites Geständniß machen. Ich bewundere die Niobidengruppe um ihrer mannigfachen Vorzüglichkeiten willen, aber ich kann mich ihrer nicht eigentlich erfreuen. Es ist mir nicht gegeben, über der künstlerischen Ausführung die Brutalität des geschilderten Vorganges gänzlich vergessen zu können. Der Gedanke, daß die Götter aus ihren sicheren Wolken herab, die völlig unschuldigen und wehrlosen Kinder kaltblütig mit ihren Pfeilen erlegen, hat für mich etwas Empörendes. Ich weiß ja recht gut, daß diese Mythe symbolisch zu verstehen ist, und erkenne die Richtigkeit der Idee, daß die Götter Diejenigen verderben, die sich über das Menschliche erheben wollen, vollkommen an, aber diese Reflektionen nützen mir Nichts den Statuen gegenüber. Da sehe ich nicht das Symbolische, sondern den Vorgang selbst, und dieser bleibt im höchsten Grade grausam. Ich kann mich also bei den Niobiden nur am Einzelnen freuen; gebe ich mich willenlos dem Gesammteindrucke hin, so läßt mich die raffinirte Grausamkeit der Handlung nicht zu einem genießenden Anschauen gelangen. Dies mag Dir vielleicht wunderlich vorkommen, es ist aber so.

---

den 12. Januar.

Einer der liebenswürdigsten Florentiner Künstler, von welchem man bei uns wenig weiß, ist Luca della Robbia. Er lebte von 1400 bis 1482, mithin fielen seine besten Jahre gerade in den Beginn der Renaissance. Luca gründete eine Fabrik von plastischen Werken aus gebranntem und glasirtem Thon, welche von seinen Nachfolgern und Schülern bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in merkwürdig gleichmäßiger Weise fortgeführt wurde. Sie fabrizirten, außer dem gewöhnlichen Bedarf an Bautheilen und Ge-

fäßen, besonders Reliefs, doch existiren auch ganz freistehende Figuren und Gruppen. Man sieht diese Robbia'schen Arbeiten an vielen Orten in Florenz und erkennt sie auf den ersten Blick. Sie sind fast durchgängig anziehend, einige von großer Schönheit. Das beste sind die Medaillonreliefs, welche vielerorts an den Gebäuden, innen und außen, in der geschicktesten Verbindung mit der Architektur angebracht sind. Meistens sind die Figuren weiß und der Grund blau, doch giebt es auch mehrfarbige Arbeiten. Die Emaille ist ganz dünn und läßt den Konturen genügende Schärfe. Die Reliefs enthalten stets einzelne oder doch wenige Figuren, welche sich auf das Deutlichste gegen den Hintergrund abheben und deshalb dekorativ auf das Vortheilhafteste wirken. Ob dieser einfache, vorzügliche Reliefstyl eine Folge künstlerischer Einsicht war und nicht etwa nur durch Fabrikationsgründe bedingt wurde, steht dahin.

Hinsichtlich der Zeichnung haben in meinen Augen Luca della Robbia und seine Schüler eine unverkennbare Geistesverwandschaft mit unserem Ludwig Richter. Es ist dieselbe naive, harmlose Auffassung, dieselbe anmuthige Frömmigkeit. Frauen, Kinder und Engel bilden sie weit besser als Männer. Alles ist einfach, harmonisch und friedlich, die Darstellung des Erhabenen und Erschütternden ist nicht ihre Sache.

Luca della Robbia hat übrigens auch in Erz und Marmor gearbeitet. Die Bronzethüren der Sakristei in Santa Maria del Fiore habe ich neulich schon erwähnt. Im Bargello sah ich eine Reihe Marmorreliefs, welche früher eine Balustrade im Dom gebildet haben. Hier trat mir die Verwandtschaft mit Richter besonders lebhaft entgegen. Lauter spielende, tanzende und musizirende Kinder, man möchte darunter schreiben:

„Ringeldanz, Rosenkranz,
Ketel hangt an' Füer".

Alles in diesen anmuthigen Gruppen ist der Natur abgelauscht und dann idealisirt.

Gern möchte ich Dir heute noch von den Fresken des Masaccio in Santa Maria del Carmine erzählen, aber ich habe nicht mehr die Zeit. Ich will Dir nur kund thun, daß ich auch diese berühmten Bilder, welche den Anstoß zu einer gewaltigen Umwandlung der Malerei gaben, gesehen habe, damit Du Dich des Gewinnes mit mir freuen kannst. Von diesen Fresken datirt man die Epoche der Renaissance in der Malerei. Hunderte von Künstlern bis zu Vasari's Zeiten haben nach ihnen ihre Studien gemacht.

---

den 13. Januar.

Mein Koffer ist gepackt, morgen reise ich von hier. Ich scheide ungern von Florenz, aber es muß sein. Ich habe mir die Eintheilung meiner Zeit in Italien nach allen Seiten reiflich überlegt und will meinem Plane getreu bleiben.

Nun mag ich wohl Rückschau halten über das hier Genossene und Gewonnene. Es war eine schöne Zeit, dieser Aufenthalt in Pisa und Florenz! Ich habe meine Augen weit aufgemacht. Zum ersten Male in meinem Leben ist es mir vergönnt gewesen, mich, ganz unbeirrt durch andere Interessen, den Eindrücken der Kunst hingeben zu können. Der Segen einer solchen Zeit ist nicht ausgeblieben, ich fühle mich freier und glücklicher als seit langer Zeit, meine Anschauungen nach der wünschenswertheften Seite hin erweitert, mein Verständniß gewachsen. Ich sehe nun ein, daß vorübergehende und ruckweise Beschäftigung mit der Kunst nicht viel nützt. So leicht öffnen sich diese Pforten nicht! Es muß der ganze Mensch daran gesetzt werden.

Ich habe Dir von dem großen Eindruck geschrieben, den die Antiken auf mich gemacht haben. Er ist durch keine späteren Eindrücke irgendwie abgeschwächt worden. Es wurde mir schwer, der Renaissancesskulptur der antiken gegenüber gerecht zu werden. Wenn ich nur an die herrlichen Statuen denke, wird mir freudig und leicht

zu Sinn. Nun verstehe ich, was die Alten damit meinten, wenn sie sagten, daß der Anblick des Zeusbildes in Olympia von Kummer und Schmerzen erlöse. Möge diese lichte, antike Welt in meiner Vorstellung lebendig bleiben, so lange ich lebe!

In zweiter Linie verdanke ich die größte Freude den Meisterwerken der Malerei, an denen Florenz so überreich ist. Manches derselben ergreift mich im Innersten meines Herzens. Es ist nicht die Kunst allein, die ich bewundere, häufig liegt die Wirkung im Inhalt. In dem Christenthum liegt eine unendlich tiefe Poesie, gegen welche alle andere verblaßt, das ist mir erst jetzt recht zum Verständniß gekommen. Die großen Maler haben verstanden, dieses poetische Element in ihren Bildern auf das Herrlichste zur Geltung zu bringen. Es kommt nicht darauf an, daß der Beschauer strenggläubig sei, aber er muß empfänglich sein für diese poetische Wirkung, sonst wird ihm die tiefe Wonne verschlossen bleiben, welche die Betrachtung der Werke Raphael's oder Fra Bartolomeo's gewähren kann.

Dem genießenden Anschauen ist nun bei mir stets ein ernstes kunstgeschichtliches Studium zur Seite gegangen.

Ich muß nun einmal das Gesehene in einen Zusammenhang bringen und irgendwo einordnen können. Erst wenn mir dieses gelungen, glaube ich es wirklich zu besitzen. Auch in meiner Berufsthätigkeit habe ich stets eine Freude am Zusammenstellen und Rubriziren der Dinge gehabt. Die mit mir gearbeitet haben, werden es bezeugen. Nun, der Buchhalter steckt noch immer in mir.

Verstehe mich aber nicht falsch. Das Studium und die Kenntniß der Kunstgeschichte dient vorzüglich dazu, sich zu orientiren, die guten und interessanten Dinge aufzufinden und das Gesehene leicht zu behalten. Aber weiter hilft sie Dir auch nicht, sie bringt Dich nur an die Thür. Dem Gegenstande selbst gegenüber bist Du doch auf Dich allein angewiesen. Da kommt es darauf an, daß Du selbst das Auge und das Herz hast, das Kunstwerk zu erfassen.

Deine Seele muß mit zarten Saiten bespannt sein, die erklingen, wenn der Hauch der Schönheit darüber hinfährt. Sonst wirst Du trotz aller Kunstgeschichte nicht zu genießendem Anschauen gelangen. Nur aus Dir selbst kannst Du zum wirklichen Verständniß gelangen, aus Deinem eigenen Innern muß es sich heraus arbeiten.

Von hier fahre ich über Livorno direkt nach Neapel, von dort erhältst Du meinen nächsten Brief. Dort werde ich nun wohl nicht viel Kunststudien treiben, ich will mich weniger in den Kirchen und Museen aufhalten als auf der Straße und sehen, was mir gerade in den Weg kommt. Zu Mehrerem reicht die Zeit nicht, denn schon Anfang Februar denke ich nach Rom zu gehen. Am meisten freue ich mich auf Paestum. Dorthin will ich jedenfalls.

Abends.

Ich bin noch einmal zum Abschied in den Uffizien gewesen und habe meine Lieblinge zum letzten Male besucht. Bei den Antiken wieder derselbe Zauber! In den letzten Tagen habe ich viele Photographien gekauft, Du wirst Deine Freude daran haben!

Neapel.

XIII.

Livorno, den 14. Januar 1875.

Heute Morgen habe ich Florenz verlassen. Ich ging zu Fuß zur Eisenbahn, mein Gepäck hatte ich durch einen Facchino vorausgeschickt. Da ich frühzeitig ausgegangen war, konnte ich mit Muße den Weg entlang schlendern. Manchen lieben Ort sah ich so im Scheiden noch einmal. Es war ein frischer, sonniger Morgen und die Straßen wimmelten von geschäftigen Leuten. Ich kaufte mir noch ein Paar Mosaikknöpfe auf dem Ponte Vecchio und eine Rose auf dem Signorieplatz. Ich ging noch einmal in der Loggia dei Lanzi auf und ab und winkte dem Perseus einen Abschiedsgruß zu. Auch in den Dom trat ich ein, dort war gerade Frühmesse und die Orgel klang feierlich durch die weiten Räume. Santa Maria Novella wollte mich gleichfalls zu sich hineinlocken, aber als ich auf die Kirche zuschritt, warnten mich die Thurmuhren, daß es hohe Zeit sei, zu scheiden. Dicht neben der Kirche ist die Eisenbahnstation.

Eine Viertelstunde später fuhr ich schon zum Bahnhof hinaus. Lange noch konnte ich die riesige Kuppel von Santa Maria del Fiore und Giotto's herrlichen Glockenthurm sehen, von der Morgensonne goldig umstrahlt. Dann wand sich die Bahn in das Arnothal hinein und Florenz war den Blicken entschwunden. Lebe wohl, du liebe Stadt!

Nun bin ich in Livorno. Ich weiß Dir nichts Anderes über diesen Ort mitzutheilen, als daß er etwa hunderttausend Einwohner hat und durchaus modern ist. Der scharfsinnige Bädeker hat außer-

dem noch ausfindig gemacht, daß die Straßen gut gepflastert sind, und sich vor dem Thore schöne Wiesen befinden. Weiter weiß er auch Nichts zu melden.

Ich durchkreuzte Livorno einige Male, indem ich verschiedene Dampfschiffbureaus besuchte. Auf einem dieser Wege kam ich auch an die „Kathedrale" und trat hinein. Ein Mann mit Tonsur, in geistlicher Kleidung, zeigte mir die Merkwürdigkeiten der Kirche, an denen ich nichts Merkwürdiges fand. Als ich fortging, kam er mir eilig nach, und überreichte mir — noch in der Kirche — eine Adreßkarte mit der Versicherung, daß ich in diesem Laden auf's Vortheilhafteste Filigranarbeiten kaufe.

Das Leben und Treiben in den Häfen ist wohl in der ganzen Welt dasselbe. Die Schifffahrt ist international und die Schiffe nebst ihren Matrosen sehen ebenso aus, ob sie nun in Hamburg, Livorno oder Hongkong liegen.

Man wird gründlich ernüchtert, wenn man von „Firenza la bella" nach Livorno kommt. Vielleicht ist aber für mich solche Ernüchterung zur Zeit ganz zweckmäßig und gut zur richtigen Diät. Man kann nicht immer in solchem Zauber leben wie in Florenz!

Die Engländer nennen diesen Ort „Leghorn". Liegt nicht eine gewisse Brutalität darin, einen fremden Namen, der einem gar nicht gehört, so vollständig und willkürlich zu verdrehen? Warum können sie nicht Livorno sagen, so gut wie alle anderen Menschen! Wenn Du aber wissen willst, was mich das angeht, so muß ich melden, daß ich der neueren Ausgabe wegen einen englischen Bädeker habe, in dem ich nun dies alte „Leghorn" immer vor Augen habe.

Ich habe schon ein Passagebillet nach Neapel in der Tasche; um zehn Uhr heute Abend fährt das Dampfboot ab. Leider wird es — wenn nicht glückliche Hindernisse eintreten — im Dunkeln in Neapel eintreffen. Aber es läßt sich nicht anders machen, es fährt kein günstigeres Schiff.

Zu Lande weiß ich nicht nach Neapel hinzukommen. Die Eisenbahn führt über Rom. Ich mag aber Rom nicht so passiren. Es würde mir sein, als wenn ich als Junge zwei Tage vor Weihnachten heimlich in Deinen Saal geschlichen wäre und die Geschenke besehen hätte. Dann wäre es mit der Weihnachtsfreude zu Ende gewesen. Ich will warten, bis sich mir die Thore der heiligen Stadt zur wirklichen Einkehr öffnen. Lieber zwei Nächte in der Koje schlafen!

Abends, neun Uhr,
am Bord des „Flavio Gioja", auf der Rhede
von Livorno.

Ich bin schon früh an Bord gegangen. Im Hôtel war es langweilig. Ich mußte ganz allein in einem großen, mit Marmorsäulen und Spiegelwänden geschmückten Saal zu Mittag essen. Drei Kellner in Fracks und weißen Halsbinden servirten mir die Speisen und brachten mich durch ihre feierlichen Mienen zur Verzweiflung. Ich lief ihnen davon, ehe das Menu zu Ende war.

Hier an Bord ist es weit behaglicher. Der „Flavio Gioja" ist ein großes, gut eingerichtetes Dampfschiff. In dem eleganten Salon fand ich den Kapitain mit Schreiben beschäftigt. Ich bat ihn, das Dintenfaß auf dem Tische zu lassen; so kann ich Dir ganz warm berichten, was sich etwa auf der Reise zuträgt. Ich habe ein Kabinet, welches eigentlich für sechs Passagiere bestimmt ist, ganz für mich allein.

Die Luft ist wunderbar weich und warm. Es ist vollkommen windstill. Das Licht der beiden Leuchtthürme, welche die Einfahrt in den Hafen bezeichnen, spiegelt sich wundervoll in dem völlig glatten Meer. Sterne sind nicht zu sehen.

Auf offener See, den 15. Januar 1875,
Morgens acht Uhr.

Ich schlief recht gut in meiner sauberen Koje. Mit Tagesanbruch stieg ich auf das Deck. Der Himmel war bewölkt, ich konnte die Sonne nicht aufsteigen sehen. Auch jetzt noch sind die Wolken nicht gewichen, aber die Luft ist klar, man sieht sehr weit. Ein sanfter, köstlich frischer Morgenhauch streicht über das stahlgraue Meer und macht es leise erzittern. Links vor uns sehe ich ein majestätisches Vorgebirge, den Monte Argentaro. In zackigen, imposanten Formen senkt sich die Berggruppe steil in die See. Der Fels ist graubraun, nicht mehr gelblich weiß wie an der Riviera. Auf den zwei höchsten Spitzen stehen Wartthürme, wie man sie vielfach an der italienischen Küste sieht. Von dort spähte man früher nach den Sarazenen aus und verkündete die drohende Gefahr durch angezündete Feuer.

Rechts ragt die Insel Giglio hoch aus der See empor. Unten umhüllt sie rings ein Nebelgürtel. Die Berggipfel aber sind frei. Sie scheinen auf den Wolken über dem Meere zu schweben, ein wunderbarer Anblick.

Zwischen dem Vorgebirge und der Insel steuern wir hinein. Hinter dem Schiffe fliegen drei Möven. Dann und wann schießen sie in raschem Fluge hinunter, um einen Fisch zu erhaschen, den die Schraube des Dampfschiffes aufgeworfen hat. Die Möven sind mir ein heimathlicher Anblick, sie sehen genau so aus wie an der Nordsee. Sie sind auch international wie die Schiffe, denen sie folgen.

Morgens 11 Uhr.

Augenblicklich sehe ich kein Land mehr. Auch alle Wolken sind verschwunden und herrlich strahlt der blaue Himmel auf das Meer herunter. Es ist ganz warm und windstill. Wie freue ich mich, den Wasserweg gewählt zu haben! Geistig und körperlich genommen

ist diese herzerquickende Meerfahrt das günstigste Intermezzo zwischen Florenz und Neapel, das sich denken läßt.

Außer mir sind nur noch drei Passagiere auf dem Quarterdeck, italienische Kaufleute. Dem Einen scheint der größte Theil der Ladung des Schiffes zu gehören. Wir haben eben vergnügt mit einander gefrühstückt.

Auf dem Vorderdecke befindet sich ein kleines Detachement Soldaten. Sie kümmern sich weder um das Meer, noch um die Inseln und Berge, sondern spielen, rauchen und schwatzen mit einander wie in der Kaserne. Sie sind voll der sorglosen Fröhlichkeit, die das glückliche Erbtheil dieses Volkes ist.

Große Schiffe habe ich noch gar nicht gesehen, aber kleine, mit schön geschnittenen Lateinersegeln, sind beständig in Sicht. Bei der Windstille kommen sie kaum vom Fleck.

Nachmittags 2 Uhr,
im Hafen von Civitavecchia.

Um halb ein Uhr erreichten wir Civitavecchia. Ich ging eine Stunde an's Land. Festungswerke, Kasernen und Häuser, alles verfallen und schmutzig. Es muß ein Fahrzeug mit See-Igeln angekommen sein, an jeder Straßenecke halten sie von diesen stacheligen Dingern feil. Sie schlagen sie mit einem Messer auf und essen den weichen Kern roh auf. Guten Appetit!

Es gelang mir, ein thurmartiges Thor an der Landseite der Stadt zu erklettern. Man sah in ein hügeliges, ziemlich kahles und reizloses Land. Die Straßen sind schlecht gepflastert und kothig, die schönen gelben Ochsen haben es schwer, ihre großen Karren entlang zu ziehen. Ich sah nicht ein Gebäude von Interesse. Auch sonst bot sich mir in der kurzen Stunde nichts Erzählenswerthes dar.

Auf einem Markt wuschen einige Dutzend Weiber an einem großen steinernen Bassin. Darunter waren einige schöne Gestalten,

an denen sich das Auge erfreuen konnte. Im Allgemeinen macht die Bevölkerung einen verwahrlosten Eindruck.

Sie winden schon die Anker auf, nun rasch wieder auf's Deck!

Abends 7 Uhr.

Von Civitavecchia sind wir im schönsten Sonnenschein weitergefahren. Eine wonnige, würzige Maienluft umgab uns. Ein Mann mit einer Harmonika ist an Bord gekommen. Nach dessen Spiel tanzte die ganze Gesellschaft auf dem Vorderdeck. Zierlich und behende walzten Soldaten, Matrosen und Bauern durch einander. Am meisten that sich ein bildhübscher junger Gensd'arme hervor, dem sein eng anschließender, kleidsamer Uniformfrack trefflich stand. Bei aller Lustigkeit hielten sie doch Maaß, es war keine Spur von Rohheit dabei. Leider war kein einziges weibliches Wesen an Bord, um mit zu tanzen.

So zog unser Schiff, mit fröhlichen Menschen beladen und unter Musikklängen seine Bahn durch das stille blaue Meer. Eine Zeit lang begleitete uns eine Schaar Delphine, man sah sie in der krystallenen Fluth kopfüber schießen. Sie scheinen mir größer zu sein als in der Nordsee.

Lange fuhren wir ziemlich nahe der Küste hin, mit dem Blick auf eine mäßig hohe Bergkette, welche mehr und mehr zurücktrat. Von Palo an wurde das Land gänzlich flach. Ich wunderte mich, trotzdem am Ufer keine Spur von Dünenbildung zu finden, die ich überhaupt bis jetzt in Italien nirgends angetroffen habe. Nun lugte ich von der hohen Kommandobrücke des Schiffes aus mit dem Fernrohr des Kapitains landeinwärts, in der Hoffnung, die Kuppel der Peterskirche zu entdecken. Vergebens, auch behauptete der Kapitain, man könne sie niemals vom Meere aus sehen, aber er irrt sich, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß man von St. Peter aus mit bloßen Augen das Meer sehr deutlich erblickt.

Allmählig entfernten wir uns vom Ufer, und als wir uns etwa der Tibermündung gegenüber befanden, wurde es dunkel. Meine Hoffnungen auf einen schönen Sonnenuntergang erfüllten sich nicht, zuletzt schob sich eine Wolkenbank dazwischen. Nun habe ich mit den anderen Passagieren gut dinirt, und schreibe dieses bei der hellen Kajütenlampe. Das Schiff geht so ruhig wie auf der Alster und vibrirt kaum, weil es stark gebaut ist. Draußen funkeln die Sterne in unsagbarer Pracht auf das Meer nieder. Morgen, wenn es hell wird, liegt das Schiff schon in der Bucht von Neapel!

Abends 10 Uhr.

Ich bin noch einmal auf Deck gewesen. Ein Schiffer sang eine Barcarole, das lockte mich hinauf. Der Himmel ist größtentheils mit durchsichtigen weißen Wolken überzogen. Aber der Mond ist aufgegangen und leuchtet so viel er nur mit seiner noch schmalen Sichel kann. In dem silbernen Dämmerlichte erkenne ich links auf's Deutlichste die Umrisse des mächtigen Capo Circello. In schönen Linien steigt es aus dem Meere auf. Es ist das Kap der Circe, Homerischen Angedenkens. Jetzt warnt ein heller Leuchtthurm den Schiffer vor der bösen Zauberin.

Ich schreibe dieses mit Bleistift, weil der Kapitain das Dintenfaß schon eingeschlossen hat.

Nun in die Koje!

Neapel, den 16. Januar 1875.

Als ich heute Morgen mit Tagesanbruch erwachte, lag unser Schiff ruhig vor Anker. Eilig zog ich mich an und mit klopfendem Herzen stieg ich auf Deck. Da lagen wir in der wundervollen Bucht! ziemlich weit vom Lande. Die ganze ungeheure Stadt konnte ich übersehen, Fort Sant' Elmo ragte hoch aus dem Häusergewimmel empor. Rechts mich wendend, sah ich, das Ufer um-

säumend, lang hingedehnt, Portici, Torre del Greco, Castellamare und viele andere Ortschaften. Unabsehbar strecken sich die Häuser am Wasser hin. Links schweifte der Blick den Posilipo entlang bis Procida und Ischia. Im Rücken lag das felsige Capri. Den Gipfel des Vesuvs verhüllten mir leider neidische Wolken.

Das ganze gewaltige Panorama, das in der Welt nicht seines Gleichen haben soll, that sich meinem Blicke auf einmal auf, überwältigend, berauschend! Nun meine ich, daß es eigentlich keine bessere Art giebt, Neapel zu erreichen, als wie sie mir zu Theil wurde.

Ich bin im Hôtel de Russie an der Santa Lucia abgestiegen. Leider hat man mir kein nach dem Meere gelegenes Zimmer geben können. Wenn ich kein besseres bekomme, muß ich ausziehen. Ich komme nicht nach Neapel, um in einen engen Hof zu kucken, wenn auch lauter Apfelsinenbäume darin stehen.

XIV.

Neapel, den 16. Januar 1875.
Abends.

Nun ist mein erster Tag in Neapel zu Ende. Der Himmel, welcher Morgens ziemlich klar war, umwölkte sich mehr und mehr. Dann und wann rieselte ein feiner Regen hernieder, die Luft aber war entzückend milde.

Ich schlenderte den Toledo, die Hauptstraße der Stadt, auf und nieder, und besuchte die unfern derselben gelegene Post. Dann fuhr ich noch einmal an Bord des „Flavio Gioja". Ich hatte meine Uhr in der Koje vergessen. Das mag einem wohl passiren, wenn man sich anzieht, um zum ersten Male Neapel zu sehen. Sie gaben mir meine liebe alte Uhr, die mir mein Vater schenkte, als ich nach Tertia kam, treulich wieder.

Die Stadt ist sinnverwirrend. Auf den überaus schmutzigen Straßen wälzt sich das lebhafteste Volk, das man sich denken kann, schreiend und gestikulirend durch einander. Am Hafen traf ich viele zerlumpte Gestalten, besonders habe ich niemals so schmutzige, in so elende Fetzen gekleidete Kinder gesehen. Sie sind aber alle kreuzfidel. Es ist ganz unmöglich, diesen Kobolden mit ihren tief schwarzen Augen zu widerstehen, wenn sie plötzlich mit Spielen und Lachen aufhörend, mit kläglicher Miene die Hand ausstrecken. Im Umsehen wurde ich all mein Kupfergeld los.

den 17. Januar.

Ich habe viel Glück gehabt mit dem Wetter auf der Reise. Vorige Nacht hat es heftig gestürmt, und schwere Regenböen schlugen an mein Fenster. Als ich heute Morgen ausging, hatte sich der Wind gelegt, aber an der Chiaja und besonders am Castel dell' Ovo stand noch eine herrliche Brandung, wie ich sie auf Sylt kaum gewaltiger gesehen habe. Den Tag über war dasselbe feuchte, milde Wetter wie gestern. Von dem Vesuv und der Sorrentiner Küste konnte man Nichts sehen.

Ich war im Museo nationale. Unermeßliche Schätze birgt das große Gebäude. Ich durchschritt die Säle, um einen Ueberblick zu gewinnen, dann ging ich zu den antiken Marmorstatuen zurück. Da vergaß ich Neapel, Vesuv und alles Sonstige. Es geht Nichts auf Erden über die Schönheit dieser lichten antiken Welt!

Heute Abend habe ich ein anderes Zimmer bekommen, wunderschön gelegen, nach dem Meere zu. Ich erklärte heute Nachmittag dem Padrone, daß ich nicht nach Neapel gekommen sei, um die Architektur des Nebenhofes seines Hotels, oder die Apfelsinenzucht zu studiren, forderte meine Rechnung und begann meinen Koffer zu packen. Das half; man bat mich, bis zum Abend zu warten, dann würde es sich wohl machen. Nun habe ich mich in meinem Zimmer wohnlich eingerichtet. Erst wenn ich irgendwo meinen Koffer ausgepackt und meine Bücher aufgestellt habe, fühle ich mich recht zu Hause.

---

den 18. Januar,
Morgens.

Es ist entzückendes, sonnenklares Wetter! Wie soll ich Dir beschreiben, wie mir zu Muthe war, als ich aus dem Bette sprang und die Läden öffnete! Da lag der herrliche, zweigipfelige Vesuv klar in der Morgensonne vor mir, über dem Krater eine zierliche Rauchwolke.

Mein Zimmer hat die allerfreieste Aussicht auf das wundervolle blaue Meer; da es auch sehr gut möblirt ist, bin ich ganz glücklich über mein Quartier.

Wirst Du mir glauben, daß es am 18. Januar Morgens neun Uhr so warm ist, daß ich auf meinem kleinen Balkon nicht dauern kann und mich in den Schatten des Zimmers zurückziehen muß.

Abends.

Heute habe ich das Kloster Camaldoli besucht. Es liegt westlich von Neapel auf dem höchsten der dort befindlichen Berge. Ich ritt auf einem Esel hinauf, den ich mitten in der Stadt, dicht beim Museum, bekam. Ein Junge lief nebenher und zeigte den Weg.

Zuerst ritt ich mitten im größten Stadtgetümmel, dann durch die Vorstadt, allmählig gelangte ich in's Freie. Der Weg wand sich in grünen Schluchten, die keine Aussicht gewährten, in vielen Krümmungen die Berge hinan. Nach etwa anderthalbstündigem Ritt hielten wir vor dem Thore des Klosters. Der Junge läutete und nach einiger Zeit öffnete uns einer der Mönche, ein Greis mit langem, schneeweißen Bart, im hellen Gewande der Camaldulenser. Seine Hüften waren mit einem Strick umwunden, an den nackten Füßen trug er Sandalen. Schweigend führte mich der Alte den Klostergarten entlang nach einem frei gelegenen Bergvorsprung. Da that sich mir eine Aussicht auf, die jeder Beschreibung spottet!

Nach jeder Richtung hin sah ich wohl zehn Meilen weit in die Runde. In einem ungeheuren Bogen ziehen sich die Apenninen, von Norden kommend, um die Campanische Ebene herum nach der Landzunge von Sorrent Mitten aus der Ebene heraus ist der Vesuv durch vulkanische Kräfte in die Höhe gehoben. Ebenso ist die Berggruppe, auf deren höchstem Gipfel Camaldoli liegt, vulkanischen Ursprunges, das sieht man, ohne Geolog zu sein. Zwischen beiden Erhebungen, von denen die letztere mit ihren Ausläufern bis

in die Stadt hineinreicht, da wo die Campanische Ebene an das Meer stößt, liegt Neapel.

Die Stadt, so weit sie nicht durch Sant' Elmo verdeckt war, und die Vesuvgruppe lagen im hellsten Sonnenschein vor mir. Ich konnte gerade der Länge nach in das Atrio del Cavallo, das wilde vulkanische Thal, welches den Krater von dem Monte Somma scheidet, hineinsehen. Trotz der großen Entfernung glaubte ich jede Bergzacke zu unterscheiden.

Von dem Vesuv weiter das Ufer entlang tauchte das Land mehr und mehr in einen blauen Dunst hinein. Castellamare war noch zu erkennen, Sorrent nicht mehr, wohl aber zeichneten sich die Umrisse der schönen Berge auf der Sorrentiner Landzunge und Capri leicht gegen den Himmel ab.

Weiter rechts mich wendend sah ich auf den Kamm des Posilipo, welcher die Küste westlich von Neapel einfaßt, darüber hinaus dehnte sich das blaue Meer grenzenlos aus.

Drehte ich mich noch weiter um, daß mir der Vesuv gerade im Rücken lag, so überblickte ich die Bucht von Pozzuoli, das Capo Miseno und die vielen wunderbaren kleinen Spitzen, mit denen hier das Land in das Meer hineingreift. Davor die Inseln Procida und Ischia, ganz in der Ferne die Ponza-Inseln und das Capo Circello, welches ich auf der Herreise im Mondschein gesehen.

Wandte ich mich endlich vom Meere ab und dem Lande zu, so übersah ich die ganze Campanische Ebene bis zu der fernen, schneebedeckten Apenninenkette. Ein unbeschreibliches bräunliches Licht war über diese weite Fläche ausgebreitet, im wundervollen Kontrast mit dem blauen Ton des Meeres und der Inseln. Sie nennen diese Ebene die „terra di lavoro", nicht etwa weil die Bewohner dort so arbeiten müssen, sondern weil das Land ohne Unterlaß hervorbringt, was die Menschen bedürfen. Sie ernten dreimal im Jahre! Es soll das fruchtbarste Land der Welt sein.

Das ist, was ich Dir in nackten Worten schildern kann, den

Reiz der Farben aber, die Maiensonne, den Frühlingsjubel, der über dem ganzen unermeßlichen Bilde lag, kann ich nicht beschreiben.

Ich saß etwa drei Stunden lang auf einer Bank, von der aus man das Alles überschauen konnte. Der alte Frate hatte eine Flasche feurigen Capriwein geholt, den tranken wir zusammen aus. Bunte Schmetterlinge flatterten in der sonnigen Luft und die Vögel jubelten ihr Lied in den alten Cypressen.

Endlich mußte ich heimkehren. Mein Eseljunge vor dem Klosterthore war ganz zornig über mein langes Ausbleiben, aber sein Gesicht erheiterte sich, als ich ihm ein Paar Soldi schenkte. Kaum waren wir aufgebrochen, als ein Junge des Weges geritten kam, der einen ledigen Esel mit sich führte. Natürlich saß mein Bengel sofort auf, und nun ritten wir alle Drei den Berg hinunter unter Lachen und Gejodel, denn bald hatte ich meine Begleiter zutraulich gemacht. Kamen wir an eine ebene Stelle, ging es im Galopp. Ich muß dabei bemerken, daß die Esel hier meistens größer und lebhafter sind als bei uns. Die Jungen produzirten ihre Reitkünste, bald hockten sie auf der äußersten Kruppe, bald saßen sie rückwärts im Sattel. Mitunter liefen sie eine Strecke neben her und sprangen im Laufen wieder auf.

Allmählig umfing uns wieder städtisches Getümmel. Sobald wir in die Nähe des Stalles kamen, sprang mein Junge ab, und als er des Padrone ansichtig wurde, der vor der Stallthür stand, führte er mit großer Sorgfalt und dem ernsthaftesten Gesicht mein Thier am Zügel, als wenn das den ganzen Weg so gegangen wäre.

---

den 20. Januar.

Gestern war ich auf Capri. Ich fuhr mit dem Dampfschiff von hier direkt hin und her. Ich war in der blauen Grotte und konnte außerdem etwa zwei Stunden auf der Insel sein. Es ist ein Zauberland, märchenhaft, geheimnißvoll! Ich muß wieder hin-

über, womöglich auf eine ganze Woche. Da will ich mich auf die Klippen legen und den Adlern nachschauen, wie sie kreischend hinüber fliegen nach Sorrent, da will ich mit den Kindern am Strande spielen und sehen, ob ich erfasse, was sie mit ihren traumhaften Augen sagen wollen. Dann erzählen mir auch wohl die schönen Mädchen in den Häusern, für wen sie so fleißig spinnen!

---

den 21. Januar.

Heute war ich an der Mergellina, unterhalb des Posilipo, am Strande. Ich sah den Fischern zu, wie sie ein großes Netz an's Land zogen. Es waren wohl zwanzig Kerle, halbnackt. Die kräftigen, bronzefarbenen Männer in der Brandung zu beobachten, war ein großer Genuß. Denke Dir alle die Stellungen und Bewegungen! Da hätten Bildhauer und Maler etwas lernen können. Könnte ich doch eine solche Scene skizziren! Und dazu dieses Geschrei und Gestikuliren, dies Fluchen und Lachen — es that mir leid, als die Arbeit beendigt war und die Männer sich zerstreuten.

---

den 22. Januar.

Ich gerathe immer mehr in einen traumhaften Zustand hinein, aus dem ich mich nicht ermannen kann und will. Ich mag nicht mehr lesen und schreiben, ich mag nur noch in der Sonne liegen und auf das Meer sehen. Alles Sehnen ist gestillt und mein unseliges Grübeln vorbei. Ich genieße nur und denke weder an Zukunft noch Vergangenheit.

Nachts ist der wundervollste Mondschein. Ich gehe gewöhnlich nach dem großen Molo oder nach der Villa reale und sehe dem silbernen Scheine zu, wie er zitternd über das Meer streicht. Es ist so warm, daß ich selbst Nachts meinen Paletot über'm Arm trage. Und das Alles im Januar!

XV.

Neapel, den 24. Januar 1875.

Nun ist das Wetter umgeschlagen, ich habe es in meinem letzten Briefe wohl zu sehr beschrieen. Der Himmel ist voll schwerer Wolken und die Wellen haben mächtige Schaumköpfe. Am Ende eben so gut, ich werde ein wenig ernüchtert. Ich ging schon ernstlich mit mir zu Rathe, ob ich nicht möglichst bald alle meine Verbindlichkeiten daheim lösen und Ziegenhirt auf Capri werden sollte. Jetzt ist die Zauberinsel vorläufig meinen Blicken entrückt.

Wenn es nicht wieder helles Wetter werden sollte, so lange ich in Neapel bin, will ich mich doch nicht beklagen. Ich habe die unvergleichliche Meeresbucht fast eine Woche lang im hellsten Frühlingssonnenschein gesehen. Dies Bild habe ich derartig in mich aufgenommen, daß es für immer mein eigen ist. Es kommt nun nicht so wesentlich darauf an, daß ich noch viel Einzelnes von der Landschaft sehe, so genußreich das auch sein würde.

Gestern war ich in Pozzuoli. Der Golf von Neapel bildet an der Küste mehrere Buchten, die Hauptstadt selbst liegt an einer solchen. Westlich an letztere grenzt die Bucht von Pozzuoli. Beide sind durch das Vorgebirge des Posilipo von einander getrennt. Der alte Weg nach Pozzuoli führt mittelst eines Tunnels durch das Vorgebirge hindurch. Dieser Tunnel ist die berühmte Grotta di Posilipo, deren Anlegung man dem Kaiser Augustus zuschreibt. Die Breite entspricht einer gewöhnlichen Fahrstraße, die Höhe ist verschieden, durchschnittlich mag sie siebzig Fuß betragen. Durch diese bedeutende

Höhe, sowie durch das eigenthümlich unregelmäßige Profil und die zackigen, nicht geebneten Felswände unterscheidet sich die Grotta gar sehr von einem modernen Tunnel. Man glaubt eher in einer tiefen Felsspalte hinzuwandeln, als in einem von Menschen geschaffenen Werke.

In der Grotte herrscht ein sinnbetäubender Lärm. Jeder Ton hallt laut wieder und jeder Neapolitaner hält es für seine Pflicht, beim Passiren durch Knallen mit der Peitsche oder Singen den möglichsten Lärm zu machen. Mir fügte nun noch das Schicksal, daß gerade eine unabsehbare Heerde Ziegen des Weges kam, jedes Thier mit einer Glocke am Halse. Dazu das sinnverwirrende Gemisch von Lampen und Tageslicht! — Ich brauchte zehn Minuten, um die Grotte zu durchschreiten, und kam ganz betäubt nach Fuorigrotta, dem jenseits gelegenen Dorfe. Von dort gelangte ich in einem Wagen über Bagnoli nach Pozzuoli. Zwischen letzteren Orten führt der Weg so nahe am Meere entlang, daß die Brandung ihren Schaum über die Straße sendet.

Die Bucht von Pozzuoli war im Alterthum hoch berühmt. Die Stadt selbst, Puteoli, war eine der wichtigsten Handelsstädte Italiens, jetzt ist es eine verfallene kleine Landstadt. Ringsum erhoben sich zur Kaiserzeit die üppigsten Gärten und Villen der römischen Großen, deren Herrlichkeit die alten Dichter begeistert preisen.

Die Berge und das Meer sind noch eben so schön wie damals, aber alle die stolzen Prachtbauten sind bis auf wenige kümmerliche Reste spurlos dahin. Nicht allein die Zerstörungswuth der Menschen und der langsame Verfall, dem alles Menschenwerk von selbst unterliegt, haben hier vernichtend gewirkt, sondern der Boden selbst hat sich gegen die ihm auferlegten Fesseln empört. Erdbeben und vulkanische Naturereignisse aller Art haben über den Haufen geworfen, was sonst etwa der Zeit getrotzt hätte. Bis in die neue Zeit haben diese Revolutionen gedauert, ist doch noch im Jahre 1538 der Monte Nuovo, ein Berg von 500 Fuß Höhe, von dem vorher nichts zu sehen war, ganz plötzlich entstanden.

Das Land hat sich stellenweis mehrmals gehoben und gesenkt. Einen merkwürdigen, von den Geologen häufig angeführten Beweis dafür liefen die Trümmer des Serapistempels in Pozzuoli selbst. Es stehen dort drei Säulen aufrecht auf ihren alten Postamenten. In einer Höhe von etwa 13 Fuß über der Basis und etwa 20 Fuß über dem jetzigen Meeresniveau sind diese Säulen von Seemuscheln angebohrt, unten sind sie unversehrt. Ferner hat man 6 Fuß unter der jetzigen Fußbodenhöhe einen zweiten älteren Mosaikboden gefunden. Für diese sonderbaren Thatsachen giebt es nur folgende Erklärung:

Schon während der Zeit, in welchem der alte Mosaikboden irgend einem Gebäude gedient hat, oder nach dessen Verfall, muß sich das Terrain gesenkt haben. Deshalb mußte man, als man auf derselben Stelle den jetzt in seinen Resten vorhandenen Tempel baute, den Fußboden 6 Fuß höher legen. Dann wird ein vulkanischer Ausbruch, wahrscheinlich aus dem nahe gelegenen Krater Solfatara, den Tempel 13 Fuß hoch zugeschüttet haben. In diesem Zustande muß sich der ganze Bau unter den Meeresspiegel gesenkt haben. Die Seethiere konnten nun ihr Werk nur an den oberen Theilen der Säulen verrichten, so weit sie aus der Verschüttung hervorragten, nicht an den unteren. Endlich muß das Ganze wieder aus der See empor gestiegen sein, denn jetzt steht der Tempel wieder trocken da. Gegenwärtig soll der Boden wieder in langsamem Sinken begriffen sein.

Im Uebrigen ist von diesem Serapistempel nicht viel zu erzählen. Die schönen Säulen, mit Ausnahme der erwähnten drei, sind nach dem Schlosse zu Caserta, die aufgefundene Statue des Gottes in's Museum von Neapel gebracht.

Um so interessanter war mir das unfern gelegene Amphitheater. Der obere Theil, die Sitzreihen, sind stark verwittert, das Souterrain aber ist merkwürdig gut erhalten. Das Mauerwerk ist stellenweis so vollkommen scharfkantig und unverletzt, als wenn das Gebäude vor fünfzig Jahren errichtet wäre.

Man konnte verschiedene Arten Mauerwerk sehen. Die Pfeiler waren aus auffallend kleinen Ziegelsteinen mit scharfen, knappen Fugen auf's Sauberste hergestellt. Bei den größeren, massiveren Gebäudetheilen waren dagegen die Fugen etwa eben so breit, wie die schmalen Steine. Endlich sah ich noch ein schachbrettartiges Mauerwerk, viereckige, aus Puzzolanerde geformte Steine, von quadratischem Querschnitt, auf die Ecken gestellt und mit Mörtel verbunden. Letztere beiden Arten von Mauerwerk sind nur möglich mit einem so festen Mörtel, wie er hier zu Gebote stand, ich fand ihn härter als die Steine selbst. Er ist aus der vorzüglichen, vulkanischen Puzzolanerde bereitet, welche eben von Pozzuoli ihren Namen bekommen hat und noch jetzt berühmt ist.

Abgesehen von dieser rein technischen Seite, gewährte nun aber die bauliche Einrichtung des Souterrains großes Interesse. Alle die unterirdischen Zellen, in denen die wilden Thiere aufbewahrt wurden, die Gefängnisse der Unglücklichen, welche ihnen vorgeworfen werden sollten, die Räume, in welchen die Gladiatoren sich aufhielten, sind vollkommen erhalten. Ebenso die Gänge, durch welche die Unseligen von unten in die Arena gelangten, und der unterirdische Kanal, durch welchen diese mit Wasser gefüllt werden konnte.

Ein düsteres Bild, diese Stätte der Qual und Verzweiflung, wo die Opfer der furchtbaren Stunde harrten! Oben saßen indessen im hellen Sonnenschein die schönen Frauen, lachend und koquettirend, und freuten sich des schrecklichen Schauspiels. Es kümmerte sie nicht, wenn das Blut bis vor ihre Füße spritzte. Wie war es nur möglich, daß ein Volk, dem in der Kunst nur das edelste Maaß genügte, diese maßlosen Greuel leidenschaftlich gern sah!

Während ich im Amphitheater war, entlud sich ein schweres Unwetter. Der Regen fiel in Strömen nieder und bald bildeten sich förmliche Bäche und plätschernde Wasserfälle in den Tiefen des Gebäudes. Der Wind sauste unheimlich über die Arena hin und durchstrich mit eigenthümlich heulendem Tone die langen Gänge.

Fast ganz dunkel wurde es in denselben, nur dann und wann warfen die Blitze ihr fahles Licht durch eine der zu Tage gehenden Oeffnungen. Dazu grollte der Donner fast unaufhörlich — es war wirklich schauerlich in dem alten Gemäuer! Wir — nämlich mein Führer und ich — verkrochen uns schutzsuchend in eine tiefe Zelle. Es war dieselbe, in welcher der heilige Gennaro gefangen gehalten wurde, um den Thieren vorgeworfen zu werden. Aber die Bestien fraßen den frommen Mann nicht, und es blieb nichts übrig, als ihn mit dem Schwert umzubringen.

Als das Gewitter vorüber war, ließ ich mich nach der Solfatara führen, einem ausgebrannten Krater unweit der Stadt. Noch jetzt steigen aus einzelnen Ritzen Schwefeldämpfe und heiße Quellen auf. Besonders merkwürdig ist eine Höhle am Rande des Kraters, in welcher mit starkem Geräusch Dämpfe emporsausen. Leider kann man nicht nahe genug herankommen, um in diesen Höllenschlund hinabzusehen, die schwefeligen, erstickenden Dämpfe halten den Neugierigen in respektvoller Entfernung. Ueberall in dem Kratergrunde klingt der Boden hohl unter den Füßen. Leider konnte ich diese interessante Stätte nicht mit Muße durchforschen, ein zweites Unwetter zwang mich zu schleunigem Rückzuge nach der Stadt.

Da der Regen anhielt, so fuhr ich, ohne Mehreres zu sehen, nach Neapel zurück. Wenn das Wetter besser wird, gehe ich noch einmal nach der Bucht von Pozzuoli. Es sind dort noch alte Reste von Bajä und Cumä vorhanden, außerdem möchte ich auf den Monte Nuovo reiten und das Capo Miseno besteigen. Von dort muß man eine entzückende Aussicht haben. Auch nach Procida und Ischia lockt es mich hinüber, vom Capo Miseno aus sind sie nicht weit. Doch kann man diese Inseln in jetziger Jahreszeit nur bei ganz ruhigem und sicheren Wetter besuchen, oder aber man muß sich darauf gefaßt machen, dort bleiben zu müssen, bis das Meer sich wieder beruhigt hat.

den 28. Januar.

Das Wetter ist nun wieder wundervoll, wenn auch nicht ganz so warm wie vor den Sturmtagen. Lache nicht, daß ich so häufig vom Wetter spreche. Man hängt als Reisender mit allen seinem Thun und Treiben so sehr davon ab, daß man ein getreues Bild seiner Erlebnisse und Stimmungen nicht wohl ohne gleichzeitige Wetterschilderung zu Stande bringt.

Ich habe die letzten Tage, seit die Sonne wieder scheint, nur mit Umherschlendern zugebracht. Man wird gründlich faul hier. Es fängt damit an, daß ich Morgens nicht von meinem Balkon fortfinden kann.

Santa Lucia, der Quai, an welchem mein Hôtel liegt, ist an sich schon ein unerschöpfliches Beobachtungsfeld. Ich habe bereits mehrfach Veranlassung gehabt, die eigenthümliche Oeffentlichkeit des Lebens der niedern Klassen in Italien zu schildern; nirgends aber ist man ungenirter als hier. Schlendert man die breite Straße entlang, so sieht man alle Vorgänge des geschäftlichen und häuslichen Lebens sich im Freien abspielen, die Frauen machen sogar ihre Toilette ganz offen auf der Straße.

Eine Folge dieses Zustandes muß es sein, daß sich die Menschen gegenseitig viel besser kennen als bei uns. Was wissen wir denn im Grunde selbst von unseren besten Freunden; wir sehen ihnen selten hinter die Coulissen und wie ihnen allein auf ihrem Zimmer zu Muthe ist, wissen wir gar nicht. Hier kann sich Keiner verstellen. Was Einer den ganzen Tag über thut und treibt, wie viel er arbeitet und wie lange er faullenzt, wann er aufsteht und wann er zu Bette geht, was er ißt und trinkt, ob er Frau und Kinder gut behandelt oder schlecht, ob er fröhlich oder traurig ist, welche Leidenschaften und Schwächen er hat, weiß die ganze Straße.

Unglaublich ist es, bis in welche Minimalverhältnisse sich in Neapel der Handel verliert. Die Zahl Derer, die ihren ganzen Waarenvorrath auf einem Brett oder in einer Schachtel umhertragen,

ist Legion. Gott mag wissen, was das Alles ist, das sie anbieten und mit gellender Stimme ausschreien. Man sieht kleine Jungen mit einem Napf Kastanien, einem einzelnen Kuchen oder einem Paar Apfelsinen; der Werth ihres ganzen Vorrathes beträgt zwei oder drei Sous. Ihre Käufer sind wieder andere Jungen, die sich für den eben erbettelten Centime ein Stück Kuchen abschneiden lassen. Das Handeln dieser kleinen Strolche unter einander über die Größe des Stückes ist äußerst spaßhaft anzusehen. Sie behandeln das Geschäft natürlich mit der größten Wichtigkeit und gestikuliren wie die Alten.

Wer ein Liebhaber von Seethieren ist, kann an der Santa Lucia sein Genügen finden. Da stehen eine Menge Verkäufer mit Austern und allen möglichen anderen Seegeschöpfen, die ich nicht kenne, „frutti di mare“ wie sie hier sagen. Der Kunde setzt sich an den kleinen Tisch auf offener Straße nieder und ißt das Gethier mehr oder minder lebendig auf. Wer es bequemer haben will, geht hinunter zu einigen Restaurationen, welche an einer niedrigen Terrasse des Quais, unmittelbar am Wasser liegen. Dort kann man die schmackhaften kleinen Austern mit vorzüglichem Wein hinunter spülen und zugleich unverfälschte neapolitanische Schifferscenen in nächster Nähe beobachten.

Am westlichen Ende der Santa Lucia liegt rechts, hoch über der Straße, das Fort Pizzofalcone auf dem Ausläufer des Höhenzuges, der von Camaldoli über Sant' Elmo dem Meere zuläuft. Die letzte Spitze dieses Ausläufers bildet jenseits der Straße eine kleine Insel, auf welcher das Castel dell' Ovo liegt, durch eine Brücke mit dem Lande verbunden. Zwischen diesen beiden malerischen Forts hindurch weiter am Ufer hingehend, gelangt man bald nach der Villa Reale. Einen größeren Gegensatz gegen die demokratische Santa Lucia kann man sich nicht denken. Die Villa Reale ist ein langer, am Meere sich hinziehender Park, voll südlicher schöner Vegetation. Nachmittags zwischen drei und fünf, während eine Militairkapelle spielt, geht dort die feine Welt Neapels spazieren. Es giebt wohl

kaum eine elegantere Promenade. Sammeln sich doch zu dieser Jahreszeit in Neapel die vornehmen Nichtsthuer aus der ganzen Welt. Ich habe niemals so kostbare Toiletten gesehen wie hier. Italienische Prinzessinnen, russische Fürstinnen und englische Ladies suchen sich zu überbieten. Ich betrachte mir stets mit großem Vergnügen diese vornehmen Frauen, die so stolz und siegesgewiß dahin rauschen, aber das Herz einer deutschen Hausfrau würde sich umkehren, wenn sie sähe, wie diese Damen ihre kostbaren Roben durch feuchte Stellen und über den scharfen Grand hinschleifen, ohne jemals die Schleppe aufzunehmen. Manche hundert Francs mag jeder Spaziergang kosten! Nun, ich habe sie nicht zu bezahlen und kann mich ungestört durch solche haushälterischen Betrachtungen der schönen, majestätischen Frauengestalten erfreuen.

Neben der Villa Reale, an der Landseite, führt die Chiaja entlang, eine breite, schöne Straße, an der die vornehmsten Paläste und Hôtels der Stadt liegen. Zur eben genannten Nachmittagsstunde fährt dort die vornehme Welt — sofern sie nicht lieber zu Fuße in der Villa lustwandelt — spazieren. Man sieht zwei bis drei Reihen der elegantesten Equipagen neben einander, auch manchen schmucken Kavalier zu Pferde. Und nun denke Dir als Hintergrund zu diesem luxuriösen Treiben die Palmen und Cypressen, das blaue Meer und die köstlichen Berge! Es ist ein Bild reichsten Lebensgenusses.

Geht man die Villa oder die Chiaja ganz zu Ende, also immer nach Westen, so gelangt man nach der Vorstadt Mergellina und an den Rücken des Posilipo, der hier die Ebene von dem Meere scheidet. Rechts liegt der Eingang der Grotta, welche ich neulich beschrieb, links aber führt die Straße am Posilipo entlang, allmählig sich vom Wasser emporhebend. Nach und nach wird die Scenerie ländlicher, eine Villa folgt auf die andere. Je weiter man geht, je höher man steigt, desto schöner wird der Blick auf das Meer. Links von der Straße streichen schattige Schluchten nach dem Strande hinunter, zu

den üppigsten Gärten umgewandelt. Märchenhaft, von der reichsten Vegetation umgeben, liegen die Villen darin versteckt. Durch Palmen und Cedern hindurch sieht man in malerische kleine Felsbuchten hinunter, auf den tiefblauen Wasserspiegel und die schneeweiße Brandung. Endlich erreicht man die Höhe und zugleich den äußersten Vorsprung des Posilipo, und nun thut sich dem Auge mit einem Male jenseits die wunderschöne Bucht von Pozzuoli auf, in ihrer träumerischen Stille!

Der Rückweg ist womöglich noch schöner. Man hat beständig den ganzen Golf von Neapel vor sich, den Vesuv und die Sorrentiner Halbinsel mit Capri. Wenn nun dann gar die Sonne in's Meer sinkt, und diese ganze unermeßliche Landschaft sich in die tiefen, braungoldigen und blauen Farben hüllt, die diesem glücklichen Lande eigen sind, dann begreift man das alte Wort: Vedi Napoli e poi muori!

---

den 30. Januar.

Ich bin nun auch in Pompeji gewesen. Ich wage nicht, mich auf eine nähere Schilderung einzulassen, es ist zu Viel darüber zu sagen. Die Trümmer der Stadt und die unzähligen im Museum in Neapel aufgestellten, dort gefundenen Gegenstände genügen, Jedem, der einigermaßen vorbereitet und nicht aller Phantasie baar ist, ein lebhaftes Bild der alten Zeit vor die Seele zu zaubern. Nach einer langen Wanderung durch die Stadt veranlaßte ich den Führer, mich in einem der besterhaltenen Häuser eine Stunde allein zu lassen. Da saß ich in dem alten Säulenhofe und träumte mich in die Vergangenheit hinein. Wie hat man damals verstanden, das Leben in heiterer Muße zu verbringen, veredelt durch eine Umgebung, in der Alles, selbst das kleinste Geräth, künstlerisch gestaltet war! An den Wänden waren noch gut erhaltene Fresken voll der schönsten Gestalten. Wie herrlich muß es gewesen sein, in dem kühlen Hofe,

an der plätschernden Fontaine zu sitzen, umgeben von schönen Statuen und Bildern. Und dazu die Landschaft! Der blaue Himmel scheint frei in den Hof hinein und über die niedrigen Mauern hinaus schweift der Blick auf den Monte Sant' Angelo und den Vesuv. Da steht der alte Sünder, wie Stahr geschickt sagt, „sein Morgenpfeifchen schmauchend" und sieht mit der unschuldigsten Miene von der Welt auf die Stätte seiner bösen That hinab.

XVI.

Neapel, den 4. Februar 1875.

Seit ich Dir zuletzt schrieb, haben wir leider fast immer schlechtes Wetter gehabt. Nirgend ist solches störender als hier. Der Reiz Neapels beruht vor Allem auf seiner unvergleichlichen Umgebung und dieser wollte ich eigentlich meine Zeit besonders widmen. Nun werden meine schönen Pläne durch das Wetter gekreuzt, und ich habe mich wohl oder übel fast die ganze Woche in der Stadt aufhalten müssen. Ohne Gewinn ist nun freilich diese Zeit doch nicht geblieben, denn ich bin auf diese Weise dazu gelangt, das Museum viel eingehender zu besuchen, als in meiner Absicht lag, und dort ist eine Menge des Allerbesten aufbewahrt. Die sämmtlichen, den früheren Königen von Neapel gehörenden Sammlungen sind im Museo nationale vereinigt, ferner hat man alle in Herculaneum, Pompeji, Pozzuoli, Bajä und anderen Orten gefundenen Dinge, sofern sie von Werth waren, hier aufgestellt und beständig mehrt sich der Reichthum durch die neuen Ausgrabungen.

Am meisten ziehen mich, wie immer, die antiken Marmorskulpturen an. Sie befinden sich in einer Reihe Korridore und Säle, deren Wände würdig zu dekoriren man eben im Begriff steht. Viele der schönen Werke stehen indeß gegenwärtig noch in kahlen, schmucklosen Räumen. Auch die Ordnung der Sammlung ist noch nicht durchgeführt.

Die bei uns bekannteste Statue ist wohl der Farnesische Herkules. Er ist sehr gut erhalten und in meinen Augen ein unüber-

treffliches Werk. Auf seine Keule gelehnt, steht der riesige Mann da, scheinbar von einer seiner übermenschlichen Arbeiten ausruhend. Aber, wenn man auch seinen gewaltig angespannten Muskeln die eben gehabte Anstrengung deutlich ansieht, er ist keineswegs ermattet. Er „verschnauft" sich nur. Wehe dem, der sich ihm feindlich naht! Mit ungeheurer Kraft wird er die Keule erheben und ihn niederschmettern. Daß dieser Mann Löwen erwürgt, scheint einem ganz selbstverständlich. Trotzdem fürchtet man sich nicht vor ihm, er hat einen milden Gesichtsausdruck. Er tödtet die Ungeheuer, er beschützt die Menschen vor ihnen; diesen selbst, die ihm schutzflehend nahen, thut er nichts zu Leide. In gewissem Sinne gleicht er dem Siegfried der Deutschen.

Auch den „Farnesischen Stier" kennst Du. Die beiden Söhne der Antiope binden die Dirke an die Hörner eines sich aufbäumenden Stieres. An dieser Gruppe ist viel restaurirt und verändert, so daß wohl nicht viel Altes an ihr vorhanden ist. Jedenfalls ist sie eine der am besten komponirten Gruppen, die die Kunst je geschaffen hat. Von allen Seiten ist sie vollständig klar und durchsichtig.

Eine Anzahl kleinerer Werke aller Art hat man aus er Ordnung der übrigen ausgeschieden und in einem Korridor unter dem Namen „Saal der Meisterwerke" aufgestellt. Dort ist in der That die Blüthe der Sammlung vereinigt, und ich verlasse nie das Museum, ohne diesen Raum zum Abschiede besucht zu haben. Dort steht die bekannte koquette „Venus Kallipygos", zu deren Entschuldigung man sagen muß, daß ihr Kopf modern ist, und ihre Schwester, die „siegreiche Venus von Capua"; dort sitzt die alte Agrippina, würdevoll und vornehm, als merkwürdig lebenswahrer Typus einer feinen, alten Dame. Weiter hin steht Aristides, die vorzüglichste Rednerstatue, welche existirt. So tritt ein Mann dem Volke gegenüber, der sich seines Werthes und seiner Macht über die Zuhörer bewußt ist. Seine Arme trägt er eingehüllt in seinem Obermantel, er braucht nicht wie ein Schauspieler seine Rede durch Gesten zu

unterstützen, sein Wort allein, der Werth dessen, was er sagt, bezwingt die Versammlung. Wird er aber einmal den Arm frei machen und ihn mahnend erheben, so wird seine Geste um so eindringlicher wirken. Manche halten diesen Redner nicht für Aristides, sondern für Aeschines.

Ueberaus reizend ist eine leider sehr verstümmelte weibliche Statue, welche man für die Psyche hält. („Seiki" erlauben sich die Engländer dieses Wort auszusprechen, das P sparen sie meistens.) Trauernd und schmerzvoll neigt sie das jungfräuliche, schöne Haupt; es ist Psyche, welche von Amor gequält wird, d. h. die Seele, welche unter der Liebe Schmerzen leidet.

Besonders anziehend ist mir endlich der Antinous. Der schöne Jüngling wandelt schwermüthig, mit gesenktem Haupte dahin, tief in Gedanken versunken. Den einen Arm erhebt er ein wenig, wie Jemand, der, die Außenwelt ganz vergessend, mit sich selbst spricht. Reift in ihm eben der Beschluß, für seinen geliebten Kaiser Hadrian in den Tod zu gehen? Was ich an dieser Statue außer ihrer Formenschönheit so sehr bewundere, ist die Genialität, mit welcher der Künstler seine schwierige Aufgabe erfaßt und ihr die dankbarste Seite abzugewinnen gewußt hat. Hier handelte es sich nicht um einen Gott, einen Heros oder einen berühmten, durch seine Thaten charakterisirten Mann, sondern um das Bildniß eines unbedeutenden Jünglings, den Nichts auszeichnete, als seine Schönheit, die Liebe des Kaisers, und die Treue, mit welcher er sich für ihn opferte. Kein charakteristisches Attribut, keine bezeichnende Geberde erleichterte dem Künstler die Aufgabe. So bildete er denn auch nur einen nackten Jüngling ohne jedes Abzeichen, und doch weiß er ihn typisch zu gestalten und ihm eine ganz bestimmte, reizvolle Eigenart zu geben.

Hinsichtlich der Bronzen soll das Museum in Neapel alle anderen existirenden Sammlungen übertreffen. Mein Liebling ist ein kleiner Narziß. Lauschend steht er da, wahrscheinlich neckt ihn eben

die Nymphe Echo mit ihren Zurufen. Darüber, daß wirklich ein Horchender dargestellt ist, kann man keinen Augenblick im Zweifel sein, so bezeichnend ist Stellung und Geberde. So sehr ich übrigens die Bronzen bewundere, so muß ich doch bekennen, daß sie mich nicht in gleichem Maaße wie die Marmorstatuen entzücken. Es mag das wohl nur auf dem äußerlichen Umstande beruhen, daß die wunderschöne durchsichtige Marmorfarbe so bestechend auf das Auge wirkt, der Natur näher kommt und in meiner Vorstellung mehr im Einklange mit dem lichten Wesen der antiken Kunst steht, als die dunkle Bronze.

Ganz eigen dem hiesigen Museum ist die große Sammlung antiker Wandgemälde und Mosaiken aus Pompeji und Herkulaneum. Meines Wissens kann man die Malkunst der Alten nur hier, wo eine so große Anzahl von Werken bei einander sind, kennen lernen, anderswo ist nur Vereinzeltes gesammelt. Die Anmuth der Komposition ist häufig bezaubernd, die Zeichnung der Figuren voll Adel, der Ausdruck der Köpfe schön, aber stereotyp. Der Ideenkreis ist sehr umfassend. Alle möglichen Mythen des Alterthums, Scenen des wirklichen Lebens, zum Theil genrehaft behandelt, Scherzbilder, Karrikaturen, Einzelfiguren, Thiere, Landschaften, Blumen, Früchte, Architekturen und Ornamente sieht man in wunderbarer Freiheit und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit dargestellt. Wenn man bedenkt, daß das, was hier erhalten ist, Wandbilder in einer kleinen Provinzialstadt waren, von Dekorationsmalern flüchtig ausgeführt, so darf man wohl schließen, daß auch die antike Malerei auf einer hohen Stufe stand. Leider sind keine Werke berühmter Maler des Alterthums auf uns gekommen, man nimmt jedoch an, daß sich unter den Pompejanischen Gemälden manche Nachahmung berühmter und beliebter Bilder befindet.

Sehr interessant ist ferner die ungemein reichhaltige Sammlung antiker Vasen, Möbel, Geschirre und Geräthe aller Art, welche im oberen Stockwerke des Museums aufgestellt ist, während die bisher

erwähnten Sammlungen sich im Erdgeschoß befinden. Fast alle diese Vasen stammen aus Pompeji und Herkulaneum. Sie sind geeignet, das allerdeutlichste Bild des täglichen Lebens der alten Zeit zu geben, man findet jedes Hausgeräth, jedes Handwerkszeug, dessen man sich damals bediente. Verhältnißmäßig gering ist die Zahl der werthvollen Schmucksachen. Die Bewohner der unglücklichen Städte hatten Zeit zu entfliehen, wie die relativ geringe Zahl der gefundenen Gerippe beweist. So haben sie denn wohl ihre Kleinode meistens selbst mitgenommen, Manches ist auch bald nach der Katastrophe von den Eigenthümern aus der Asche hervorgegraben, oder in den nächsten Jahrhunderten, als man die Lage der verschütteten Stadt noch kannte, von Schatzgräbern zu Tage gefördert. An vielen Stellen in Pompeji hat man die Spuren solcher früheren Nachgrabungen gefunden.

Im oberen Stock des Museums befindet sich endlich auch eine große Gemäldesammlung, welche indeß hinsichtlich ihrer Qualität nicht mit den Florentiner Gallerien rivalisiren kann. Ich habe mich darauf beschränkt, die berühmtesten Bilder zu besehen. Die Neapolitanische Schule, deren Werke man natürlich in großer Zahl findet, hat nie eine hervorragende Rolle gespielt, die übrigen Maler Italiens lernt man anderswo besser kennen. So glaube ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Neapel mein Interesse zweckmäßiger anderen Dingen zuzuwenden.

Der einzige Ausflug aus Neapel, von dem ich Dir heute berichten kann, galt San Sebastiano und Herkulaneum. Nach ersterem, am Fuße des Vesuvs, etwas landeinwärts gelegenen Orte, fuhr ich, um die Lava zu sehen, welche dort im April 1872 niederfloß. Aus dem Atrio del Cavallo, dem Einschnitt zwischen dem Somma und dem Kegel des Vesuvs hervorbrechend, drang der glühende Strom in acht Stunden bis zwischen San Sebastiano und Massa hinein, hunderte von Häusern verbrennend und bedeckend. Es muß schrecklich

gewesen sein! Schon vor der Berührung mit der feurigen Masse entzündeten sich die Gebäude und die Bäume durch die Hitze mit einem plötzlichen Knall. Gottlob flüchteten sich alle Menschen frühzeitig genug. Man fürchtete in jenen Tagen für Neapel selbst, aber das wunderthätige Bild des heiligen Gennaro am Eingange der Stadt hielt die Hand abwehrend gegen den rasenden Berg ausgestreckt, und wandte das Unheil ab.

Man kann sich nichts Oederes denken, als solch einen Lavastrom, ehe die Jahrhunderte seine Oberfläche verwittert und in fruchtbaren Boden umgewandelt haben. Seine Gestalt hat eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Gletscher. Wie ein furchtbarer, todbringender Riesenwurm kriecht er aus dem Gipfel des Berges hervor und den Abhang hinunter, bis weit in die Ebene hinein. Schwarz und absolut vegetationslos kontrastirt er wunderbar mit den blühenden Gefilden, in die er sich hinein gedrängt hat. Unten ist die Masse hart und kompakt wie Pech oder Asphalt, mehr oben porös. Die Oberfläche ist zerrissen und mit schlackenartigem Geröll bedeckt; hier und da sieht man die Trümmer der zerstörten Häuser hervorragen.

Ich sah mir die Lava um so genauer an, als ich leider die Besteigung des Vesuvs selbst aus meinem Programm lassen muß. Es ist hart, vier Wochen in Neapel zu sein, und diesen merkwürdigen Berg nicht zu besteigen. Ich möchte gar zu gern einmal in den Krater hinein sehen. Aber die Erklimmung des Kegels soll eine ziemliche Anstrengung kosten und meine Lunge möchte dem noch nicht gewachsen sein. Du magst hieraus sehen, daß ich sehr vernünftig bin, und daß Eure Befürchtungen, ich strengte mich zu viel an, unbegründet sind.

Von San Sebastiano fuhr ich in einer Stunde nach Herkulaneum. Die Ausgrabungen dort haben einen weit geringeren Umfang als in Pompeji. Herkulaneum ist viel tiefer verschüttet und leider liegt das heutige Resina gerade über der alten Stadt, weshalb die Ausgrabungen auf wenige Stellen beschränkt bleiben müssen.

Es ist das sehr zu bedauern, weil man in Herkulaneum wahrscheinlich noch Interessanteres aufdecken würde als in Pompeji. Während nämlich letzteres zur Zeit der Verschüttung eine nach einem sechzehn Jahre früher stattgefundenen Erdbeben gänzlich neu und in Eile aufgebaute, unfertige Stadt war, repräsentirt Herkulaneum eine alte, allmählig gewachsene Niederlassung, in welcher sich deshalb auch viele Denkmäler früherer Epochen finden müssen.

Bei dem schlechten Wetter freue ich mich doppelt, hier ein behagliches Hôtel und gute Gesellschaft getroffen zu haben. Bei Tisch bin ich sehr gut placirt. Links von mir sitzt Baron G. aus Kopenhagen, ein junger, interessanter, sehr unterrichteter Mann, rechts ein Herr C. aus Bremerhafen mit zwei eben so hübschen als liebenswürdigen Nichten. Herr C. scheint lange über See gewesen zu sein, und genießt nun in Ruhe sein Geld, worin ihn besagte Nichten unterstützen. Gerade gegenüber wechseln die Gesichter, es sind Plätze für Passanten. Schräge gegenüber sitzt ein Graf P. aus Ravenna mit einer ganz reizenden, etwa achtzehnjährigen Frau. Leider kann ich von meinem Platze aus mich nicht wohl mit der Gräfin unterhalten, so gern ich das möchte, aber schon der Anblick des feinen, lieblichen Gesichts gereicht mir zum beständigen Vergnügen. Vor einigen Tagen ist auch Dein Nachbar, Herr Hallier, mit seinen Töchtern hier eingetroffen, von Sicilien kommend. Ich kannte sie nicht, sie dagegen erinnerten sich meiner und begrüßten mich auf's Freundlichste.

Nach dem Pranzo, welches etwa um halb acht zu Ende ist, begiebt sich ein großer Theil der Gesellschaft in die geräumigen Salons des Hôtels. Da ist ein Rauchzimmer, ein Lesekabinet und ein Konversationssalon. Wer mit einigem Unterhaltungstalent begabt ist, kann in diesen Räumen seinen Abend angenehm verbringen. Natürlich bilden sich Kliquen, schon nach den Sprachen. Augen-

blicklich sind wir Deutschen, denen sich einige Holländer, Dänen und Schweden angeschlossen haben, entschieden im Uebergewicht.

Mitunter bringe ich auch die Abende im kleineren Kreise bei obenerwähnten C.'s zu, welche mich zuweilen in gütiger Weise an der behaglichen Häuslichkeit, die sie sich in ihren Zimmern geschaffen haben, Theil nehmen lassen. In angenehmem Geplauder bei einer echten, hier geradezu unschätzbaren Havannahcigarre, oder mit gemeinschaftlichem Musiziren geht der Abend bei den gastlichen Leuten im Fluge dahin.

---

den 5. Februar.

Heute war ich in den hiesigen Katakomben, die mich um so mehr interessirten, als sie die ersten ihrer Art waren, die ich gesehen. Es ist schauerlich in diesen Grüften!

Der Eingang liegt hinter einem Asyl für arme Greise. Ein uralter Mann mit schneeweißem Haar machte den Cicerone. In zwei, mitunter drei Geschossen über einander führen geräumige Stollen in den Berg hinein, meilenweit sollen sie sich erstrecken. An beiden Seiten dieser Stollen sind nun die Gräber alkovenartig in den Felsen gehauen, sie liegen wie die Kojen in einem Schiffe über einander. Der leicht zu bearbeitende und doch feste Tuffstein war wie geschaffen für eine solche Anlage. Hier und da sieht man die Gräber durch Inschriften, Skulpturen, Malereien und Mosaiken geschmückt; freilich sind nur wenige so ausgezeichnet, die ungeheure Mehrzahl entbehrt jeder Bezeichnung. Manches ist wohl auch in die Museen gewandert. Das Studium dieser Ueberbleibsel muß sehr interessant sein, konnte ich doch schon während des einmaligen Besuches und bei dem Scheine des spärlichen Lichtes, welches der alte Mann zitternd in die Höhe hielt, manches Merkwürdige erkennen. Man sieht hier den Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum. In der unteren Etage finden sich Gräber, deren Inschriften und

Embleme sie sicher als heidnische erkennen lassen. Vorwiegend jedoch, und in den oberen Geschossen ausschließlich, sieht man christliche Symbole, wie das Kreuz, den Fisch, den Pfau und das Lamm. Auch figürliche, mit Ornamenten umgebene Darstellungen finden sich. Diejenigen aus den ersten Jahrhunderten zeigen trotz ihres christlichen Inhalts den aus Pompeji bekannten antiken Styl, wenn auch verwahrlost, die späteren dagegen nähern sich der mittelalterlichen, sogenannten byzantinischen, verknöcherten Kunstweise. Da sieht man sie zuerst, diese Heiligen mit den starren, geheimnißvollen Zügen. Mit erhobenen Händen blicken sie Dich finster, fast drohend an. Hier in diesen Nischen, fast unmittelbar an den Gräbern selbst, wirken diese Bilder wunderbar mystisch. Dazu denke Dir nun die schauerliche Grabesluft, den Modergeruch, die Knochen, die noch in manchen Gräbern liegen, die absolute Stille ringsum! Ich athmete tief auf, als ich endlich nach langer Wanderung der ungeheuren Gruft entstieg und das Tageslicht wieder erblickte. Eine sehr lebhafte, farbenreiche Schilderung dieser Katakomben findest Du in Gregorovius' „Wanderjahre in Italien".

Das ungünstige Wetter hat Schuld, daß ich länger in Neapel bleibe, als ich eigentlich wollte. Ohne Paestum gesehen zu haben, gehe ich nicht von hier. Aber aus einem mehrtägigen Aufenthalt auf Capri, wie ich ihn plante, kann nun leider nichts mehr werden. In einer Hinsicht ist mir die Verzögerung erwünscht, so komme ich erst nach dem Schluß des Karnevals nach Rom. Zunächst stimmen alle Kundigen darin überein, daß der Karneval in Rom gänzlich degenerirt ist. Auf den Balkons des Corso's sitzen nur noch Amerikanerinnen und keine Römerinnen, es laufen weder Pferde noch Juden mehr in die Wette, und es maskirt sich nur das niedrigste Volk. Aber selbst wenn der Karneval noch seinem alten Ruhme entspräche, — ich möchte doch nicht während seiner Herrschaft in die heilige Stadt einziehen. Es ist mir, als ob ich ein hehres,

königliches Weib, dessen Bild ich lange sehnend im Herzen trage, zum ersten Male begrüßen soll — da will ich sie auf dem Throne sehen, nicht in der Narrenjacke!

---

den 6. Februar.

Endlich einmal ein sonnenheller Tag, den ich sofort zu einem schönen Ausflug benutzte. Ich fuhr mit der Bahn nach Castellamare und von dort mit einem Wagen nach Sorrento. Nach etwa dreistündigem Aufenthalt daselbst kehrte ich auf demselben Wege zurück. Die Straße von Castellamare nach Sorrento ist wundervoll, sie führt stets an der Küste mehr oder minder hoch entlang und bietet mit jeder Windung ein neues, entzückendes Bild. Aber um die herrliche Landschaft recht zu genießen, war es zu kalt. Sorrento und der ganze Weg dahin liegt gegen Norden. Im Sommer muß deshalb dieser Küstenstrich angenehm kühl sein. Man sieht herrliche Gärten und Terrassen am Rande des felsigen hohen Ufers, mehr im Innern schattige Orangenhaine.

---

den 7. Februar.

Heute bin ich nochmals in Pompeji gewesen. Es war Sonntag, da darf man ohne Führer umhergehen, wo man will. Das ist das Wahre. So die alten Straßen auf gut Glück entlang zu schlendern und wo es einem gerade einfällt, in die stillen Gebäude einzutreten, ist ein unbeschreiblicher Genuß. Was entdeckt man nicht alles für merkwürdige und reizende Details! Wie viel heimischer bin ich in der alten Stadt geworden, seitdem ich die Sammlungen im Nationalmuseum gut durchgesehen habe. Fünf Stunden lang bin ich hin und her gegangen, und doch that es mir leid, als die Sonne sank und ich zurückkehren mußte.

XVII.

Salerno, den 9. Februar 1875.

Ich habe mir viel Mühe gegeben, Reisegefährten nach Paestum zu finden. Man rieth mir, die Tour in Gesellschaft zu machen. Alle Bemühungen waren indeß vergebens. Der Eine fürchtete die Kälte, der Andere die Büffel, der Dritte die Malaria, Alle zusammen die Banditen. Sonst pflegen Kommissionäre Gesellschaftstouren zu arrangiren, auch eine solche kam nicht zu Stande. Endlich riß mir die Geduld und heute in aller Frühe habe ich mich allein auf den Weg gemacht. Jetzt sitze ich im Wirthshause zu Salerno, habe Paestum gesehen und will Dir ganz warm meine Erlebnisse berichten. Nimm womöglich eine Karte zur Hand, dann wirst Du mir besser folgen können.

Früh Morgens fuhr ich zum Bahnhof. Eben grauete der Tag. Ein kalter Ostwind wehte über die schneebedeckten Apenninen herüber. Der Boden gefroren, ein Wintermorgen wie bei uns. Als wir in Pompeji waren, vergoldeten die ersten Sonnenstrahlen die Rauchwolke des Vesuvs. Der Berg selbst lag noch im Schatten, ein reizvoller Anblick. Dann wand sich die Bahn landeinwärts. Die Sorrentiner Landzunge abschneidend, führt sie durch fruchtbares, anfangs flaches, dann bergiges Land, an einer Reihe freundlicher Städtchen vorbei nach Salerno. Das liegt wieder köstlich am Meeresabhang.

Bald darauf erreichten wir Battipaglia, die kleine Eisenbahnstation, welche Paestum am nächsten liegt. Ein einziger Wagen

stand jenseits des Perrons, eine alte Postkarrete, traurigen Ansehens. Ich war froh, überhaupt ein Gefährte zu finden, besann mich nicht lange und versprach dem Inhaber die geforderte Summe, obwohl sie hoch war.

So rumpelten wir denn bald davon, die Straße nach Paestum entlang. Ein einsamer Weg. Das Land flach und sumpfig, im Süden ein anmuthiger Höhenzug. Im Sommer soll diese Niederung auf's Aeußerste unter der Malaria leiden.

Ich hatte mir nach der Beschreibung das Land weit wüster vorgestellt, es ist immer noch erhehlich besser angebaut, als unsere nordischen Haiden und Moore. Ohne Ortschaften unterwegs anzutreffen und ohne jedes Abenteuer gelangten wir in guten zwei Stunden nach Paestum.

Sowie ich aus dem Wagen stieg, erblickte ich die ersehnten Tempel. Sie liegen, drei an der Zahl, in einer Linie. Der mittelste, der Tempel des Poseidon, bei weitem der schönste und am besten erhaltene, ist etwa 600 Jahre vor Christo von den Griechen erbaut, welche zu jener Zeit viele Kolonien in Süditalien besaßen. Wir haben es also hier mit einem griechischen Bauwerk zu thun, nicht mit einem römischen. Sage ich Dir nun noch, daß es in der ganzen Welt nur äußerst wenig griechische Baudenkmäler giebt, die so gut erhalten sind wie dieses, so wirst Du das große Interesse begreifen, das mich nach Paestum zog. Es handelt sich hier um einen Eckstein der Kultur, um eine Grundanschauung allerwichtigster Art.

Der ganze Unterbau, die sämmtlichen Umfassungssäulen sind erhalten, ebenso der darauf liegende Architrav und Fries ringsum. Beide Giebel ragen noch empor. Auch von dem eigentlichen inneren Hause des Gottes, der Cella, ist Manches vorhanden, so daß es dem einigermaßen geübten und vorbereiteten Auge nicht schwer fällt, sich ein deutliches Bild des ganzen Baues zu machen.

Feierlich und tief ernst ist der Anblick der uralten Ruine. Da stehen die schönen Säulen seit drittehalb Jahrtausenden, ehrwürdige

Zeugen des griechischen Geistes, der seines Gleichen nicht gehabt hat auf Erden.

Eine eingehende Beschreibung des Tempels glaube ich unterlassen zu können. Du findest seine Abbildung in jedem Grundriß der Kunstgeschichte und zwar in dem Abschnitt, welcher die zweite Periode griechischer Kunst von Solon bis Perikles behandelt. Dort wirst Du lesen, daß die dorischen Tempel jener Zeit in einem strengen, noch etwas befangenen Style erbaut waren, aus welchem sich dann zu Perikles Zeit die vollkommen schöne, leichtere und freiere Bauweise entwickelte, welche die Gebäude auf der Akropolis zu Athen zeigen. Eben weil der Tempel zu Paestum noch dieser früheren Periode angehört, ist er aber gerade geeignet, das Charakteristische des dorischen Styles zur Anschauung zu bringen. Die Säulen sind im Verhältniß zur Dicke niedrig und nahestehend, die Kapitäle laden weit aus. So kommt das Feste, Gediegene, Strenge des dorischen Styles hier besonders lebhaft zur Geltung.

Ueber das Wesen der wunderbaren griechischen Baukunst wird Dich Dein Lehrbuch gleichfalls besser unterrichten, als ich es hier mit wenigen Worten im Stande bin. Lies nach, wie jedes Bauglied ganz genau seinem Zwecke entspricht und wie es seine Funktion auch durch seine Form vollkommen zum Ausdruck bringt, wie jeder Stein nothwendig und zweckmäßig ist, und wie dann aus allen Theilen zusammen ein unübertrefflich schönes, harmonisches, durchaus organisches Bauwerk entsteht, welches auch in seiner Gesammtheit der vollkommenste und denkbar schönste Ausdruck seines Zweckes ist. Daß ich meine Augen gut aufgemacht habe, daß ich versucht habe, mir alles Dies zu vergegenwärtigen, während ich den Bau von allen Seiten besah, wirst Du Dir wohl denken.

Aber auch auf Denjenigen, dem solche Interessen fern liegen, müssen die Ruinen von Paestum bezaubernd wirken. Sie sind höchst *malerisch* und in der That oft gemalt. Schon der goldige, warme Thon der uralten Steine ist äußerst dankbar.

Von dem alten Paestum, einst eine blühende Stadt, ist Nichts mehr zu sehen als die erwähnten drei Tempel und die Reste der alten Stadtmauer. Ein ansehnliches, modernes Haus mit Garten liegt in der Nähe der Ruinen, sonst sieht man nur wenige elende, zerstreut liegende Baracken. Um die Tempel herum wächst wildes Gestrüpp; unheimlich sauste der Wind in den dürren Büschen. An den Stufen des Poseidontempels weidete eine Ziegenheerde; melancholisch erklangen die unmelodischen Glocken. Durch die Säulen hindurch aber schimmerte in geringer Ferne das Meer.

Als ich mich genügend umgesehen, zwang mich die Kälte, in die dunkle Kneipe des Ortes einzukehren und ein Glas heißen Weins zu trinken. Es saß da viel elendes, fieberbleiches Volk. Einer bot mir alte Münzen zu Kauf an, ein Anderer merkwürdige Steine. Ein Dritter aber hatte ein ganz besonderes Ding, das er erst von Hause holen mußte, eine antike Flasche, wie er sagte. Vor Kurzem habe er sie dicht bei dem einen Tempel ausgegraben. Sorgfältig und mit wichtiger Miene wickelte er den Schatz aus allerhand unsäglich schmutzigen Umhüllungen hervor. Nun hatte ich ihn in der Hand. Ein Flacon aus mattem, weißen Glase. Auf einer Seite ein Frauenbild, mit bunten Schnörkeln umgeben, auf der andern Seite folgende Inschrift:

Jens Key
Wo ich auch sey
Bleyb ich dir getrev.

Das Glas war entschieden friesischen Ursprunges; hätte mich der Name Jens Key nicht darüber belehrt, so hätten es schon die eigenthümlichen bunten Schnörkel gekonnt, die mir aus Sylt und Helgoland wohl bekannt sind. Der Mann blieb fest dabei, er habe die Flasche *selbst* ausgegraben und ließ sich durch meine Auseinandersetzungen nicht irre machen. Unter zwanzig Francs wollte er seine Antike nicht hergeben.

Wie kommt das Ding hierher? Ich meine, ich verstehe die

Geschichte. Du böser Jens Key! Als du auf Reisen gingst, da gab dir dein blondes Mädchen auf Sylt unter Thränen dieses Glas zum Angedenken und sie blieb dir treu, wie sie versprochen. Du aber, du leichtsinniger Seemann, du vergafftest dich in Amalfi oder Salerno in eine schwarzäugige Dirne und vergaßest deinen Schatz daheim. Und da hat dir die Sirene sogar das Liebespfand abverlangt, und du mußtest es ihr geben um ihrer dunklen Augen willen.

Verzeihe ihm Stina, Jens Key kann Nichts dafür, dies ist ja die Sirenenküste und von Odysseus Zeiten an haben sie hier die Fremdlinge behext! Wenn er wieder heim kommt und deine schmucken blonden Zöpfe sieht, wenn du ihn treuherzig mit den blauen Augen anlachst, vergißt er wohl allmählig das schwarzbraune Mädchen. Du siehst, sie taugt nichts. Um wenige Soldi hat sie das Glas verkauft, es ist auf den Trödel gekommen und nun bietet es der bleiche Mann in der Schänke dem Fremden an! Ich brächte es dir gern wieder mit, Stina, aber zwanzig Francs sind doch zu viel für das Ding und für weniger will ja der Esel seine Antike nicht verkaufen!

Nachdem ich mich in der Schänke genügend erwärmt hatte, schlenderte ich noch etwas auf der alten Stadtmauer umher, wobei mir die Tempel in schönen Perspektiven zu Gesicht kamen. Außerhalb der Mauer, in dem sumpfigen Terrain dem Meere zu, sah ich eine Büffelheerde.

Endlich fuhr ich wieder ab, nach Battipaglia zurück. Kaum war Paestum dem Gesicht entschwunden, so kam ein Mann mit einem großen Knotenstock in der Hand, querfeldein auf den Wagen zu gelaufen. Er gestikulirte heftig und rief dem Kutscher zu, zu halten, was dieser auch that. Also doch! dachte ich, ecco der Bandit! — Aber es war nur ein harmloser Schneider aus Salerno, der, sobald er meiner ansichtig wurde, den Hut zog und sehr höflich bat, ich möchte ihn mitnehmen. Das that ich natürlich, und ich hatte meine

Gutmüthigkeit nicht zu bereuen, denn ich konnte Manches von Interesse über Land und Leute von ihm erfahren. So erreichten wir ungefährdet Battipaglia und eine Stunde später saß ich im Wirthshause zu Salerno, wo ich nach einem guten Abendessen dieses schreibe.

Amalfi, den 10. Februar 1875.

Denke Dir meine Freude, als ich heute Morgen in Salerno meine Läden öffnend, das Meer im hellsten Sonnenschein funkeln sah. Es war wundervolles, warmes Wetter, das gerade Gegentheil von gestern; so rasch wechselt hier die Temperatur.

Ich besah zunächst die merkwürdige alte Kathedrale der Stadt. Sie ist von Robert Guiscard, dem Normannenherzog, im elften Jahrhundert erbaut. Vor der Kirche befindet sich ein Atrium, ein Vorhof, von 28 antiken Säulen aus Paestum umgeben. In der Kirche selbst erfreuten mich besonders die alten mosaizirten Kanzeln und eine Anzahl antiker Sarkophage; in einem der letzteren ruht ein Erzbischof. Es ist das eigentlich sonderbar, ein Erzbischof in einem solchen antiken Steinsarg, der mit üppigen bachischen Darstellungen geschmückt ist. Schön ist der Sarg gewiß, viel schöner als die Gräber in den Katakomben; aber — alter Knabe — schläfst du denn auch gut in dem heidnischen Sarge?

Ich blieb nicht lange in der Kirche, das Wetter war zu schön. Bald rollte ich in einem leichten, mit zwei übermüthigen jungen Pferden bespannten Wagen Atrani zu. Der Weg von Salerno dorthin ist bekannt als einer der schönsten in der Welt. Himmelhoch, in den bizarrsten Formen heben sich die Berge steil aus dem Meere empor, mit vielen Kosten ist die Straße meistens in die Bergwand eingesprengt. Jähe, unzugängliche Felsschluchten öffnen sich gegen das Meer, in denen wilde Bergwasser niederschießen. Nun windet sich der Weg tief in die Schlucht hinein, auf einer kühnen Brücke über-

schreitet er den Bach, dann geht es wieder dem Meere zu. Ein Vorgebirge nach dem andern umfährst Du, jedes bietet Dir eine entzückende Aussicht vorwärts und rückwärts. An den Felsen, bald unten am Meere, bald oben in schwindelnder Höhe, kleben einzelne Häuser, Kirchen, Dörfer, Städte, Du solltest es nicht für möglich halten, daß man dorthin gelangt. Auf den Spitzen der Vorgebirge uralte Wartthürme, in lauschigen kleinen Buchten Orangenhaine und Weinlauben, an den Felsen Kaktus und Agaven. Bald klimmt der Weg den Uferrand hinan, daß Du das Meer tief unter Dir siehst, bald sauft der Wagen bergab und Du fährst über die Marina eines Fischerdorfes zwischen auf den Strand gezogenen Schiffen und ausgespannten Netzen hindurch. So geht es drittehalb Stunden fort, in ewig wechselnden Scenen, bis nach Atrani.

Es that mir leid, daß wir schon angelangt waren. Ich frühstückte auf der Terrasse eines kleinen, am Meere gelegenen Wirthshauses, dann machte ich mich auf nach Ravello, einer uralten Stadt, hoch oben auf den Bergen über Atrani. Ein starker Esel trug mich hinauf. Ein ganz kurioser Weg, eigentlich gar kein Weg, sondern eine Reihenfolge von Treppen. Zuerst führten diese zwischen den Häusern ganz enge entlang, zum Theil sogar durch diese hindurch, dann gelangte ich allmählig in's Freie. Langsam ging es an einer schroffen Thalwand empor, auf ganz schmalem Pfade, fast immer auf Treppen. Ich habe noch nie einen solchen Weg gesehen, aber auch noch nie einen solchen Esel. Er ging die steilen, schmalen Stufen hinauf wie ein Mensch. Ich denke mir, das Thier lebt immer auf solchen Treppen und hat seinen Stall in einer Dachkammer sechs Stock hoch. Herzlich dankbar war ich dem guten Langohr, ohne ihn wäre ich wohl nicht hinaufgekommen nach Ravello, und das wäre Schade gewesen, denn es war unsagbar schön dort oben!

Einst als die Sarazenen an diesen Küsten herrschten, war Ravello eine blühende Stadt von 36000 Einwohnern mit vielen

Kirchen, Moscheen und Palästen. Jetzt ist von der alten Herrlichkeit wenig mehr übrig, mächtige Trümmer bedecken die Stätte, in denen eine armselige Bevölkerung von etwa 1500 Menschen nistet. Aber Einiges ist erhalten. So die Kathedrale und vor Allem der sogenannte Palazzo Rufalo, richtiger Ruffuli, jetzt im Besitze eines Engländers, des Sir Francis Nevil Reed. Da sieht man einen prächtigen Hof mit zierlichen, maurischen Doppelsäulen und blattartig ausgeschweiften Bögen darüber, ein kleines Stück Alhambra. Auch an anderen Gebäuden sind Reste maurischer Architektur deutlich erkennbar. Die Kunde davon hatte mich eigentlich hinaufgelockt. Oben aber war es schwer, die Aufmerksamkeit auf diese Dinge zu richten, so entzückend waren überall die Aussichten auf das Meer und die Berge.

Der Garten des Palazzo Ruffuli ist ein Juwel. In den schattigen alten Höfen wachsen große Kamelienbäume, auf den sonnigen Terrassen tropische Gewächse aller Art. Und nun die Aussicht von der Pergola, welche sich am schroffen Rande des Felsens hinzieht! Stundenlang saß ich träumend da, verloren in dem Anschauen dieser seligen Küste, während ein lauer würziger Sommerwind von Sicilien über das blaue Meer strich und mir wonnevolle Märchen in's Ohr flüsterte. Oh du glückseliger Mr. Reed!

Von Ravello aus kletterten wir auf kleinen seltsamen Pfaden, etwa auf gleicher Höhe bleibend, die Bergwand entlang nach Scala und Pontone, ebenfalls sehr alte Niederlassungen. Jetzt liegen sie fast ganz in Ruinen. Dann stiegen wir in das Valle de' Molini hinab, an dessen Ausgang am Meere Amalfi liegt. Das Thal hat seinen Namen von der großen Zahl Wassermühlen, die sich in ihm befinden. Papier und Maccaroni wird in ihnen fabrizirt. Steil ging es hinunter, wieder fast immer auf Treppen, die ich nun aber zu Fuß zurücklegte. An schroffen Felswänden und drohend überhängenden Stalactitenbildungen vorbei kamen wir so von der Landseite nach Amalfi hinein, als es zu dämmern begann. Schon von Weitem hatte ich viel Gejauchze gehört, gerade hatte der Fastnachts-

abend begonnen. In den engen Straßen wogten Tausende von lustigen Menschen, maskirte und unmaskirte, in buntem Durcheinander. Es war indeß nicht eben viel Hübsches zu sehen, nur äußerst ärmliche Kostüme und grobe Masken kamen zu Tage. Eine Gruppe von zehn Fischern machte mich indeß herzhaft lachen. Vermittelst eines langen, über die Schulter gelegten, starken Segelbaumes trugen sie zusammen ein einzelnes daran gehängtes Ei. Die stämmigen Burschen stellten sich nun an, als wenn sie übermäßig schleppten, und wankten höchst naturgetreu unter der gewaltigen Last.

Nach dem Pranzo, als es dunkel war, verließ ich noch einmal meinen Gasthof und schlenderte umher. Da sah ich eine Kirche an der Marina, mit unzähligen Lichtern strahlend erleuchtet. Die Thüren standen offen, aber ich konnte nicht hineingelangen, sie war gänzlich gefüllt und eine große Menschenmenge stand noch draußen. Da kam mit einem Male ein feierlicher Zug aus der Kirche hervor. Voran ging etwa ein Dutzend kleiner Jungen von vier bis sechs Jahren, herrliche kleine Krausköpfe, wie sie Coreggio nicht schöner malt. Jeder trug eine Wachskerze. Dann schritt der Erzbischof von Amalfi mit dem Allerheiligsten daher, gefolgt von anderen Priestern, alle im großen Ornat. Ueber dem Erzbischof wurde ein prachtvoller Baldachin getragen. Alles Volk fiel auf die Kniee, ich natürlich mit. Während die Orgel in der Kirche spielte, trat der Erzbischof an die Brüstung der Marina, hob die Hostie gegen das Meer und streckte dann seine Hand segnend über die Schiffe aus. Zugleich knallte am Strande eine Menge Schwärmer und Leuchtkugeln in die Luft. Dahinter das Meer, hell schimmernd im Mondesglanz, sanft rauschend. Ein unsäglich schönes, bezauberndes Bild!

Die Prozession kehrte in die Kirche zurück und bald darauf war der Gottesdienst zu Ende. Ich stellte mich an die Thür und betrachtete die Gesichter der Herauskommenden. Es waren bildschöne Frauen darunter. O, Jens Key, gewiß hast du in Amalfi dein Fläschchen verloren!

Amalfi, den 11. Februar.

Eigentlich war es meine Absicht, gestern Abend, spätestens heute Vormittag direkt nach Neapel zurückzukehren, aber als ich heute Morgen auf der Terrasse des Albergo della Luna meinen Kaffee trank, da stiegen andere Ideen in mir auf. Wie meine Blicke so über das weite Meer streiften, da dachte ich an Capri, das ich freilich nicht sehen konnte, und wie schön ich es dort bei meinem kurzen Besuch vor drei Wochen gefunden hatte. Und dann segelte da eine Barke aus dem Hafen von Amalfi aus und wie ich sie durch die blauen Wogen schießen sah, erwachte in mir die alte Segelluft. Ich bin nicht umsonst ein Rhedersohn, ein im frischen Winde segelndes Boot lockt mich, wie den Husaren ein galoppirendes Pferd. Als ich endlich noch ausfand, daß es eigentlich der allergünstigste Wind sei, um nach Capri zu segeln, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen. Ich hatte zwar fast gar kein Gepäck bei mir, aber es war am Ende kein so großes Unglück, einige Tage im selben Hemde umher zu laufen, hier fällt das weiter nicht auf. In kurzer Zeit wurde ich mit einem Schiffer einig, für 25 Francs wollte er mich nach Capri segeln, vier Mann sollten an Bord sein. Das Wetter war allen Aussagen zufolge so günstig, wie es nur sein konnte. Brod, Fleisch, Eier und ein großer Krug Wein wurden mitgenommen und mit einem unbeschreiblichen Gefühl frohesten Lebensgenusses bestieg ich das schwarzgeschnäbelte Meerschiff.

Ein Dutzend halbnackter Kerle schob uns mit vielem Geschrei durch die Brandung, wir spannten unser Segel auf und nun flog die Barke wie ein Schwan über die azurblaue Fluth dahin. Wir hatten „vento di poppa“, wie der Steuermann sagte, das heißt wir segelten gerade aus vor dem Winde. Wundervoll war der Blick auf Amalfi und Atrani zurück, wundervoll der Blick die felsige Küste entlang vor uns. Bei dieser frischen Brise konnten wir Capri in vier Stunden erreichen.

Ja! — wenn es bei der frischen Brise geblieben wäre! Aber

der Wind wurde stärker und stärker, wir mußten reffen. Merkwürdig rasch wuchsen die Wellen und bald sahen wir uns von weißen Schaumköpfen umringt. Unsere kleine Barke war dem nicht gewachsen, das sah ich so gut ein, wie die Schiffer; vor dem Winde segeln ist noch dazu unter solchen Umständen das Gefährlichste. Mit jeder Minute wuchs der Wind. Da half kein Fackeln, wir warfen unser Segel nieder und ruderten aus Leibeskräften der Küste zu. Aber an Landen war nicht zu denken, überall starrten jähe Felswände in die Höhe. Es war eine böse See und gestern Abend hatte doch erst der Erzbischof das Meer mit dem Allerheiligsten beschworen! Ich liebäugelte schon mit einem großen Holzklotz, der in der Barke lag und mich im Nothfall wohl über Wasser gehalten hätte. Endlich gelang es uns, eine kleine Bucht hinter einem Vorgebirge zu erreichen, da lagen wir im Schutz vor dem Winde und den ärgsten Wellen. An's Land steigen konnten wir auch hier nicht, nirgends ein Fuß breit Strand zwischen den senkrechten Felsen und der auf und ab tanzenden Fluth. Vor der Hand ließ sich nichts thun, als die Dinge abwarten.

Ich sah ein, daß es mit der Fahrt nach Capri doch Nichts werden würde und opferte meinen Proviant. Wir aßen und tranken, was wir hatten, und rasch war alle überstandene und etwa noch kommende Gefahr vergessen. Die vier Leute fingen an zu singen, eine Barcarole nach der andern, zweistimmig und dreistimmig. Sie mußten sich mit einander eingeübt haben, denn sie sangen sehr gut, vollkommen rein; die weichen, melodischen Klänge hallten prachtvoll an den Felswänden wieder. Der Wind hatte sich inzwischen wieder gelegt, aber die See ging noch lange so hoch, daß wir uns nicht aus unserem Schlupfwinkel hervor wagen konnten. Fast drei Stunden lang lagen wir hinter dem Felsen versteckt, wie Piraten, die auf Beute lauern.

Endlich beschlossen wir einen Versuch zu machen und womöglich nach Amalfi zurückzukehren. Nachdem wir unsere Mützen abgenommen

und uns dem Schutze der heiligen Jungfrau empfohlen, ruderten wir hinter dem Vorgebirge hervor. Die Wellen gingen noch immer sehr hoch und die Leute hatten schwer zu rudern, während ich das Steuer führte. Langsam, langsam gelang es uns, gegen Wind und Wellen aufzukommen, indem wir uns so dicht am Ufer hielten, als es irgend möglich war. So gewährten uns stellenweis die Vorgebirge einigen Schutz. Eine eigentliche Brandung findet in diesem tiefen Wasser an den senkrechten Felswänden nicht statt, die Wellen steigen an ihnen auf und nieder, ohne sich zu brechen. So konnten wir näher an's Ufer herankommen, als man denken sollte, und alle die wundersamen Grotten und bizarren Felsformen ganz in der Nähe betrachten. Ich schrieb Dir schon aus la Spezia über die Erscheinungen, die bei heftigem Seegang an so steilen Küsten eintreten.

Nach etwa drei Stunden angestrengtesten Ruderns, nach manchem Fluche und Stoßseufzer meiner armen Bootsleute erreichten wir wieder Amalfi. Die ganze Marina war voll von Leuten, die uns herzlich bewillkommten. Man hatte uns aus den Augen verloren und sich bei der Heftigkeit und Plötzlichkeit der „Burrasca" ernstlich um uns gesorgt.

So kam ich denn wieder in meinem Albergo della Luna an. Die Tour hat mir gewiß nicht geschadet. Mein dicker Winterrock und meine Reisedecke haben mir die Spritzwellen tapfer von der Haut gehalten, und der Wind war weich und warm. Nur etwas verweht war mir zu Muthe und das Geschaukel hatte mir Kopfweh gemacht. Aber auch dieses verflog, als ich in dem Kreuzgang des alten Klosters — denn ein solches war das Wirthshaus — auf und ab ging. Ein leiser Regen begann herunter zu rieseln, während der Wind allmählig völlig einschlief. Nun war ich ganz zufrieden, daß wir nicht nach Capri gelangt waren, denn im Regen ist da Nichts zu machen. Am Abend saß ich lange mit den Wirthsleuten plaudernd in einer Ecke des Kreuzganges. Dann schrieb ich dieses.

Neapel, den 12. Februar.

Heute Morgen habe ich noch die alte Kathedrale in Amalfi besehen, dann fuhr ich bei leidlichem Wetter mit einem Vetturino nach Vietri und von dort per Eisenbahn nach Neapel zurück. Ich traf gerade zur Table d'hôte ein und wurde von meinen Freunden mit Jubel empfangen. Sie glaubten schon halbwegs, weil ich vier Tage statt zwei ausgeblieben war, ich sei unter die Banditen gerathen. Die Gegend von Paestum gilt merkwürdiger Weise unter den Fremden in Neapel für sehr unsicher, obwohl dort seit Jahr und Tag kein Raubanfall stattgefunden hat. Morgen werden Photographien gekauft, dem Museum ein Abschiedsbesuch gemacht und der Koffer gepackt. Uebermorgen aber fahre ich nach Rom.

Rom.

XVIII.

Rom, den 14. Februar 1875.

Gestern Abend um neun Uhr bin ich in Rom angekommen. Ich fuhr von Neapel mit der Bahn direkt hierher. Der Weg führte — so lange ich sehen konnte — durch reich kultivirtes Land und an schönen Bergketten vorbei. Die Gipfel waren alle dicht mit Schnee bedeckt.

Als wir die Campagna erreichten, schien der Mond hell vom Himmel. Weit vor der Stadt näherten wir uns einem alten Aquadukt, dessen Bogen sich in scharfen Schatten abzeichneten. Bis zum Bahnhof fuhren wir an demselben entlang, inzwischen zeigten sich einige thurmartige Ruinen dem neugierigen Auge.

Bald saß ich im Omnibus des Hôtels Minerva und rasselte durch lange, stille Straßen der inneren Stadt zu. Ich konnte von meinem Platze aus nicht Viel sehen, ein dicker, in Pelz gehüllter Mann sperrte die Aussicht. Als er sich einmal niederduckte, um sein Taschentuch aufzuheben, sah ich im hellen Mondenschein einen Obelisken und daneben zwei kolossale Pferde, von zwei Männern gebändigt. Da fuhren wir also gerade über den Monte Cavallo.

Ich konnte in dem riesigen Albergo vorläufig nur ein Zimmer nach dem Hofe hinaus bekommen. Hoffentlich giebt man mir bald ein anderes. Ich habe dieses Hôtel gewählt, erstens weil es sehr günstig liegt, in der Mitte der Stadt, zweitens weil es Jesuiten gehören soll, von denen ich annehme, daß sie die Hôtelwirthschaft eben so gut verstehen wie alles Uebrige.

Als ich heute Morgen erwachte und meinen Kopf zum Fenster hinausstreckte, gewahrte ich zu meiner Freude über dem engen Lichthof, in den ich sah, den reinsten blauen Himmel. Ich war in der allerfrohesten Stimmung. Mir war ganz so zu Muthe wie in meiner Kindheit am Weihnachtsabend, wenn wir darauf warteten, daß der Vater in die Hände klatschen sollte, um uns die Treppen hinunter nach dem Saal zu stürzen. Mit klopfendem Herzen trat ich auf die Straße. Es ist ja auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, solch ein erster Ausgang in Rom!

Nach meiner Gewohnheit in solchen Fällen ließ ich vorläufig meinen Bädeker zu Hause und schlenderte auf's Gerathewohl von dannen. Noch nicht hundert Schritte war ich gegangen, als ich schon mit der Nase auf das Pantheon stieß. Die Thüren waren geöffnet und ich trat hinein. Da wölbte sich die schönste Kuppel über mir, die ich jemals gesehen, und durch die kreisförmige Oeffnung in der Decke strahlte der blaue Himmel festlich herein. Und es ergriff mich ein wahres Entzücken, daß ich nun wirklich in Rom sei, der ganze Segen dieser Reise trat mir wie noch nie vor die Seele. Es überkam mich eine tiefe Rührung, ein Gefühl grenzenloser Dankbarkeit gegen Alle, die mich durch ihre liebevolle Pflege durch die schwere Krankheit gebracht, und gegen meinen Freund B., der alle meine Berufsarbeit auf seine treuen Schultern genommen!

Als ich mich von dieser weichen Stimmung wieder ermannt hatte, ging ich meines Weges weiter. Ich sah eine merkwürdige alte Säulenfaçade mit moderner Hinterwand, dann einen schönen Obelisken, dann eine hohe Säule, welche ich zuerst für die Trajanssäule hielt. Aber ein Mann, der sich mir als Cicerone aufdrängen wollte, belehrte mich, daß sie dem Marc Aurel zu Ehren errichtet sei. Die Säule steht auf der Piazza Colonna, deren eine Seite von dem Postgebäude eingenommen wird. Dort holte ich mir fünf liebe Briefe, mit denen flüchtete ich mich in das nächste Kaffeehaus,

und freute mich der freundlichen Worte aus der Heimath doppelt an diesem festlichen Tage.

Dann gerieth ich auf den Corso. Kaum war ich fünf Minuten diese Hauptstraße des modernen Roms entlang geschlendert, da hörte ich lautes Vivatrufen und sah die Leute ihre Hüte schwenken. Der alte Garibaldi kam gerade in einem offenen Wagen daher gefahren, im rothen Hemde, wie man ihn immer abgebildet sieht. Siehst Du, Glück muß man haben! So habe ich gleich beim ersten Ausgang den Löwen des Tages gesehen.

Schließlich gelangte ich am Ende des Corso auf die Piazza del Popolo mit dem schönen Obelisken und den wasserspeienden Löwinnen. Rechts davon sah ich anmuthige Terrassen sich erheben, die stieg ich hinauf und kam oben in einen prachtvollen Garten. Das war der Monte Pincio. Von dort überschaute ich einen großen Theil der Stadt, die Engelsburg und St. Peter. Begreife, was das heißt, zum ersten Male die Kuppel von St. Peter zu erblicken! In dem Park ging und fuhr die vornehme römische Gesellschaft spazieren. Da sah ich einzelne so schöne Frauen, daß ich erschrak und sie kaum anzusehen wagte. Ich setzte mich in die warme Sonne und hörte der Militairmusik zu. Ein wonnevoller Garten dieser Monte Pincio!

Endlich ging ich wieder heim. Neben dem Hôtel lag eine Kirche mit unscheinbarer Façade, in die wollte ich doch noch eben einmal hineinlugen. Wie wurde ich überrascht! Prachtvolle, gothische Marmorhallen umfingen mich und am Chor stand der Christus von Michelangelo, den ich schon aus einer Kopie in San Spirito zu Florenz kannte. Nun wußte ich, ich war in Santa Maria sopra Minerva, einer der berühmtesten Kirchen Roms.

Endlich kam ich wieder auf meinem Zimmer an. Ich freute mich ordentlich, daß ich nun Nichts mehr erblicken konnte, als die kahle Hofwand. Mein Gott, was kann man in einem Tage in Rom Alles sehen!

Im Speisesaal traf ich zu meiner Freude Halliers, welche schon vor vier Tagen hier angelangt sind. Wir saßen zusammen und plauderten sehr angenehm. So wurde aus Morgen und Abend der erste Tag.

---

den 15. Februar.

Ich habe es heute noch nicht besser gemacht als gestern. Ich bin wieder so auf's Gerathewohl, ohne Bädeker umhergelaufen, dieses Mal nach der entgegengesetzten Richtung. Zuerst kam ich an den mächtigen Palazzo di Venetia, dann an die Trajanssäule, endlich an das Kolosseum. Dann wanderte ich zwischen allen den antiken Baureſten, an den Triumphbögen des Konstantin und Titus vorbei, nach dem Forum Romanum. Jenseits führte ein Weg bergan auf eine kleine, mit drei Palästen umgebene Piazza. In der Mitte ein Standbild aus Erz, Marc Aurel auf einem gewaltigen Streitroß. Da war ich also auf dem Kapitol. Ich stieg auf der andern Seite eine schöne Treppe hinunter und schritt dem Tiber zu. Ich erreichte ihn beim Ponte Sisto und sah über die Brüstung der alten Brücke nach beiden Seiten. In trüben, gelben Strudeln wälzte sich der Fluß zwischen merkwürdig unregelmäßigen und verfallenen Uferbauten entlang. Unzählige Möven kreisten über dem Wasser, dann und wann in jähem Fluge hinunterstürzend nach den Fischen, die der Strudel emporwarf. Jenseits der Brücke liegt die Villa Farnesina, da lief ich doch lieber gleich einmal hinein. Ich wußte, daß sie nur zweimal im Monat geöffnet sei, und heute war gerade der Tag. An der Decke der großen Eintrittshalle sind die berühmten Fresken, das Märchen von Amor und Psyche, von Schülern Raphaels nach den Zeichnungen des Meisters ausgeführt. Im anstoßenden Saale ist die „Galatea", von Raphael's eigener Hand gemalt. Du siehst wohl, der Farnesina konnte ich nicht vorbeigehen, diesen Genuß mußte ich gleich einheimsen; wer weiß denn, was in vierzehn Tagen Alles passiren kann!

Endlich stieg ich hinauf zur unfern gelegenen Kirche San Pietro in Montorio. Von dem Platze vor derselben hatte ich einen wundervollen Ueberblick über die ganze heilige Stadt, weit umfassender als gestern von Monte Pincio. Von dort sah ich auch zum ersten Male die endlose grüne Campagna und die Albaner- und Sabinerberge. Todmüde kehrte ich endlich heim.

Wenn Dir alle diese Namen und Dinge, die ich Dir nenne, durcheinander schwirren, so macht das nichts, dann geht es Dir wie mir selbst. Du mußt einmal meine Schicksale und Stimmungen theilen, wie sie eben kommen. Wenn nur erst diese erste Neugierde gestillt ist, dann werde ich schon wieder vernünftig und sehe mir in gewohnter Weise Eines nach dem Andern ruhig an. Dann erfährst Du auch Einzelnes. Ich kann Dir ja doch nimmer eine erschöpfende Beschreibung von Rom liefern, und Du mußt zufrieden sein, wenn ich Dir einfach von den Dingen erzähle, in der Reihenfolge und in der Weise, wie sie mir entgegen treten. Vielleicht schält sich dann doch aus meinen Briefen eine Art Gesammtbild für Dich heraus.

---

den 16. Februar.

Heute Morgen habe ich ein anderes, sehr gutes Zimmer bekommen, ich sehe direkt auf Santa Maria sopra Minerva und kann auch ein Stück der Pantheonkuppel erblicken. Das sind gute Nachbaren, denen nahe zu sein Freude macht.

Nachdem ich mir mein Zimmer wohnlich eingerichtet, besuchte ich St. Peter. Der Eindruck des Platzes vor der Kirche und des Inneren dieser selbst ist überwältigend. Vom Standpunkt des kritischen Architekten läßt sich bekanntlich Vieles gegen St. Peter sagen, aber trotz alle dem: die Kirche ist doch die grandioseste der Welt. Sie umschließt das Grab Petri, der aber ist der Fels, auf dem die katholische Kirche gebaut ist. So ist diese Stätte jedem Katholiken

vor allen andern heilig, doppelt heilig aber ist sie den Päbsten, denn sie sind Petri Nachfolger und leiten von ihm alle ihre Macht her. Dieses Grab der Bedeutung gemäß würdig zu schmücken, war somit eine Angelegenheit der ganzen katholischen Kirche, speziell aber der Päbste. In diesem Sinne ist der Bau errichtet. Man hat ihn räumlich so gewaltig angelegt, man hat ihn in so schönen Formen aufgeführt, ihn so kostbar und würdig ausgeschmückt, als man es zu den verschiedenen Bauperioden verstand. Auf die Kosten ist es dabei niemals angekommen, man beziffert sie auf etwa drei und sechzig Millionen Thaler! Und dabei ist noch zu bedenken, daß man früher für einen Thaler dreimal so viel bauen konnte als jetzt. Ich habe mir Einzelnes in St. Peter noch nicht angesehen, nur die Pietà des Michelangelo.

---

den 18. Februar.

Seit zwei Tagen bin ich nun ernstlich an der Arbeit. Zunächst widme ich mich dem alten Rom. Ich versuche nach Kräften, mir ein Bild der alten Gebäude und Straßen vor die Seele zu stellen. Es ist dies nicht leicht, die Reste sind meistens gar zu dürftig. Aber heute ging es schon etwas besser als gestern. Bädeker ist hier ein sehr guter Führer, zu Hause lese ich dann in umfassenderen Werken das Nöthige nach.

Heute gab ich zwei Empfehlungsbriefe ab, die ich durch Vetter M.'s Güte besitze. Der eine war an Professor Henzen, der andere an Doktor Helbig gerichtet. Beide sind am hiesigen deutschen archäologischen Institut angestellt, welches seinen Sitz in der „Casa Tarpeia" auf dem Capitol hat. Außer ihnen wohnen noch einige andere deutsche Gelehrten in dem geräumigen Hause, welches eigentlich aus mehreren neben einander befindlichen Häusern unter einem Dach besteht und auch das deutsche Spital enthält. Gegenwärtig wird ganz in der Nähe auf Kosten des deutschen Reiches ein neues,

schönes Gebäude für das archäologische Institut erbaut. Nahebei liegt der gleichfalls dem deutschen Reiche gehörige Palazzo Caffarelli, die Residenz unseres Gesandten, Herrn von Keudell. So ist ein großer Theil des kapitolinischen Hügels in deutschen Händen. Wir können wohl stolz darauf sein, daß unser Reich seine Anstalten gerade auf dieser ehrwürdigsten aller Stätten Roms hat begründen können.

Ich wurde sowohl von Henzen als von Helbig sehr freundlich aufgenommen, doch wage ich nicht zu hoffen, daß ich nähere Beziehungen zu diesen Herren gewinnen werde. Ich kann ihnen Nichts bringen, nur von ihnen empfangen, und es sind Viele, die Ansprüche an ihren Rath und ihre Gastfreundschaft erheben. Die Leute in der Casa Tarpeia bilden den festen, dauernden Stamm, um den sich die deutsche wissenschaftliche Welt in Rom herumrankt, wie der Epheu um die Eiche. Wie soll es da nun gerade mir gelingen, ihr Interesse zu erregen.

Zur Erklärung des Namens „Casa Tarpeia" habe ich zu melden, daß das Haus auf der rupe tarpeia liegt, dem Felsvorsprunge, von welchem einst die Verurtheilten hinabgestürzt wurden.

---

den 19. Februar.

Ein leiser, warmer Regen, welcher den ganzen Tag über herunterfiel, hinderte mich heute, meine Wanderungen im alten Rom fortzusetzen. Mein Wunsch ist, die Denkwürdigkeiten Roms so viel wie möglich in chronologischer Reihenfolge zu sehen. Ich beginne deshalb mit den antiken Bauresten und Kunstwerken, will dann die altchristlichen Denkmäler aufsuchen, darauf die alten Basiliken und die Mosaiken der sogenannten byzantinischen Periode vornehmen und mich zuletzt an den Kunstwerken der Renaissance freuen. Für die folgende Barockzeit brauche ich kein Programm zu machen, sie tritt

einem hier aller Orten nur zu sehr entgegen. Ich hoffe auf diese Weise klarer zu bleiben, als wenn ich Alles durch einander menge. Natürlich läßt sich aber mein Plan nicht strikte durchführen, sondern ich werde je nach dem Wetter, der Gelegenheit und der örtlichen Lage viele Ausnahmen machen müssen.

Heute habe ich zwei Gräber besucht, die sich in meiner allernächsten Nachbarschaft befinden. Im Pantheon ruht Raphael, in Santa Maria sopra Minerva: Fra Angelico da Fiesole. Es war mir, als stände ich an den Gräbern der liebsten Freunde. In Italien werden einem allmählig die großen Künstler zu persönlichen Bekannten, es ist einem, als hätte man sie selbst häufig gesehen, so ganz und gar lernt man sie aus ihren Werken kennen. Für Raphael gewinnt man eine heiße Liebe. Wenn ich meine Photographiensammlung durchsehe, so finde ich, daß ich nicht weniger als fünf Portraits von ihm besitze. Wenn ich in Florenz sein Bild an irgend einem Schaufenster sah, entzückten mich seine weichen, seelenvollen Züge stets auf's Neue so sehr, daß ich immer glaubte, es sei ein weit besseres Bild, als ich schon habe. Zu Hause fand ich dann, daß es ganz dasselbe sei, oder wenig verschieden.

Eine einfache Inschrifttafel an der Wand bezeichnet die Stelle, wo Raphael's Gebeine ruhen. Er hat gebeten, man möge ihn im Pantheon begraben. Ich begreife diesen seinen Wunsch vollkommen, denn man kann sich nichts Schöneres denken, als diesen einfachen Rundbau. Schon neunzehnhundert Jahre steht das alte Gebäude, und alle Beraubungen, Veränderungen und Modernisirungen haben ihm seine wunderbare Wirkung nicht rauben können. Ich glaube, ein großer Theil dieser Wirkung beruht darauf, daß die Umfassungsmauern verhältnißmäßig niedrig sind, und deshalb die Wölbung auch niedrig beginnt. So hat man das Gefühl, *in* der Kuppel zu stehen, während man in den christlichen Kuppelkirchen nur *unter* derselben steht. Wo man auch im Pantheon sein mag, bleibt man sich stets der schönen Wölbung *bewußt*, in den Kirchen muß man

dagegen zu der Kuppel erst mit Absicht hinauf sehen, um ihr Vorhandensein zu empfinden. Ferner wirkt im Pantheon die wundervolle Beleuchtung. In der Mitte der Kuppel ist eine kreisförmige, große Oeffnung, durch welche man direkt gegen den Himmel sieht. Nur durch diese tritt das Licht ein, nach allen Seiten gleichmäßig sich ausbreitend, Fenster sind nicht vorhanden. Die Kuppel ist mit einfachen, viereckigen, abgestuft vertieften Kasetten versehen, die in Folge der erwähnten Einrichtung scharfe Schatten zeigen, welche nur von oben fallen und zwar ganz gleichmäßig ringsum. Dadurch wird nun die Wölbung selbst in schönster Weise zum Ausdruck und zur deutlichsten Anschauung gebracht. Ueberhaupt aber bringt das nach allen Seiten gleichmäßige Licht in dem ganzen Raum eine wunderbar harmonische und beruhigende Wirkung hervor.

Das Bauprinzip des Pantheons ist so in die Augen fallend vorzüglich, daß ich mich eigentlich wundere, daß es nur selten, und niemals vollständig, nachgeahmt ist. Allerdings leidet es für moderne Bauzwecke und nördliches Klima an dem unverkennbaren Mangel, daß es in die Oeffnung hinein regnet und schneit. Es mag auch der jetzigen Technik noch nicht möglich sein, die Oeffnung durch ein einziges Glas zu decken. Jedes Sprossenwerk aber würde die Wirkung verderben.

Das Denkmal Fra Angelico's in Santa Maria sopra Minerva besteht in einer einfachen Steinplatte, mit der liegenden Figur des Verstorbenen in der Mitte, wie man sie sonst überall als Deckplatten der Gräber im Boden der Kirchen findet. Hier aber ist dieser Stein aufrecht in die Wand gemauert. Fra Angelico war es nicht vergönnt, in seinem lieben Kloster San Marco zu Florenz zu sterben. Pabst Nicolaus V. berief ihn, als er schon ein alter Mann war, nach Rom, um eine Kapelle im Vatikan, sein Privatoratorium, mit Scenen aus den Legenden des Stephanus und Laurentius zu schmücken. Im Jahre 1455 starb er, 68 Jahre alt, in der heiligen Stadt.

den 20. Februar.

Auch heute hinderte mich der Regen, in den Ruinen umherzuwandern. Ich fuhr auf's Kapitol und besuchte das Museo Kapitolino. Es enthält fast nur antike Marmorstatuen. Am meisten fesselte mich der „sterbende Fechter". Es ist ein Gallier — kein Gladiator, sonder ein Krieger, — welcher todeswund auf seinen Schild gesunken ist. Noch stützt er sich auf einem Arm in die Höhe, aber man sieht, gleich wird er ganz zusammenbrechen. Sein Herzblut tropft aus einer Wunde in der Brust, und der Schatten des Todes umflort schon sein Auge. Wunderbar ist es, wie scharf der Künstler zum Ausdruck gebracht hat, daß er einen Barbaren und keinen Römer darstellen wollte. Die Einzelformen des Körpers sind keineswegs besonders edle, wohl aber ist die Stellung des Kriegers, sein Hinsinken überaus schön gegeben. Ganz vorzüglich ist die Behandlung des struppigen Haares, welche mit derjenigen der Borsten des Ebers in den Uffizien große Aehnlichkeit hat. Hier wie dort glaubt man von ferne, die einzelnen borstigen Haare sich erheben zu sehen, während man, nahe hinzugetreten, erkennt, daß sie nur parthienweis in derber Weise behandelt und mehr angedeutet als ausgeführt sind. Der Gesammteindruck ist ein tief tragischer. Jedermann wird von ihm ergriffen, auch die vielen Gleichgültigen, welche ein Museum nur unter schlechten Witzen und trivialen Redensarten zu durchwandeln lieben, verstummen vor dieser meisterhaften Darstellung des Todes. Viele der Beschauer dämpfen ihre Stimme zu einem Flüstern, wie an einem Sterbebette. Die Statue ist sehr gut erhalten, und recht geeignet, den Unterschied zwischen originalen Marmorwerken und Gypsabgüssen fühlbar zu machen. Keiner der letzteren, wenigstens soweit mir solche jemals zu Gesicht gekommen, giebt auch nur annähernd eine Vorstellung von der Vorzüglichkeit des Werkes.

Sehr berühmt ist auch die „Kapitolinische Venus". Sie gilt Manchen als die vollendetste Darstellung desjenigen Typus, welchen

man der „Knidischen Aphrodite" des Praxiteles nachgebildet glaubt. Sie ist in der Stellung der Mediceischen sehr ähnlich, doch sind die Formen die eines reifen, entwickelten Weibes, während erstere fast noch mädchenhaft gebaut ist. Obschon ich die große Schönheit der Kapitolinischen Venus im Ganzen wohl empfinde, befremden mich einige Einzelheiten. Eine wiederholte Besichtigung mag mich diese richtiger und besser sehen lassen. Was den Genuß sehr erhöht, ist die vollkommene Erhaltung dieser Statue. Man hat sie sorgsam eingemauert gefunden. Der einstige Besitzer hat sie, wahrscheinlich in Kriegszeiten, auf diese Weise vor Zerstörung schützen wollen. Hätten doch mehr Leute im alten Rom diesem trefflichen Manne nachgeahmt!

Am längsten habe ich heute einer Statue gegenüber gestanden, welche im Museum und in den Reisehandbüchern als Antinous bezeichnet wird. Sie ist in der Villa Hadrians gefunden und hat in der Stellung eine große Aehnlichkeit mit der Antinousstatue im Museum zu Neapel. Aber auch nur in der Stellung. Betrachtet man sie näher, so erkennt man bald, daß die Bezeichnung „Antinous" falsch ist. Burckhardt schwankt zwischen einem Hermes und einem Athleten. Meines Erachtens ist es sicher ein Hermes, keinesfalls ein Antinous und ebenso wenig ein Athlet. Gegen den Antinous spricht zunächst, daß dem Gesicht durchaus die diesem eigenen, aus vielen Büsten und Statuen bekannten Portraitzüge fehlen, ferner daß hier nicht ein üppiger, sinnlich schöner Körper gebildet ist, sondern ein sehr schlanker Jüngling. Wie der Antinous in Neapel wandelt er schwermüthig dahin, das Haupt noch weit mehr gesenkt als jener, die Linke wie im Selbstgespräch erhoben. Der Zug der Trauer, welcher Stellung und Geberde beherrscht, ist so lebhaft ausgeprägt, daß mir die Deutung als Athlet ausgeschlossen scheint. Was sollte bei einem solchen diese tiefe Trauer? Es ist wohl sicher ein Hermes, und zwar in seiner Eigenschaft als Todtenführer. Ergriffen und niedergedrückt von dem Ernst seines Amtes als Todes-

bote und Führer zum Hades geht er in tiefem Sinnen dahin. In ganz ähnlicher Weise sieht man ihn auf Reliefs.

Fragt man nun danach, wie es kommt, daß diese Statue dem Antinous in Neapel so ähnlich in der Stellung und gesammten Auffassung ist, so kann man wohl sagen, der Antinous ist dort eben als Hermes dargestellt. Nach dem Tode seines Lieblings ließ Hadrian ihm in Gestalt verschiedener Gottheiten Statuen errichten, so z. B. als Bachus und Osiris, weshalb also nicht auch als Hermes, um so mehr, da der Tod des Antinous, sein freiwilliger Gang zum Hades, diese Allegorie nahe legte.

Was magst Du davon denken, daß ich nun gar schon anfange, selbstständige archäologische Konjekturen aufzustellen? Und kaum acht Tage in Rom! Verzeihe mir, das liegt hier so in der Luft; „ich will es auch nicht wieder thun".

XIX.

Rom, den 22. Februar 1875.

Ehe ich mich auf weitere Schilderungen aus Rom einlasse, scheint es mir zum Verständniß unumgänglich nothwendig, daß ich Dir einige allgemeine, die Lage, die Geschichte und den jetzigen Zustand der Stadt betreffende Notizen mittheile. Ich will mich so kurz fassen wie möglich, und nur anführen, was durchaus nöthig ist, um sich in großen Zügen ein Bild des jetzigen Roms zu entwerfen.

Rom liegt in einer weiten, wellenförmigen Ebene, der sogenannten Campagna, welche sich zwischen den Apenninen und dem Meere von Nordwest nach Südost hinzieht. Die Apenninen bilden in diesem Theile Italiens ein Gewirre von Bergketten, welche verschiedene Einzelnamen führen. Diejenigen Höhenzüge, welche die Campagna an ihrem nördlichen Theile begrenzen, heißen die Sabiner Berge; im Süden Roms sind es dagegen die Albaner Höhen, welche, vulkanischen Ursprunges, weiter wie die vorigen in die Ebene vorspringen und der Stadt bis auf wenige Meilen nahe kommen. Von jedem hohen Punkte der Stadt sieht man diese schönen Bergketten, meist in duftigen blauen Farben den Horizont nach Nordosten, Osten und Südosten begrenzen.

Der Tiber fließt in einer dreifachen Windung von Norden nach Süden durch die Stadt. An seinen Ufern liegen hüben und drüben eine Anzahl Hügel. Sieben derselben, sämmtlich am linken, östlichen Ufer, bilden die Stätte, auf welcher das alte Rom stand.

Sie heißen: Kapitol, Quirinal, Viminal, Esquilin, Palatin, Aventin, Caelius, jetzt wie in alter Zeit.

Ich glaube, die meisten Menschen denken sich diese Hügel höher, als sie sind. Wenigstens ging es mir so. Sie sind alle ziemlich gleich hoch, ihre Gipfel liegen etwa 50 Meter über dem Spiegel der See oder des Tiber. Ich weiß nicht, auf welches Niveau sich die mir vorliegenden Angaben beziehen, indeß kommt nicht viel darauf an, da der Spiegel des Tiber hier jedenfalls wenig höher liegt als das Meer. Da nun die Straßen zwischen den Hügeln im Allgemeinen 10 Meter über dem Fluß erhaben sein mögen, so überragen sie an ihren höchsten Stellen nur etwa 40 Meter ihre Umgebung. Man steht oben ungefähr so hoch, daß man gerade über die Dachspitzen der unten liegenden Häuser hinweg sieht, welche hier, wie überall in Italien sehr hoch sind.

Ich will Dich nicht damit belästigen, in welcher Reihenfolge und zu welchen Zeiten die sieben Hügel, sowie der erst in späterer Zeit zur Stadt gerechnete, auf der rechten Seite des Flusses gelegene Mons Janikulus bebaut sind. Nur merke Dir, daß die Stadt ihren größten Umfang im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christo erreichte. Zu jener Zeit betrug die Bevölkerung nicht weniger als anderthalb, nach Anderen sogar zwei Millionen Seelen. Sie war schon wieder im Abnehmen begriffen, als Kaiser Aurelian, etwa 270 nach Christo, die Stadt mit einer riesigen Mauer umgab. Diese Mauern und manche ihrer alten gewaltigen Thore stehen bis auf den heutigen Tag, während die früheren Befestigungswerke, welche innerhalb dieser Linie zu verschiedenen Zeiten in immer größeren Kreisen die wachsende Stadt umgaben, bis auf kümmerliche Reste verschwunden sind. Noch heute heißt in Rom „in der Stadt": Alles, was innerhalb dieser Aurelianischen Mauer liegt, „außerhalb der Stadt, fuori le mura", was jenseits derselben sich befindet.

Nun brach aber nicht gar lange nach Aufführung dieser Mauer das Unglück über die Stadt herein. Du magst in einem Handbuch

der Geschichte lesen, wie Vandalen, Gothen, Byzantiner, Longobarden, Deutsche und Franzosen sich im Laufe der Zeit in Belagerungen und Plünderungen Roms abgelöst haben, und wie überdies die einheimischen kriegerischen Adelsgeschlechter des Mittelalters in ewiger Fehde gegen einander wütheten. Rom kam allmählig so herunter, daß zu Cola Rienzi's Zeiten im Jahre 1347 kaum noch zwanzigtausend Menschen in der alten Stadt existirten. Die Campagna, einst durch ihre Fruchtbarkeit berühmt, obschon bereits unter den römischen Kaisern degenerirt, war inzwischen zu einer vollständigen Wüste geworden.

Von jener Zeit des tiefsten Verfalles an hat sich dann Rom allmählig wieder gehoben, gegenwärtig zählt die Stadt etwa 250 Tausend Einwohner. Rom beherbergt also jetzt nur den sechsten Theil der Einwohnerzahl, für welche die Mauern der Stadt gebaut sind. Wohnten auch zu Aurelians Zeit nicht mehr anderthalb Millionen Einwohner in derselben, so war sie doch, seit dem sie so viele hielt, nicht zerstört und im Stande, diese Zahl zu beherbergen. Daraus resultiren nun Verhältnisse, welche Rom allein für sich hat und die ihm ein ganz eigenthümliches Gepräge verleihen. Nur ein Theil des Raumes innerhalb der Mauern ist städtisch bebaut, der übrige Theil dagegen wieder dem Feld- und Gartenbau anheim gefallen. Die jetzige Stadt liegt an der Nordseite der Umfassungsmauern an dem Tiber. Fünf Brücken verbinden sie mit den jenseits gelegenen Stadttheilen: dem Borgo mit dem Vatikan und Trastevere. Nach Süden zu bezeichnet etwa der Kapitolinische Hügel die Grenze der städtischen Bebauung. Jenseits sieht man nur Vignen, Villen, einzeln gelegene Kirchen und Klöster mit ihren Feldern und Gärten.

Nun wird Dir begreiflich sein, daß in dem Theile, den das jetzige Rom einnimmt, die Ueberreste der alten Stadt fast ganz verschwunden oder durch moderne Bauten verdeckt sind. Nur die alten Obelisken und Ehrensäulen, welche man fast alle erst nachträglich dorthin gebracht hat, das Pantheon, das Marcellustheater und einige

wenige andere Ruinen, sowie einzelne in moderne Gebäude hineingemauerte Baureste erinnern dort an die alte Zeit. Steigt man dagegen vom Kapitol nach Süden in das vorhin beschriebene freie Land hinunter, so sieht man vielerorts mächtige Trümmer der alten Kaiserstadt aus dem Boden hervorragen, umgeben von Wiesenland, Gärten und Aeckern. Diesen Theil meint man, wenn man sagt: ich gehe in's „alte Rom", und dorthin habe ich bisher, wenn das Wetter es erlaubte, meine Spaziergänge und Ausfahrten gerichtet.

---

den 24. Februar.

Heute war ich zum zweiten Male in St. Peter und habe mir manches Einzelne dort betrachtet. Die Pietà des Michelangelo ist rührend schön, leider kann man das nach aufwärts gerichtete Gesicht Christi nicht gut sehen, da die Gruppe ziemlich hoch und überdies in ungünstiger Beleuchtung steht. Die meisten der vielen Statuen und Gruppen in St. Peter stammen aus der schlimmsten Barockzeit und gewähren wenig Freude. Um so mehr imponirte mir eine alte Bronzefigur des Petrus aus dem fünften Jahrhundert. Ich hätte nicht geglaubt, daß jene Zeit des tiefen Verfalles ein so schönes Werk hätte schaffen können. Petrus sitzt ruhig und grandios da, wie ein römischer Kaiser; die Haltung und der Ausdruck des Kopfes ist etwas steif, die Bildung des Körpers aber und die Gewandung scheint mir vortrefflich. Diese Statue wird in St. Peter vor Allem verehrt und der eine Bronzefuß ist durch die Küsse der Gläubigen schon fast ganz um seine Zehe gekommen.

Als ich mir in einer Seitenkapelle ein Altarbild betrachtete, näherte sich demselben eine feine englische Dame in reicher Toilette. An der Hand führte sie ein Negermädchen von etwa fünfzehn Jahren, ein so kohlpechrabenschwarzes Mohrenkind, wie ich je eines gesehen. Sie zeigte ihrem Schützling das Bild, dann knieten sie beide nieder. Die feine Frau legte ihren mit kostbarem Schmucke

bedeckten Arm um die schwarze Schulter des Heidenkindes und beide beteten. An der Seite des Altars kniete, schon ehe ich kam, ein barfüßiger Mönch, dessen silberweißer, wallender Bart herrlich von der braunen Kutte abstach. Ich daneben mit meinem Regenschirm unter dem Arm und dem rothen Bädeker in der Hand. — Das ist nun ein Bild, wie man es so leicht nur in Rom trifft. Speziell nach St. Peter paßt es, diesem Symbol der gesammten christlichen Kirche.

Das wahrhaft internationale Wesen Roms tritt Dir in St. Peter auch praktisch lebhaft vor Augen. Da sind in einem Seitenschiff eine ganze Reihe von Beichtstühlen, jeder ist für eine andere Sprache bestimmt, wie die Ueberschriften anzeigen. Ob Du plattdeutsch sprichst oder armenisch, kommt in St. Peter nicht in Betracht, Du findest einen Priester, der Dein reuiges Bekenntniß versteht und Dich in Deiner eigenen Sprache tröstet und segnet.

---

den 26. Februar.

Das strahlend schöne Wetter lockte mich heute gegen meine Gewohnheit früh in's Freie. Sonst pflege ich bis elf Uhr lesend und schreibend auf meinem Zimmer zu bleiben. Ich nahm einen Wagen und fuhr durch die alte Porta Ostiensis hinaus nach der berühmten Kirche San Paolo fuori le mura. Früher stand an derselben Stelle eine herrliche, sehr alte Basilika, welche leider im Jahre 1823 total nieder brannte. Sie muß nach allen Berichten sehr schön gewesen sein, während der neue Bau von den Architekten vielfach getadelt wird. In Bezug auf manche Details mag dieser Tadel berechtigt sein, im Ganzen gewährt aber auch die jetzige Kirche einen überaus großartigen Anblick. Sie ist in ihren Grundformen wiederum eine richtige Basilika und zwar wohl die größte und prachtvollste der Welt. Achtzig gewaltige Säulen von polirtem Simplongranit tragen die Oberwände der fünf Schiffe. Ueberall, wohin

Du blickst, strahlt Dir Marmor, Alabaster, Gold und Mosaikschmuck entgegen, hier wie in St. Peter wird man durch das wundervolle Material, aus welchem der ganze, riesige Bau aufgeführt ist, bestochen und von einer strengen Kritik der Formen abgelenkt. Auch hier galt es, die Kirche mit größtem Glanze auszustatten, denn sie birgt das Grab Pauli, kaum minder heilig als jenes Petri. In wunderlichem Kontrast mit der glänzenden, modernen Umgebung stehen einige uralte Mosaiken am Triumphbogen und in der Tribuna, welche man aus der alten Kirche gerettet hat. Eines derselben ist aus dem fünften Jahrhundert. Auch ein altes gothisches Tabernakel von Arnolfo del Cambio, den ich Dir schon als einen der Baumeister von Santa Maria del fiore in Florenz genannt habe, kontrastirt seltsam mit dem darüber errichteten prunkvollen Baldachin.

Neben der Kirche befindet sich ein mittelalterliches Kloster mit einem sehr schönen Kreuzgange, in welchem ich mit einem Mönche auf und ab schritt. Er erzählte mir, daß er und seine Brüder nur im Winter dort wohnten, im Sommer tödte das Fieber Jeden, der es wage, sich im Kloster aufzuhalten.

Auf dem Rückwege bestieg ich den unfern des Weges gelegenen Monte Testaccio. Ein ganz sonderbarer Berg. Obwohl er über 50 Meter Höhe und einen ansehnlichen Umfang hat, besteht er ganz und gar nur aus Topfscherben. Wie und wann sie dahin gekommen sind, weiß kein Mensch. Gewiß ist nur, daß er sehr alt ist, da die Stempel auf einigen dort gefunden Stücken bis in's erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichen.

Von oben hatte ich eine herrliche Rundsicht. Im Vordergrunde übersah ich ein großes Stück der Aurelianischen Mauer, welche nahe dem Berge vorbeiläuft. Unmittelbar daran, bei der Porta Ostiensis, erhebt sich die kahle Grabpyramide des Cestius, daneben breitet sich, von schönen, immergrünen Bäumen beschattet, der protestantische Kirchhof aus. Dort liegt gar mancher unserer Landsleute begraben, den die Sehnsucht nach dem schönen Süden über die Alpen

trieb. Nun ist ihnen das uralte Rom zur ewigen Ruhestatt geworden!

An dem Wege, welcher nach San Paolo führt, liegt eine kleine, unscheinbare Kapelle. An jener Stelle haben — so erzählt die Legende — Petrus und Paulus von einander Abschied genommen auf ihrem letzten Gange. Dann starben sie beide den Märtyrertod zum Zeugniß ihres Glaubens.

Auch einen großen Theil des Tiber und der Stadt konnte ich von meinem Standpunkte aus übersehen, am meisten aber fesselte mich der Blick auf die weite, wellenförmige Campagna, die im hellen Sonnenschein vor mir lag. Ein bräunlicher Schimmer bedeckte die weite Landschaft, während die wundervollen Berge, welche sie begrenzen, in blauen Duft gehüllt waren. Auf den Gipfeln lag blendender Schnee. Ein wonniger, weicher Hauch strich von Süden her über das sonnige Land und die Vögel sangen hoch in den Lüften jubelnde Frühlingslieder. Auch mir schwoll das Herz von Lenzesluft und Jugendmuth. Mit Entzücken sog ich die reine Luft in mich hinein und frühlingstrunken kehrte ich in die Stadt zurück. Die Mandelbäume stehen überall in voller Blüthe.

---

den 28. Februar.

Als ich heute Abend gegen Sonnenuntergang vom Monte Pincio, dem Sammelplatze der eleganten Welt, zurückkam und vor der Kirche Santa Trinità de' Monti vorbeiging, sah ich eine ziemliche Zahl Menschen vor derselben versammelt. Ich stellte mich dazu und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Bald darauf öffnete eine Nonne die Kirchenthür, ließ uns ein und schloß dann wieder. Ich gelangte mit den Andern in das Hauptschiff der kleinen Kirche, welches durch ein hohes Gitter von dem Chor getrennt war. Die Orgel begann zu spielen und aus einer Seitenkapelle traten nach und nach über hundert kleine Mädchen in den Chorraum. In

blauen, nonnenartigen Gewändern, die jungen Gesichter von weißen Schleiern umgeben, kamen sie zwei und zwei herein. Sie gingen bis in die Mitte vor den Altar, verneigten sich mit jener Anmuth, die jeder Römerin angeboren zu sein scheint, und schritten dann dem Gitter zu, vor welchem sie an beiden Seiten auf Bänken Platz nahmen. Erst nachdem ein solches Paar an Ort und Stelle war, trat das nächste herein. So konnte man die lieblichen, feinen Gesichter eins nach dem andern betrachten und sich der Grazie aller Bewegungen mit Muße erfreuen. Es waren Kinder aus den vornehmsten Familien Roms, welche in dem anstoßenden Kloster der Schwestern vom heiligen Herzen Jesu erzogen werden.

Als alle an ihrem Platze waren, traten drei Priester vor den Altar und celebrirten das Ave Maria. Zugleich begannen drei wunderliebliche Mädchenstimmen oben an der Orgel ein altes, schönes Kyrie eleison. Dann antwortete unten der ganze Chor der Kinder, während die Orgel leise und weich begleitete.

Ich bin kaum jemals so von Musik ergriffen worden. Es war aber auch zu herrlich! Die reinen, unschuldigen Kinderstimmen hätten den härtesten Bösewicht erweicht. Und nun denke Dir dazu die Priester am Altar und die vielen Lichter, welche das Gnadenbild hell erleuchteten, während es in der übrigen Kirche schon dunkelte. Es war Alles so friedlich, harmonisch und unschuldig und eben kam ich vom Pincio, dem großen Vanity fair!

---

den 3. März.

Seit zwei Tagen regnet es unaufhörlich. Durch die engen, trottoirlosen Straßen rieseln förmliche kleine Bäche. Da kann ich denn nicht in's alte Rom hinaus, auch nützt es nichts, bei diesem dunklen Wetter in die Kirchen zu gehen. So habe ich mich dem Vatikan zugewandt, und seit zwei Tagen schwelge ich dort im Statuenmuseum. Da hat man denn freilich für eine beliebig lange

Regenzeit den genußreichsten Aufenthalt und des Schönen in Hülle und Fülle.

Die Antikensammlung des Vatikans ist die größte und an Meisterwerken reichste der Welt. Ihr Reiz wird noch dadurch gehoben, daß die Statuen meistens in sehr schönen, eigens zu dem Zwecke gebauten Sälen untergebracht sind, so daß schon die äußere Umgebung den Beschauer in eine festliche, den Eindrücken des gewöhnlichen Lebens entrückte Stimmung versetzt. Ich bin bisher in diesen herrlichen Hallen nur auf's Gerathewohl, ohne Katalog, umhergegangen. Wie reizvoll ein solches erstes Umherschlendern ist, weiß ich nicht zu beschreiben. Man kennt ja so viele der Meisterwerke aus Abgüssen, Photographien und Beschreibungen, aber es ist einem von manchen derselben nicht gerade gegenwärtig, daß sie sich im Vatikan befinden, auch weiß man nicht, wo die einzelnen Dinge in der großen Sammlung sich aufhalten. Da ist es denn eine unbeschreibliche Freude, wenn das Auge die lieben Bekannten in der Menge entdeckt. Du stehst ihnen eine Weile entzückt gegenüber, dann treibt es Dich weiter, noch andere zu suchen, und jedesmal wiederholt sich die Freude. So wandert man hin und her, suchend und findend, sich über das Gefundene freuend und noch Schöneres erwartend.

Nächstes Mal werde ich nun anfangen, die Sammlung planmäßig zu besehen. Erwarte aber keine Berichte darüber, dieser Fülle gegenüber weiß ich mit der Feder und auf dem Raum weniger Briefbogen nichts auszurichten.

Abends bin ich jetzt häufig im hiesigen deutschen Künstlerverein, in welchen ich als Mitglied eingetreten bin. Dort wird in deutscher Weise Bier gekneipt, Sauerkraut gegessen, Billard gespielt, musizirt und allerhand Allotria getrieben. Auch ist ein gut ausgestattetes Lesezimmer mit heimischen Zeitungen vorhanden. Da liest man denn, wie's alleweil im deutschen Vaterlande aussieht und raisonnirt von hier aus wacker mit. Der ständigste Gast im Lesezimmer ist

„Peter", ein schöner, großer Kater, welcher mitten auf dem Tische zu liegen pflegt. Würdevoll und unbeweglich liegt er da, nur durch ein leises Schnurren giebt er zuweilen seine Zufriedenheit mit den Schmeichelworten, die ihm gespendet werden, zu erkennen. Mitunter kneift ihm aber einer der jüngeren Genossen eine Streichholzschachtel, wie man sie hier immer bei sich trägt, auf den Schwanz. Dann schlägt er denselben in hohem Bogen über den Kopf, betrachtet sich ernsthaft die Schachtel, schüttelt mißbilligend sein Haupt und krallt leise mit der Pfote danach. Aber nicht lange dauert diese Gelassenheit, dann springt er auf und hascht in graziösen Sprüngen nach dem dummen Dinge, das ihm immer entwischt. Allmählig geräth er in Wuth, schneller und schneller dreht er sich im Kreise, ein allgemeiner Wirrwarr entsteht auf dem Tische, jeder rettet sein Bierseidel und die Zeitungen fliegen nach allen Richtungen aus einander. Endlich hat Peter das infame Ding ertappt, er schüttelt sich, legt sich ruhig wieder hin und zernagt es in kleine Fetzen.

Vorigen Sonnabend war im Künstlerverein „großer Zauber", d. h. ein Fest mit Damen. Es war wohl ziemlich Alles dort versammelt, was von Deutschen hier ist und sich nicht gar zu vornehm dünkt, oder nur ganz vorübergehend hier aufhält.

Zuerst wurden zum Besten des Vereins allerhand ernsthafte und scherzhafte Kunstwerke verauktionirt, dann getanzt. Ich ging aber früh nach Hause. Ich kann mich in die Rolle des älteren Onkels, der an den Wänden herum steht, noch nicht finden und zu tanzen wagte ich auch nicht. Und doch ist mir die Lust dazu einmal eingeboren, und sie schoß mächtig empor, als ich die deutschen Walzer hörte und die liebenswürdigen Landsmänninnen sah.

Mittags in der „Minerva" sitze ich noch immer neben Halliers, mit denen ich sehr befreundet geworden bin. Herr Hallier führt eine vorzügliche Unterhaltung. Besonders bewandert ist er in literarischen Dingen. Uns zur Seite sitzt ein belgischer Ingenieur mit seiner Frau. Herr Pelat, welcher bedeutende Eisenbahnbauten in

Italien ausführt, ist ein sehr feiner und gescheuter Mann, seine Frau ebenso schön als liebenswürdig. So gehen mir meine Mittage auf's Angenehmste hin, auch gefällt es mir sehr, daß man erst um sechs Uhr zu Tische geht. Dann hat man sein redliches Tagewerk hinter sich, Mehreres kann man nun nicht mehr unternehmen, da es dunkel ist, und somit giebt man sich den Freuden der Tafel in voller Ruhe hin.

XX.

Rom, den 5. März 1875.

Die Zeit, die ich den antiken Bauwerken Roms widmen kann, ist nun verflossen. Leider hat das ungünstige Wetter mich häufig gestört, so daß ich längst nicht Alles gesehen habe, was in meinen Wünschen lag. Aber ich muß mich vorläufig mit dem Gesehenen begnügen, Manches werde ich auch noch gelegentlich zu Gesicht bekommen. Ich will versuchen, Dir ein wenig von diesen alten Dingen zu erzählen. Habe Nachsicht, wenn meine Feder sich der Aufgabe nicht gewachsen erweist, es ist nicht eben leicht, über dieses Thema in Kürze etwas zu sagen.

Das einzige Gebäude, welches vollständig, wenn auch im Einzelnen mannigfach verändert auf uns gekommen ist, ist das Pantheon. Es wurde laut der Inschrift am Fries von Markus Agrippa, dem Schwiegersohn des Kaisers Augustus, im Jahre 27 vor Chr. erbaut, wahrscheinlich als Centralhalle einer Thermenanlage. Jetzt dient das alte Gebäude unter dem Namen Santa Maria Rotonda als Kirche. Von Außen präsentirt sich das Pantheon als ein schlichter Rundbau, an welchen sich eine, von 16 mächtigen, korinthischen Säulen getragenen Vorhalle anschließt. Zwei alberne, von Bernini gebaute Glockenthürmchen sind oberhalb dieser grandiosen Vorhalle angebracht. Man muß versuchen, sie sich weg zu denken. Der Fußboden der Halle und des Kuppelraumes befinden sich jetzt etwa auf gleicher Höhe mit dem Straßenpflaster. Früher lag derselbe etwa fünf Fuß über dem Niveau der Umgebung, die breite Treppe, welche hinauf-

führte, ist jetzt durch Aufgrabung frei gelegt. Von dem harmonischen Eindruck, welchen das Innere macht, habe ich Dir neulich geschrieben.

Von den Bauten auf dem Kapitol ist nichts alt, als das Untergeschoß des modernen Senatorenpalastes, das sogenannte Tabularium. Es ist aus mächtigen Peperinquadern erbaut und enthielt ursprünglich das Staatsarchiv. Im Mittelalter diente es als Salzmagazin, man sieht deutlich, wie das Salz die Steine angefressen hat. In den gewaltigen Gewölben, welche in fünf Reihen hinter einander liegen, hat man jetzt allerhand antike Baureste, Kapitäle, Friesstücke, Konsole ꝛc. aufgestellt. Die vorderste Gewölbereihe liegt gegen das Forum Romanum zu, welches man seiner ganzen Länge nach, so weit es ausgegraben ist, von dort aus übersieht.

Von diesem Forum Romanum, dem Centralpunkt — wir würden sagen: dem Marktplatz — des alten Roms sich eine deutliche Vorstellung zu machen, ist nicht leicht. Ebenso schwierig ist es, den jetzigen Zustand zu beschreiben.

Sieht man aus dem erwähnten vorderen Gewölbe des Tabulariums hervor, so erhebt sich zur Rechten der Palatinische Hügel, dessen Abhang nach dem Forum zu mit kolossalen Grundmauerwerken und formlosen Ruinen bedeckt ist. Dies sind die Trümmer der alten Kaiserpaläste. Man sieht den Anfang einer Brücke, welche der wahnsinnige Kaligula von dort über das Forum weg nach dem Kapitol schlagen ließ, um Jupiter, dessen Heiligthum dort stand und für dessen Abbild auf Erden er sich hielt, um so bequemer besuchen zu können.

Bis hart an diesen Palatinischen Hügel heran tritt eine große, ausgegrabene Vertiefung, auf deren Boden man die Ueberreste des Forums erblickt. Eine breite, vom Kapitol kommende, moderne Straße, welche schräge darüber hinweg führt, muß man sich fort denken. Die Ausgrabung wird zur Linken durch eine gleichfalls

moderne Straße begrenzt, welche leider die weitere Fortsetzung derselben zur Zeit unmöglich macht. Diese Straße ist die sonderbarste der Welt. Aus dem Boden ragen etwa zur halben Höhe antike Säulen und Baureste hervor, in bunter Abwechselung mit erbärmlichen, modernen Gebäuden. Da sieht man zum Beispiel die schöne, wohl erhaltene Vorhalle eines Tempels des Antoninus und der Faustina mit den anschließenden Cellawänden. In dem heidnischen Tempel hat sich eine christliche Kirche eingenistet, deren abscheulicher Barockgiebel aus dem herrlichen alten Bau hervorragt. In neuerer Zeit hat man dicht um die Vorhalle herum einen tiefen Graben gezogen und die etwa 20 Fuß unter dem Straßenpflaster liegenden Basen der alten Säulen aufgedeckt. Man geht nun auf einer kleinen Brücke über diesen Graben weg in die etwa auf halber Höhe der Säulen in dem Tempel liegende Kirche. Ich habe diesen sonderbaren Baukomplex etwas eingehender geschildert, weil er für Rom besonders bezeichnend ist. Daneben stehen elende Baracken, Werkstätten und kleine Kneipen, vor denen aus der Campagna kommende, mit schönen, großgehörnten Ochsen oder zottigen Büffeln bespannte Fuhrwerke zu halten pflegen. Ueberall an den Fenstern und an ausgespannten Stricken hängt eine unglaubliche Menge ärmlicher Wäsche. Etwas weiter hinunter erblickt man die kolossalen Wölbungen der Konstantinsbasilika, denen der Peterskirche an Spannweite gleich. Unter denselben werden einige Kompagnien Rekruten gedrillt. Der Lieutenant steht auf einem am Boden liegenden Bruchstück eines wundervollen Marmorfrieses.

Wie weit das Forum sich noch unter diese moderne Straße fort erstreckt, ist unbekannt, nach den andern Seiten hin sind die Grenzen aufgedeckt.

Sieht man nun vom Tabularium auf das Forum selbst hinab, so findet man, daß dasselbe bis auf einen nicht großen, offenen Platz mit einer Menge von Gebäuden bedeckt war. Mit dem Reisehandbuch in der Hand orientirt man sich, zu welchen Zwecken dieselben

dienten, es waren Basiliken, Tempel, Säulengänge, Rednerbühnen u. s. w. Von den meisten dieser Gebäude sind nur noch die Unterbauten sichtbar, zwischen denen sich die alten schmalen Straßen hindurch ziehen. Von einigen der Tempel stehen einzelne Säulen aufrecht, auf welche man daneben gefundene Architrav- und Friesstücke wieder aufgelegt hat. So sieht man an einer Stelle noch acht, an einer andern drei und an einer dritten gleichfalls noch drei Säulen aufragen. Das ist Alles, was von den Oberbauten der vielen Tempel übrig ist. Ferner steht noch eine, dem Phokas im Jahre 608 errichtete Ehrensäule auf ihrem ursprünglichen Postament. Bei weitem am besten von allen Gebäuden des Forums ist der prachtvolle Triumphbogen des Septimius Severus erhalten, nur die Ornamente haben gelitten. Vom Tabularium aus übersieht man ferner die uralte via sacra, welche, vom weiter südlich gelegenen Titusbogen kommend, über das Forum führt und sich durch den eben genannten Bogen des Septimius Severus hindurch zum Kapitol hinauf windet.

So sieht nun also jetzt diese Stätte aus, die denkwürdigste, welche die Geschichte kennt. Hier ist viele Jahrhunderte lang über das Wohl und Wehe der ganzen Welt entschieden worden. Je öfter man über das Forum geht, je vernehmlicher reden die Ruinen von der großen alten Zeit. Mir wird stets tief ernst zu Sinn, wenn ich zwischen den Trümmern die heilige Straße entlang auf den uralten Steinen dahin schreite. Eine seltsame Stille lagert sich über die Seele. Auf dieser Bühne, auf welcher einst das Weltenschicksal sich abspielte, vergißt man gar leicht sein eigenes kleines bischen Schicksal.

Geht man die Straße zur Linken des Forums hinunter, so gelangt man zu den schon genannten riesigen Ruinen der Konstantinsbasilika und zu dem einfachen Triumphbogen des Titus, errichtet zu Ehren seines Sieges über die Juden. Ein Relief im Innern des Bogens zeigt eine Schaar gefangener Kinder Israels

mit den Schaubroden und dem siebenarmigen Leuchter. Dann führt die Straße zwischen formlosen Trümmern hindurch direkt auf das berühmte Kolosseum zu. Trotz aller Zerstörung ist der Eindruck dieser größten aller aus dem Alterthum erhaltenen Ruinen ein überwältigender. 87000 Zuschauer hatten in diesem Riesentheater Platz! Unsere größten deutschen Theater fassen deren nur 2000 bis 3000. An diesem gewaltigen Bau ist selbst die Zerstörungswuth des Mittelalters erlahmt. Obgleich etwa zwei Drittheile fortgeschleppt sind, taxirte ein Architekt des vorigen Jahrhunderts den Werth des noch vorhandenen Baumaterials auf 8 Millionen Francs, jetzt wird derselbe mindestens das Doppelte betragen. Am besten erhält man einen Eindruck von dem einstmaligen Anblick des Zuschauerraums, wenn man ihn beim Vollmondschein besucht. Dann tritt die Zerstörung des Einzelnen weniger hervor, die dunklen Schatten verhüllen die Lücken und die riesigen Dimensionen kommen zu voller Wirkung. Ich will mich weiterer Schilderungen enthalten, jeder von Euch kennt ja das Kolosseum hinlänglich aus Abbildungen.

Dicht daneben steht der Konstantinsbogen, der größte und am reichsten verzierte der vorhandenen Triumphbögen.

Von den Kaiserpalästen auf dem Palatin sind leider fast nur die gewaltigen Untermauern und die ruinenhaften Mauerkerne einiger Oberbauten erhalten. Von der einstmaligen prachtvollen Ausstattung der Gebäude zeugen lediglich einige wenige am Boden liegende Marmortrümmer. Nur ein einzelnes Haus, wahrscheinlich ein Privathaus, ist besser konservirt geblieben. In ihm sieht man noch vorzügliche Fresken an den Wänden, welche in dem aus Pompeji bekannten Style gehalten sind. Sodann sind einige untergeordnete Räumlichkeiten, aus denen Nichts zu rauben war, einigermaßen erhalten. So sitzt zum Beispiel in den Schulstuben des Pädagogiums, in welchem die Söhne der kaiserlichen Sklaven unterrichtet wurden, noch der alte rohe Stuckbewurf an den Wänden. Wenn man genau zusieht, so erkennt man eine Menge von Namen, Karrikaturen

und Witzen, welche die Herren Schuljungen mit ihren Griffeln in die Wand geritzt haben. Tout comme chez nous!

In ähnlichem Zustande wie die Kaiserpaläste befinden sich auch die unfern vom Kolosseum liegenden Titusthermen und die Bäder des Karakalla an der Via Appia. An den hohen Wölbungen der ersteren sind indeß reizende Dekorationsmalereien erhalten, welche seiner Zeit Raphael als Vorbild für die Ausschmückung der Loggien des Vatikans gedient haben. Von der Pracht der Karakallathermen kann man jetzt an Ort und Stelle schwer eine Vorstellung gewinnen, aber man sieht doch, wie überaus großartig dieser Bau gewesen sein muß.

An das Forum Romanum grenzten früher nach Nordosten zu eine Reihe anderer, von den Kaisern Augustus, Nerva und Trajan angelegter Fora. Dieses Terrain ist aber von dem modernen Rom überbaut, hier und da sieht man einzelne Reste der alten Gebäude in direkter Verbindung mit modernen Häusern. Wunderbar vornehm nimmt sich dann diese noble alte Architektur zwischen den gemeinen Barockformen aus. Von dem Trajansforum, über welchem zum Glück ein moderner Stadtplatz lag, ist ein ziemlich großer Theil aufgegraben. Man sieht die Säulenstumpfe einer großen Basilika und die Trajanssäule, welche durch alle Zeiten auf ihrem alten Postament aufrecht geblieben ist.

Ich freue mich nun doppelt, Paestum gesehen zu haben. Hier in Rom ist keine einzige, nur annähernd so gut erhaltene Tempelruine. Am vollständigsten sind zwei kleine Tempel auf dem alten Forum Boarium, dem Ochsenmarkt, doch können dieselben ihrer Kleinheit wegen keine besondere Wirkung ausüben.

Aber ich merke, daß ich mich allmählig in ein trockenes Aufzählen der antiken Baudenkmäler verliere und will lieber damit abbrechen, ehe ich Deine Geduld erschöpft habe. Ich will statt dessen versuchen, Dir noch einiges Allgemeine über dieselben zu sagen.

Einen unmittelbaren künstlerischen Eindruck gewähren nur die Ruinen derjenigen Gebäude, welche von Quadern erbaut waren.

An ihnen erkennt man noch heute, wenn auch meistens in stark beschädigtem Zustande, die Struktur und die wundervoll reiche Ornamentik des römischen Styles. Einem geübten Auge gelingt es, besonders mit Zurhülfenahme von Zeichnungen, aus den vorhandenen Theilen die fehlenden zu ergänzen. Weitaus die meisten römischen Bauten waren aber aus Ziegelmauerwerk errichtet und dann mit Platten und Verzierungen aus Marmor bekleidet. Von allen Gebäuden dieser Art sind nur noch alte Mauerkerne mehr oder minder ruinenhaft erhalten; von dem früheren reichen Schmucke geben an Ort und Stelle höchstens kleine, noch an den Wänden haftende oder am Boden liegende Fragmente eine Andeutung. Für den naiven Beschauer, welchen nicht besondere archäologische Zwecke herführen, besteht der Genuß bei der Betrachtung dieser alten Reste anfänglich nur in ihrem malerischen Reize. Umgeben von blühenden Fruchtbäumen, überwuchert von Moos und Epheu, vom Abendroth umglüht, bezaubern die ehrwürdigen Ruinen jedes für malerische Eindrücke empfängliche Auge. Ist man aber länger in Rom und beginnen die täglichen Eindrücke sich zu ergänzen, so fangen auch diese traurig zerstörten Ruinen an, eine präzisere Sprache zu reden.

Zunächst begreift man allmählig die großartige Baugesinnung der alten Römer. Alles ist monumental angelegt, wie für die Ewigkeit; diesen mächtigen Dimensionen, diesen urfesten Konstruktionen gegenüber erscheint alle moderne Bauarbeit als provisorisches Machwerk. Ferner sieht man in den Museen, in den alten Kirchen und auch an modernen Häusern eine Menge einzelner ornamentaler Bautheile, welche einst die alten Ziegelmauern schmückten. Nach und nach kommt man dazu, sich dies Alles wieder an Ort und Stelle zu denken, und gewinnt so eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem Charakter der alten Prachtbauten, wenn auch nicht gerade von den einzelnen Gebäuden.

Den Ingenieur fesselt an den alten Ziegelbauten überdies noch die enorm feste Konstruktion und die vorzügliche Ausführung. Das

Mauerwerk kann geradezu den Neid jedes modernen Technikers erregen. Dem gegenüber wird man denn beständig zu der Frage angeregt: Wie war es möglich, daß diese Bauten trotz ihrer außerordentlichen Festigkeit in einen so kläglichen Zustand gerathen konnten? Den normalen Zerstörungen der Zeit ist dieser Verfall nicht zuzuschreiben, das lehrt der erste Blick; den Einflüssen der Witterung würden diese Mauern noch Jahrtausende leicht Stand gehalten haben. Die Gelehrten geben folgende Antwort:

Die Zerstörungen und Beraubungen Roms durch fremde Völker sind nur zum wenigsten Schuld. Selbst beim bösesten Willen wäre es auch den fremden Heeren bei ihrem vorübergehenden Aufenthalt in der Stadt gar nicht möglich gewesen, diese ungeheuren Mauermassen über einander zu werfen. Nur den tausend Jahre lang dauernden Anstrengungen der Römer selbst ist es gelungen, allmählig das alte Rom so zu zerstören, daß von manchem enormen, von den alten Schriftstellern genannten Gebäude kein Stein mehr vorhanden ist.

Zunächst kamen die Tempel an die Reihe. Als die christliche Kirche zur Staatskirche wurde und ihr Gottesdienst aus den Privathäusern und Katakomben an die Oeffentlichkeit trat, galt es, diesem würdige Stätten zu schaffen. Die heidnischen Tempel, wie sie Rom damals besaß, konnten dem neuen Zwecke nicht dienen; abgesehen von den religiösen Bedenken, war ihre Bauart für den christlichen Kultus nicht geeignet. Das Heidenthum kannte den Begriff der Gemeinde nicht, das Haus ihres Gottes enthielt in der Regel nur Raum für dessen Standbild, den Altar, auf welchem ihm geopfert wurde, die Weihgeschenke und die fungirenden Priester. Am passendsten unter den vorhandenen Bauformen erschien die Basilika, die Säulenhalle, welche als Börse und Gerichtslokal diente. Ihren Grundlinien folgend, erbaute man die ersten christlichen Gotteshäuser. Um sie zu errichten, brach man die Tempel einfach ab und wenn man jetzt antike Säulen in Rom studiren will, so findet man sie in den alten Kirchen.

Ich habe neulich angeführt, wie Rom sich im Mittelalter entvölkerte. Allmählig wurden ganze große Distrikte unbewohnt und die Gebäude daselbst herrenloses Gut. Jeder, der irgend welches Baumaterial brauchte, holte es sich einfach aus den verlassenen Stadttheilen. Bei der grenzenlosen Verwilderung des Mittelalters war von irgend einer Pietät gegen das Alte nicht die Rede. Brauchte Jemand einen Waschtrog, so holte er sich einen antiken Sarkophag; wollte er einen Tisch haben, so brach er sich eine Marmorplatte von der Wand eines alten Hauses; war es ihm um Eisen zu thun, so riß er sich die Klammern aus den Quadermauern. Auch nach auswärts wurde ein schwunghafter Handel mit Baumaterial getrieben. Schließlich kam es so weit, daß man die alten Gebäude geradezu als Steinbrüche benutzte und Kalköfen errichtete, in denen man aus den kostbarsten Marmorornamenten und wohl auch aus Skulpturwerken Mauerkalk fabrizirte. Die so verödeten Stätten dienten andererseits zur Ablagerung von Bauschutt und Unrath aus der bewohnten Stadt, besonders eignete sich hierzu das nahe und niedrig gelegene Forum Romanum, wodurch sich die tiefe Verschüttung desselben erklärt.

Im späteren Mittelalter dienten die noch einigermaßen erhaltenen Gebäude den streitbaren adeligen Geschlechtern Roms als Burgen, so z. B. das Kolosseum und der Bogen des Septimius Severus. Um den Widerstand des einheimischen Adels zu brechen, zerstörte der Senator Brancaleone im dreizehnten Jahrhundert nicht weniger als 150 solcher zu Burgen umgewandelter antiker Gebäude von Grund aus, gewiß in guter Absicht.

Erst im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, als der Geist der Renaissance auch in Rom die Oberhand gewann, erwachte ein Interesse für die Ruinen, und wurde der weiteren Zerstörung ein Ende gemacht.

Raphael hat sich auch in dieser Hinsicht großes Verdienst erworben. Es existirt ein von ihm an den Pabst Leo X. gerichteter Brief, worin er ausführlich über die Alterthümer Roms berichtet und

für die Erhaltung derselben plaidirt. Du findest diesen höchst interessanten Brief unter Anderem in Ernst Förster's „Raphael" in Uebersetzung mitgetheilt. In der Folge wurde ihm vom Pabste das Amt aufgetragen, alle ausgegrabenen Steine zu besichtigen; es durfte bei hoher Strafe keiner benutzt und zersägt werden, als mit Raphael's ausdrücklicher Erlaubniß.

Wie wenig wirkliche Pietät man aber noch bis vor Kurzem in Rom für die Ueberbleibsel aus der Heidenzeit hatte, möge folgendes Beispiel beweisen. Im Jahre 1780 wurde in der Nähe der Porta San Sebastiano das Familiengrab der Scipionen aufgefunden. Der damalige Pabst, Pius VI., ließ die noch wohl erhaltenen Reste des Stammvaters des erlauchten Geschlechts ohne Weiteres auf die Straße werfen und den Sarkophag in das vatikanische Museum bringen. Gottlob erbarmte sich ein anständiger Venetianer, welcher Zeuge dieser Rohheit war, der Gebeine des alten Helden, und bestattete sie in gebührender Weise zu Padua.

---

den 10. März.

Vorstehende lange Auseinandersetzung habe ich nicht — wie es den Anschein hat — an einem Tage geschrieben, sondern nach und nach an mehreren, nur mochte ich den zusammenhängenden Stoff nicht durch Dazwischenschieben von Daten unterbrechen. Ich sehe keinen andern Rath, um mit meiner Berichterstattung einigermaßen au fait zu bleiben, als in solcher Weise gleichartige Stoffe zusammen zu fassen. Jetzt bin ich schon tief in den altchristlichen Sachen, von denen ich Dir nächstes Mal erzählen will. Viel zu schreiben wird mir alleweil sauer, weil seit acht Tagen das Wetter milde und schön ist. Da ist man denn lieber im Freien als in der Stube. Jetzt ist es wundervoll in den großen Gärten Roms. Die Mandelbäume sind meistens schon abgeblüht, aber nun stehen alle anderen Fruchtbäume in voller Pracht. Die Sträucher und Laubbäume beginnen, sich mit dem ersten zarten Grün zu bedecken, welches herrlich

gegen die dunkle Farbe der immergrünen Eichen und Cypressen absticht. Seit drei Wochen schon blühen die Veilchen. Manche Stellen in den Parks sind so damit bedeckt, daß der Duft ringsum die Luft erfüllt. Auf dem Corso werden sie von Kindern in Menge feil geboten. Ich habe unter diesen einen Liebling, Maddalena, ein kleines Mädchen von etwa 12 Jahren mit entzückend schönen Augen, welchem ich jeden Tag einen Strauß abkaufe.

Ich fühle mich nun schon recht heimisch in Rom. Meine Ausflüge mache ich mit Vorliebe allein, im Uebrigen aber lebe ich sehr gesellig. Halliers wohnen auf dem Kapitol in eben der Casa Tarpeia, von welcher ich Dir neulich schrieb. Durch persönliche Beziehungen ist es ihnen gelungen, dort Unterkunft zu finden. Durch ihre Vermittelung werde ich nun mit den Gelehrten der Casa Tarpeia doch etwas näher bekannt, als ich anfänglich hoffen durfte. Vor Kurzem war ich auf einer Soiree bei Professor Henzen, bei welchem man natürlich eine ausgewählte Gesellschaft von Männern der Wissenschaft und Kunst trifft. Auch im Künstlerverein bin ich mit mehreren Landsleuten näher bekannt geworden.

Ein wenig enttäuscht bin ich über das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt. Ich sehe dort wenig charakteristische Figuren und Scenen. Wenn ich das, was ich sehe, mit den Berichten früherer Reisenden vergleiche, muß ich konstatiren, daß Rom in einem schnellen Modernisirungsprozeß begriffen ist. Von allen den malerischen Trachten, welche wir aus den römischen Bildern kennen, ist fast Nichts zu sehen. Höchstens erblickt man einmal auf dem Monte Pincio ein Paar Ammen oder Kindermädchen in mehr oder minder nationalem Kostüm. Den Pifferari aus den Abruzzen, welche früher vor den Muttergottesbildern ihren Dudelsack bliesen, ist es nicht erlaubt, in die Stadt zu kommen. Bisher pflegten sich an der spanischen Treppe die Künstlermodelle, in alle möglichen malerischen Trachten gekleidet, aufzuhalten. Leider ist ihnen dies seit Kurzem verboten. Gottlob giebt es jetzt noch viele Mönche in den

Straßen, aber auch sie sind auf den Aussterbeetat gesetzt und nach einem Menschenalter wird man keine Kutte mehr erblicken. Ueberall schafft die jetzige Regierung Ordnung. Das Kolosseum, welches früher mit einer üppigen Flora bewachsen war, ist von all dem schönen Unkraut gereinigt. Auch die übrigen Ruinen werden sauber aufgeräumt und von Kustoden bewacht. Hört man die Erzählungen älterer Reisenden über Rom, so kann man über alle die zweckmäßigen Reformen in Verzweiflung gerathen.

Von den Straßen Roms sind eigentlich nur der Corso, welcher die moderne Stadt fast der ganzen Länge nach durchschneidet, und einige wenige angrenzende Straßen belebt zu nennen. Dort sind elegante Läden mancherlei Art, und dort geht Jedermann spazieren, dem die Villen und der Monte Pincio zu weit sind. Besonders die Fremden flaniren viel auf dem Corso, man hört dort eben so viel ausländische als italienische Laute erklingen. In den meisten übrigen Straßen ist es leer und still. Besonders fällt diese Stille Dem auf, der von Neapel kommt, wo beständig Alles durch einander tobt. Der Römer ist auch im Einzelnen ruhiger und gemessener als der Neapolitaner, er wandelt mit einer gewissen Würde dahin und kümmert sich nicht viel um seinen Nachbar. Auch als Fremder geht man ruhig seines Weges. Die Interessen, welche man verfolgt, liegen weit ab von dem Tagesgetriebe. Man vertieft sich in die Anschauung längst vergangener Zeiten, und muß sich mitunter förmlich erst besinnen, wenn man durch eine aufziehende Wachtparade oder das Ausrufen der Zeitungen auf die Interessen des Tages hingewiesen wird. Man sagt nicht mit Unrecht, Rom sei ein großes Museum, und Manche meinen, man hätte es nicht zur Hauptstadt des modernen Italiens machen sollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Florenz, als Stadt betrachtet, sich besser dazu eigen würde, aber nicht die äußerliche Zweckmäßigkeit, sondern historische und politische Gründe sind für die Wahl Roms maßgebend gewesen.

XXI.

Rom, den 13. März 1875.

Du bist nicht zufrieden damit, daß ich Dir von dem Statuenmuseum des Vatikans gar keine Einzelheiten mittheilen will, Du meinst, ich solle immerhin einmal mit Dir durch die Säle gehen und Dir zeigen, was mich am meisten erfreut? Nun wohl, so komme mit!

Wir setzen uns auf der Piazza della Minerva vor unserem Gasthofe in einen der leichten offenen Einspänner, einen „legno", wie man hier sagt, und rollen durch enge, krumme, trottoirlose Gassen dem Tiber zu. Nur einmal passiren wir einen großen länglichen Platz, welcher die Form einer Rennbahn hat. Das ist die Piazza Navona, einst das Stadium des Domitian. Drei Springbrunnen zieren ihn, der mittlere ein riesiges Schaustück; ein großer Felsen mit Flußgöttern, über welchem sich ein dem Domitian gewidmeter Obelisk erhebt. In der Mitte des Platzes an einer der Langseiten liegt die Kirche Santa Agnese mit einer abscheulichen Barockfaçade. Einer der Flußgötter auf dem Springbrunnen verhüllt sein Haupt, wie der Volkswitz behauptet, weil er den Anblick dieses fatalen Stückes Architektur nicht ertragen kann.

Wir erreichen den Tiber bei der Engelsbrücke, der nördlichsten Roms, welche Hadrian erbaute, um sein jenseits gelegenes Grabmal mit der Stadt zu verbinden. Wir fahren zwischen den zehn steinernen Engeln, welche auf den Brüstungen Wache halten, hindurch, gerade auf das riesige Mausoleum zu. Vom frühesten Mittelalter an hat der urfeste, kreisrunde Bau als Festung gedient und all-

mählig ist er ganz in eine solche umgewandelt. Hoch über den Zinnen schwebt, in Erz gegossen, das Abbild des Erzengels Michael, welcher einst Gregor dem Großen hier erschienen sein soll. Das ist also die Engelsburg, welche Du so häufig in Abbildungen gesehen hast.

Jenseits der Brücke biegen wir scharf links um, in fünf Minuten durchfahren wir auf einer geraden, uninteressanten Straße den „Borgo", den zwischen dem Vatikanischen Hügel und dem Tiber gelegenen Stadttheil. Dann erreichen wir die Piazza di San Pietro.

Ein blendend heller Sonnenschein liegt auf dem riesigen Platze, so daß man kaum die Augen aufhalten kann. Auffallend menschenleer scheint es auf demselben zu sein. Du zählst allerdings vielleicht fünfzig bis hundert Menschen zusammen, aber sie verschwinden in der ungeheuren Weite. In der Mitte steht ein mächtiger Obelisk, der größte Roms, zu beiden Seiten werfen zwei gewaltige Fontainen ihre Wassermassen in die Luft. Als einst Kaiser Franz diese schönen Springbrunnen sah, sagte er, nachdem er sie einige Minuten betrachtet hatte, zu seiner Umgebung: es wäre nun gut, sie möchten sie nur wieder abstellen. Der gute Mann glaubte, man habe die Brunnen nur für ihn in Gang gesetzt, und konnte sich nicht denken, daß diese Wassermassen Jahr aus, Jahr ein, bei Tag und Nacht flössen.

Gerade aus liegt etwas erhöht St. Peter. Das Terrain steigt in Terrassen und Stufen zu der Vorhalle des Riesenbaues empor. Rechts und links umfassen den Platz die mächtigen Säulenhallen des Bernini, in weiten Bögen leiten sie auf die Kirche zu. Sehr selten indeß sieht man Jemanden unter ihnen entlang wandeln, es sei denn, daß es regnete. Man macht nicht gern einen Umweg, wenn man sein Ziel direkt vor sich sieht, besonders wenn dieses so imponirend ist, wie St. Peter. Rechts hinter den Kolonnaden, neben der Kirche, liegt der Vatikan, ein ungeheurer Komplex von Gebäuden, Höfen und Gärten. Man behauptet, daß dieser größte

aller Paläste 20 Höfe und 11000 Säle, Zimmer, Kapellen, kurz einzelne Räumlichkeiten enthalte. Ich halte indeß die letztere Zahl für sehr übertrieben.

Nun glaubst Du wohl, das wir schon am Ziele sind? Dort unter den Kolonnaden, wo die alterthümlich und bunt gekleidete Schweizerwache hält, erblickst Du einen Eingang in den Vatikan. Mit Nichten, dies ist allerdings der Haupteingang des Palastes, er führt zu den Gemächern des heiligen Vaters, zu den Stanzen und Loggien Raphaels und zur Sixtinischen Kapelle, nicht aber zu dem Statuenmuseum, unserem heutigen Ziele. Bis zu dessen Pforte haben wir noch wenigstens zehn Minuten. Auf holperigem Pflaster müssen wir erst fast um die ganze Peterskirche, deren Größe auf diesem Wege recht anschaulich wird, herum fahren, dann geht es eine lange, gerade, am Ende steigende Straße hinauf, welche auf der einen Seite von der kasernenartigen Wand des Vatikans, auf der anderen von einer hohen Gartenmauer begrenzt wird — ein langweiliger Weg.

Endlich halten wir am äußersten Ende des Palastes vor einer eisernen Pforte. Einige Hundert Menschen stehen schon davor. Sie warten, daß es zwei schlägt, erst dann werden die Thüren geöffnet. Wir müssen einen „Permesso", eine Erlaubnißkarte des Maggiordomo des Pabstes haben, um eingelassen zu werden. Ich habe auch einen in der Tasche, aber wir wollen ihn nicht hergeben, er gilt nur für ein Mal. Auf einen solchen Permesso können vier Personen eintreten, wir associren uns also mit Bekannten oder wir gehen kaltblütig dicht hinter jenem dicken Herrn her, welcher eben allein angekommen ist und thun so, als wenn wir zu ihm gehören. Betrug ist nicht dabei, die Permessi kosten Nichts und werden Jedem ohne Weiteres gegeben, der sich bei dem Maggiordomo meldet. Aber nur in wenigen Morgenstunden werden sie verabfolgt, und es kostet jedesmal einen eigenen Weg zum Vatikan, um sich einen zu holen. Die Permessi haben keinen erkennbaren vernünftigen Zweck, es sei

denn, daß irgend einer der maaßgebenden Personen ein Interesse daran fände, die Visitenkarten, welche man dem Maggiordomo zu überreichen pflegt, zu sammeln. Auch manche der Villen- und Palastbesitzer Roms erlauben den Eintritt in ihr Besitzthum nur, nachdem man sich auf ihrem Bureau einen Permesso erbeten hat. Ihnen verzeihe ich gern die Neugierde, wissen zu wollen, wen sie bei sich aufnehmen; ihnen als Privatleuten steht gewiß das Recht zu, die Bedingungen, unter welchen sie Fremden den Eintritt gestatten, nach Belieben zu normiren. Man muß ihnen ja sehr dankbar sein, daß sie überhaupt ihre Pforten gänzlich Unbekannten öffnen. Aber die Vatikanische Sammlung ist doch nicht als Privatbesitz zu betrachten, und die Interessen des Museums würden ebenso gewahrt, wenn es einfach hieße: Leuten, welche anständig gekleidet sind und sich ordentlich betragen, ist der Eintritt gestattet. Entschuldige diese Abschweifung über die Permessi, jeder Fremde ärgert sich über diese Einrichtung und es ist üblich, während man vor den Pforten des Museums wartend steht, sie mißliebig zu kritisiren. Eben hat es zwei geschlagen, die Thüren öffnen sich und wir kommen hinter unserem dicken Mann unangefochten, und unseren Permesso für ein ander Mal reservirend, hinein.

Aus der Vorhalle führen uns einige Stufen in die Sala a Croce greca, einen in der Form eines griechischen Kreuzes erbauten Saal. Den Boden zieren drei schöne antike Mosaiken, darunter der Blumenkorb, welchen man so häufig auf Broschen nachgeahmt sieht. Zwei große Porphyr-Sarkophage aus Konstantin's Zeit und manches schöne Marmorwerk laden uns zu näherer Betrachtung ein, aber der anstoßende Raum, in welchen wir schon hineinblicken, zieht unsere Augen zu lebhaft an und läßt uns keine Ruhe. Treten wir lieber gleich ein in diese herrliche Halle, die Sala rotonda, welche, von einer hohen Kuppel überwölbt, von einem wunderbaren, harmonischen Lichte erfüllt ist. Die Mitte nimmt eine große Porphyrschale ein, am Boden befindet sich ein antikes, Centauren und Wassergötter

darstellendes Mosaik. An den Wänden stehen in acht Nischen eben so viele kolossale Marmorstatuen allerersten Ranges, darunter die bekannte Juno Barberini und eine berühmte Ceres, beides Frauengestalten von unbeschreiblicher Hoheit und Würde, ferner Antinous als Bacchus, das Haupt mit Weinlaub bekränzt, wie wir ihn so häufig auf Gemmen geschnitten sehen.

Fast noch mehr aber, als durch diese großen Statuen wird das Auge durch die Büsten gefesselt, welche vor den Wänden zwischen den Nischen aufgestellt sind. Da steht der berühmte Zeuskopf von Otricoli, dies wunderbare Haupt, von welchem man glaubt, daß es uns die Züge des Olympischen Zeus des Phidias, wenn auch in der Weise einer späteren Kunstperiode behandelt, überliefert. Das Original ist weit herrlicher als Alles, was man an Gypsabgüssen sieht. Wie majestätisch umwallen die Locken das mächtige Haupt, das uns so gewaltig groß und doch so milde anblickt, als verheiße es gnädige Erhörung der Bitten, mit welchen wir uns nahen. Zwischen diesem Zeus und unserem Gott Vater ist kein Unterschied, wir dürften eine Statue mit diesem Haupte in einem christlichen Gotteshause aufstellen, ohne unseren Vorstellungen von Gottes Wesen untreu zu werden. Niemals hat die Kunst ein erhabeneres Antlitz, in welchem sich Kraft, Würde und Erbarmen glücklicher vereinigte, geschaffen. Die Aufstellung eines plastischen Bildes Gottes in unseren Kirchen ist nicht Sitte, wohl aber sehen wir in katholischen Ländern auf unzähligen Bildern Gott Vater gemalt. Die Auffassung des Antlitzes ist auf diesen von der antiken nicht wesentlich verschieden, bei einigen der besten Maler des Cinquecento darf man sogar von einer Aehnlichkeit sprechen. Gewiß ist es, daß, je mehr sich die Züge denen des Zeus nähern, desto mehr entsprechen sie auch dem Bilde der höchsten Würde und Güte, welches unserer Phantasie vorschwebt, wenn wir uns Gott personifizirt denken.

Unfern von dem Zeus Otricoli stehen zwei Büsten, welche eine entschiedene Aehnlichkeit mit ihr haben. Die eine stellt Hades, den

Gott der Unterwelt, als Serapis personifizirt, dar, die andere einen Wassergott, welchen man wohl auch direkt als Poseidon bezeichnen darf. Ersterer trägt einen Scheffel auf dem Kopfe, dem letzteren winden sich kleine Fische durch seinen nassen, welligen Bart. Beide erscheinen recht eigentlich als Brüder des Zeus, weniger erhaben, aber gleichfalls gewaltig. Manche Züge sind allen Dreien gemeinsam, so auch das wallende, übermenschliche Haar. Die Vergleichung dieser drei Typen ist von großem Reiz. Sodann steht hier eine Kolossalbüste des Antinous, wohl die schönste, welche existirt. Der Ausdruck der Schwermuth in dem sanft geneigten, wunderschönen Haupte ist tief ergreifend.

Doch wir müssen weiter. Aus der Sala rotonda gelangen wir zunächst in die Sala delle Muse, dann in die Sala degli Animali. Die Namen geben Dir schon den Hauptinhalt dieser Räume an, in ersterem stellen Musenstatuen das größte Kontingent, der zweite ist ganz mit Thierbildern angefüllt. Unter den letzteren weiß ich Dir kein Werk zu zeigen, welches dem Eber in den Uffizien gleich käme, das Schönste scheinen mir zwei Hunde, welche an der Thür zum Cortile di Belvedere Wache halten. Dorthin drängt jeder Fremde zuerst, dort steht ja der Laokoon und der Apoll von Belvedere, welche jeder von uns von Jugend auf kennt. Ich werde mich wohl hüten, Dir über diese beiden Werke etwas zu sagen, ich weiß dem, was Du bisher darüber gehört hast, nichts Neues hinzuzufügen. Der Cortile di Belvedere ist ein achteckiger, mit Arkaden umgebener Hof, ursprünglich von Bramante angelegt, später verändert. Die Arkaden werden durch vier kleine geschlossene Zimmer unterbrochen, von denen zwei durch den Laokoon und den Apoll eingenommen werden. Im dritten befindet sich ein herrlicher Hermes, welcher ebenfalls wie jener auf dem Kapitol früher für einen Antinous gehalten wurde, obwohl er gar keine Aehnlichkeit mit diesem hat. Der Gott ist leicht vorwärts schreitend dargestellt, ein Bild idealer männlicher Jugendschönheit, wie es wohl niemals übertroffen ist.

Die Statue, aus parischem, sehr weißem Marmor, ist bis auf den rechten Arm und die linke Hand, welche fehlen, vorzüglich erhalten. Eine wahrhaft göttliche Kraft und Leichtigkeit beseelt diese vollendet schönen Glieder; man sieht, hier ist ein schmerzfreier, ewig junger Gott, kein Mensch dargestellt. Das edle Haupt ist von krausen, kurzen Locken umgeben, im Ausdruck ist auch hier die sanfte Trauer nicht zu verkennen, die dem Todtenführer eigen ist. Doch tritt dieser Ausdruck weder im Gesicht, noch in der Haltung so stark hervor, als bei dem Hermes des Kapitols.

Im vierten Kabinette stehen zwei Faustkämpfer, Kreugas und Damoxenus von Canova, nach meiner Meinung zwei widerwärtige Kerle. Sie sind allerdings sehr lebenswahr, aber das macht die Sache nur schlimmer. Wer mag denn zwei so grobe Gesellen sehen, die sich mit den Fäusten todt schlagen? Es ist eine von Pausanias geschilderte Scene eines berühmten Faustkampfes dargestellt, mit deren Erzählung ich Dich verschonen will, sie läßt den Vorgang nur noch roher erscheinen. Als ich diese beiden Figuren zuerst erblickte, bekam ich einen wahren Schreck. Es war mir unbekannt, daß im Vatikanischen Museum auch moderne Werke existirten, diese Faustkämpfer warfen aber die ganze Vorstellung, die ich mir bis dahin von dem Wesen der antiken Skulptur erworben, vollkommen über den Haufen. Ich freute mich herzlich, als sich die Meinung, daß dies unmöglich antike Werke sein könnten, welche sich mir nach der ersten Ueberraschung sehr rasch aufdrängte, bestätigte. Es war mir zu Muthe, als wenn mir von einem werthen Freunde, welchem ich nur das Edelste zutraute, eine niedrige Handlung erzählt wäre, dann aber die ganze Geschichte sich als erdichtet erwiesen hätte. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Im selben Raume befindet sich ein Perseus Canova's, welcher eher das Herz erfreuen kann. Er ist augenscheinlich dem Apoll nachgebildet.

Im Cortile di Belvedere stehen noch manche schöne Kunstwerke außer den genannten, besonders einige bewundernswerthe antike

Sarkophage. Was uns befremdet, ist der Inhalt der Reliefs, welche dicht gedrängt diese großen Steinsärge umgeben. Sie erinnern keineswegs an Tod und Verwesung, sondern es entfaltet sich auf ihnen gerade ein üppiges und genießendes Leben. Hier stürmen Bachantenzüge in seliger Weinlaune dahin, dort tummeln sich üppige Meerweiber auf Tritonen mit menschlichen Oberleibern und geringelten Fischschwänzen. Freudig in die Muschel blasend, tragen die Beneidenswerthen ihre schöne Last durch die Fluth. Auch ganze Mythen, wie die Jagd des Meleager, Bacchus und Ariadne, die Endymionssage, die Geschichte des Orest, die Thaten des Herkules und viele andere Sagen des Alterthums, in welchen man nur indirekt eine Beziehung zum Tode des Menschen finden kann, sieht man in gedrängten, figurenreichen Darstellungen auf den antiken Sarkophagen.

Nun kehren wir zurück in die Sala degli Animali und begeben uns von dort in die anstoßende Galleria delle Statue, einen langen, schmalen Saal, an dessen beiden Wänden Reihen von Marmorwerken aufgestellt sind. Gleich links am Eingange siehst Du Ariadne auf einem Felsen schlafend liegen. Um ihren einen Arm windet sich ein Band in Gestalt einer Schlange, was früher Veranlassung gegeben hat, diese Figur „Kleopatra" zu nennen. Die Schlafende hat einen Arm über das Haupt gelegt und liegt grandios und edel da. Träumt das königliche Weib schon von Dionysos, dem schönen, liebeseligen Gotte, der sie erwecken wird?

Zu beiden Seiten der Ariadne stehen zwei herrliche marmorne Kandelaber, aus dem Hause Barberini, an deren dreiseitigen Untersätzen sich vorzügliche Relieffiguren befinden. Den oberen Theil bilden mit Akanthusblättern umwachsene Stämme, welche Schalen tragen. Man kann nichts Schöneres in seiner Art sehen, als diese Prachtgeräthe, sie sind in Form und Arbeit unübertrefflich.

Am liebsten indeß in diesem Saale ist mir ein Torso ohne Beine und mit nur halben Armen, ein Eros, welchen man dem

Praxiteles nachgebildet glaubt. In reichen Ringeln fällt ihm sein Haar auf die Schultern, trauernd neigt er sein liebliches Haupt, als quäle ihn Liebesschmerz. So mag der kleine Bursche vor seiner gestrengen Mutter Aphrodite gestanden haben, als sie ihn wegen seiner Mesalliance mit der Psyche zur Rede stellte. Die Römer nennen diesen Eros: il genio del Vaticano.

Am Ende des langen Saales befinden sich drei Zimmer mit Büsten. Diese zu betrachten haben wir heute nicht die Zeit, eine indeß zieht die Augen so mächtig auf sich, daß wir ihr unmöglich vorbei gehen können. Das ist das gewaltige Haupt des Ajax, dasselbe Antlitz, welches der Held in der Loggia dei Lanzi zu Florenz trägt, der den todten Freund in den Armen hält, nur ist dieses Haupt weit ausdrucksvoller als jenes. Hier heißt dieser Kopf Menelaos. Die Trauer um den Erschlagenen, die Wuth, welche dem rüstigen Krieger alle Adern schwellen macht, sind unübertrefflich ausgeprägt. Ein schöner, reich verzierter Helm vollendet den kriegerischen Ausdruck des etwas aufwärts gerichteten Kopfes. Die Wirkung ist so schlagend, daß wohl nicht Einer, und sei er der Gleichgültigste, vorbeigeht, ohne zu fragen: wer ist denn dieser rüstige Held, was hat seine große Seele so in Aufregung und Zorn versetzt?

Am Anfange der Galleria delle Statue, gegenüber der Thür, durch welche wir eintraten, befindet sich eine verschlossene Pforte. Sie führt zu dem Gabinetto delle Maschere. Weshalb diese Pforte eigentlich verschlossen ist, weiß Niemand; ein anderer Grund als das beim Oeffnen derselben dem Kustoden verfallende Trinkgeld ist wenigstens nicht zu entdecken. Sorgsam schließt der Mann für jeden Einzelnen die Thür auf und wieder zu. Wir wollen die Paar Soldi, welche hoffentlich den Kustoden gemeinschaftlich zukommen, und die wir ihnen gern gönnen, nicht sparen, und uns die Pforte öffnen lassen. Drinnen, auf dem Boden, sind antike Mosaiken mit Masken angebracht, welche dem Kabinette den Namen gegeben haben.

Links vom Eingang steht ein anmuthiger Ganymed. Die Beine über einander geschlagen, lehnt er sich an einen Baumstamm, in der einen Hand den Hirtenstab, in der andern eine kleine Schale, aus welcher er den neben ihm sitzenden Adler tränken zu wollen scheint. Sein Haar quillt ihm in dichten Locken unter der phrygischen Mütze hervor über die Stirn, gerade so, wie man es täglich auf den Straßen Roms an den Burschen sieht, welche von der Campagna hereinkommen. Dieser Ganymed ist noch ganz der naive Hirtenknabe, er ahnt noch nicht, daß er einst der Mundschenk des Zeus sein wird.

Rechts von der Thür kauert eine Venus, deren eigenthümliche, hockende Stellung verschieden gedeutet wird. Einige meinen, sie wasche sich im Bade, Andere dagegen, sie sei eben demselben entstiegen, und erwarte, daß man ihr das trocknende Gewand überwerfe. Die auf dem Piedestal angedeuteten Wellen sprechen für erstere Annahme, die Stellung indeß für letztere.

Sodann befindet sich hier die Tänzerin, von welcher Goethe in seiner „Italiänischen Reise" ausführlich berichtet. Sie wurde ihm kurz vor seiner Abreise von einem Neapolitaner unter etwas geheimnißvollen Verhältnissen zum Kauf angeboten, und er schwankte lange, ob er sie erwerben solle. Mannichfache Bedenklichkeiten, nicht gerade sehr gewichtiger Natur, hielten ihn leider trotz des billigen Preises von dem Ankauf ab, sonst würde das gute Werk wohl jetzt im Museum zu Weimar stehen, als ein theures Andenken an Goethe's Anwesenheit in Rom.

Vor den Fenstern des Gabinetto delle Maschere zieht sich ein Balkon entlang. Laß uns eine Weile hinaustreten, um Augen und Sinnne zu erholen. Sieh', wie köstlich die Aussicht von hier ist! Dort der zackige Rücken fern im Norden ist der Soracte, vor ihm übersehen wir die weite grüne Campagna, rechts über den Monte Pincio und einen Theil der Stadt hinweg grüßen uns die blauen Sabiner Berge. Sieh die zahllosen weißen und

röthlichen Blüthenbäume in den Gärten, und den zarten grünen Schimmer auf den Hecken! Wie wonnig warm und frühlingslind ist es hier draußen, wie athmet man auf in dieser weichen, würzigen Lenzesluft! Du magst wohl kaum zurückkehren in die eiskalten Säle des Museums? Nun, komme nur, wir wollen es kurz machen, es ist ohnehin bald vier Uhr, dann treiben uns die Kustoden so wie so hinaus.

Also — zurück in den Cortile di Belvedere. Von dort gelangen wir durch eine runde Vorhalle in einen kleinen, viereckigen Raum, in dessen Mitte der berühmte „Torso del Vaticano", welchen man für den mittleren Theil eines verklärten Herkules hält, aufgestellt ist. Die Fachleute erklären dieses Stück für das höchste, was uns von den antiken Skulpturen erhalten ist. Sie sehen eine Vorzüglichkeit der Linien und der Arbeit in diesem Torso, welche durch keine andere uns bekannte Statue erreicht wird. Sie mögen Recht haben, nur ein spezieller Fachmann, eigentlich nur ein Bildhauer, kann den Werth eines solchen Bruchstückes ganz schätzen. Nicht vielen Laien aber wird es gelingen, einem so verstümmelten Torso gegenüber zu einem wirklich genießenden Anschauen zu gelangen.

Alles, was wir bisher gesehen, gehört zum „Museo Pio Clementino", welches den Päbsten Pius VI. und seinem Vorgänger Klemens XIV. Entstehung und Namen verdankt. Nun gehen wir aus dem Atrio del Torso eine Treppe hinab und gelangen zu dem „Museo Chiaramonti", dem Werke Pius VII., der ein Chiaramonti war. Es ist in einer langen, schmalen Gallerie aufgestellt und enthält wie die vorige Sammlung antike Statuen, Büsten und Ornamente in großer Zahl. Doch stehen in diesem Theile des Museums die Meisterwerke nicht so dicht wie in den übrigen. Am beliebtesten ist wohl der „Bogenspannende Amor". Hier sehen wir den rüstigen, fröhlichen Liebesgott mit seiner Waffe; daß er indeß den Bogen gerade spannt, ist nicht richtig, er hält ihn umgekehrt in der Hand. Er scheint vielmehr eben einen seiner unfehlbar treffenden Pfeile

abgeschossen zu haben und nun dessen Fluge mit den Augen zu folgen.

Die Fortsetzung des Museo Chiaramonti bildet die Galleria Lapidaria, ein langer, hauptsächlich mit Inschrifttafeln gefüllter Korridor, welcher nur für Archäologen Interesse hat. Vor derselben aber zweigt sich eine, erst 1821 unter Pius VII. erbaute, prachtvolle Halle, der Braccio nuovo ab, einer der schönsten Theile der gesammten Sammlung. Die Statuen stehen einzeln in Nischen an den Wänden und kommen so, durch die architektonische Umgebung gehoben, zu vorzüglicher Wirkung. Dort steht unter Anderem eine Diana, an welcher ich mich stets auf's Neue erfreue. Im faltigen, langen Gewande dahin schreitend, hält sie plötzlich an. Wohl mag es sein, daß sie, wie im Katalog steht, gerade den schlafenden Endymion erblickt, sie erhebt überrascht ihre Arme und auf ihrem Antlitz malt sich ein frohes Erstaunen.

Den besten Platz, durch die ganze Länge der Halle sichtbar, nimmt der sogenannte „Schaber" ein, ein herrliches, wohl erhaltenes Werk nach Lysippos. Es ist ein Athlet, ein schlanker Mann von höchstem Ebenmaaß der Glieder, welcher sich mit einem Schabeisen den ausgestreckten rechten Arm reinigt. Die Elastizität, die Leichtigkeit der Bewegung und die Kraft eines durch gymnastische Uebungen vollkommen durchgebildeten menschlichen Körpers ist hier glänzend dargestellt.

Zuletzt wollen wir uns dem „Nil" zuwenden, welcher in einem halbkreisförmigen Ausbau der Halle seinen Platz gefunden hat. Da liegt der kolossale Flußgott, lang hingestreckt. Mit dem linken Arm stützt er den empor gerichteten Oberleib auf eine Sphinx, in der Hand hält er ein Füllhorn mit Blumen und Früchten als Sinnbild des Segens, den er über Aegypten ausbreitet. Seine Rechte ruht, Aehren haltend, nachlässig auf dem Knie. Sechzehn Genien, herzige kleine Burschen, nicht größer als zweifach die Hand des Gottes, die sechzehn Ellen, welche der Nil jährlich steigt und

fällt, bedeutend, umgeben ihn. Sie klettern in kindlicher Lust auf dem großen Mann umher; einem ist es gelungen, bis auf seine Schulter zu steigen, dort sitzt er nun und hält sich an den Haaren des gutmüthigen Riesen fest; ein anderer hat sogar das Füllhorn erklettert, triumphirend steht er, die Arme über einander geschlagen, inmitten der Blumen und Früchte; andere krabbeln ihm auf Armen und Beinen, wo sie nur ankommen können, während wieder andere im Vordergrunde ein Krokodill und ein Ichneumon gegen einander hetzen.

Diese Gruppe ist voll genrehaften Reizes. Die unendliche Gutmüthigkeit des gewaltigen Mannes, der sich allen diesen Schabernack geduldig gefallen läßt, ist geradezu rührend. Würde er eine unvorsichtige Bewegung machen, so erdrückte er, ohne es zu wollen, einige der kleinen Gesellen. Aber sie wissen wohl, daß er das nicht thut, sie spielen auf ihm herum, so sicher wie auf ihrem Spielplatz. Dazu der Kontrast zwischen den riesigen, kraftschwellenden Gliedern des Gottes und den kindlichen Formen der Genien, zwischen seinem tief ernsten, fast schmerzlichen Gesichtsausdruck und dem lustigen Treiben der Kleinen — es ist eine Gruppe, die man nicht müde wird zu betrachten und deren Anblick immer wieder das Herz erwärmt und erfreut.

Aber nun ist es Zeit aufzubrechen, die Kustoden rasseln schon vorbedeutend mit den Schlüsseln. Laß uns zurückeilen in die Sala a Croce greca, von welcher wir ausgingen und noch eben einen Blick in die Sala della Biga und die Galleria dei Candelabri werfen, welche wir von dort aus auf einer schönen Marmortreppe erreichen. In ersterem siehst Du in der Mitte das Zweigespann, die Biga, welche dem Saale den Namen gegeben hat, in dem andern werden Dich besonders Sarkophage, Kandelaber und Ornamentstücke fesseln, welche Dir zeigen, wie schön die Alten auch solche für den praktischen Gebrauch bestimmten Gegenstände zu entwerfen und zu verzieren wußten.

Die berühmten Tapeten Raphaels, welche sich in dem an-

stoßenden Raume befinden, kann ich Dir leider nicht zeigen, sie sind zur Zeit absolut verschlossen. Das etruskische Museum mit seinen Terracotten, Vasen und Grabgemälden, und die ägyptische Sammlung mit ihren Hieroglyphen und Mumien, welche ebenfalls im oberen Stocke in vielen Zimmern aufgestellt sind, liegen heute nicht in unserem Programm. Ich habe nur versprochen, Dich in's Vatikanische Statuenmuseum zu führen und dessen Räume haben wir sämmtlich durchschritten. Freilich haben wir nur ganz einzelne Meisterwerke aus der ungeheuren Fülle betrachten können und häufig ist es mir schwer geworden, schlüssig zu werden, welche ich Dir zeigen sollte. Aber das kann ja bei einem einmaligen Besuche nicht anders sein. Ist es mir gelungen, Dich auch nur eines schwachen Abglanzes der Herrlichkeit dieser Sammlung theilhaftig werden zu lassen, so will ich mich für reich belohnt halten.

Um vier Uhr treten wir wieder auf die Straße. Müde von dem vielen Stehen und Sehen pilgern wir mit einer großen Schaar anderer Besucher wieder die langweilige Straße am Vatikan entlang und um die Kirche herum zum Platze vor St. Peter. Ich weiß eine köstliche Erholung. Wir setzen uns in einen der offenen, zweispännigen Wagen, die dort halten und fahren zur nahen Porta Angelica hinaus nach Ponte Molle. Erquickend weht uns die linde Frühlingsluft entgegen, wie vorhin auf dem Balkon des Gabinetto delle Maschere. Links vom Wege auf der Höhe des Monte Mario siehst Du die Villa Mellini mit ihren dunklen immergrünen Eichen. Von dort oben hat man den schönsten Ueberblick über die Stadt. Etwas weiter hin, jenes verfallene Gemäuer, ist die Villa Madama. Das einst herrliche, nach Entwürfen Raphael's gebaute Schloß ist jetzt eine Ruine. Eine armselige Familie, welche das Land umher gepachtet hat, bewohnt sie. In den Sälen siehst Du noch die Reste herrlicher Fresken und Stuckornamente, mit denen einst Giulio Romano und Giovanni da Udine Wände und Decken verziert haben. Nun sickert der Regen durch das modernde Dach und in großen

Stücken fällt der reizende Wandschmuck zu Boden, um auf den Kehricht gefegt zu werden.

Dort, die Brücke, welche über den Tiber führt, ist Ponte Molle. Aber ehe wir hinüber und der Stadt wieder zu fahren, wollen wir ein Glas Wein in jener Osteria trinken. Stoße Dich nicht an dem bescheidenen Aussehen des Wirthshauses, man schenkt hier vorzüglichen Wein. Die Osterien vor den Thoren sehen alle nicht anders! aus, dies ist sogar eine der berühmtesten. Ein Hof mit strohgedeckten Lauben neben einem wenig einladenden, steinernen Wirthschaftsgebäude, das ist Alles. Wir brauchen nicht auszusteigen, dort bringt uns schon der Wirth eine zierliche, strohumflochtene Flasche mit langem, dünnen Halse, und drei Gläser an den Wagen; daß der Kutscher auch ein Glas bekommt, ist selbstverständlich. Köstlicher, rother Wein von Orvieto ist es, den er uns mit freundlichem Willkommen in die Gläser gießt. Dazu ein Paar Bisquits, das ist die beste Erquickung nach der geistigen und leiblichen Anstrengung im Museum.

Von Ponte Molle führt uns eine schnurgerade Straße nach der Porta del Popolo zurück. Unterwegs ist nicht Viel zu sehen, hohe Mauern und Gebäude ohne besonderes Interesse engen den Blick ein. Nun fahren wir durch's Thor, und über die Piazza del Popolo direkt in den langen Corso hinein. Die Sonne ist untergegangen und es ist gerade die Zeit, wo die Römer, des Spazierenfahrens müde, vom Monte Pincio zurückkehren. Equipagen, in denen sich reich geschmückte, schöne Frauen auf seidenen Polstern wiegen, überholen unsern langsameren Miethswagen. Die Trottoire des Corsos, besonders aber die Piazza Colonna sind gedrängt voll von Herren, welche sich die Vorübergehenden betrachten und daneben Politik schwatzen oder Geschäfte betreiben. Nur vorsichtig kann unser Kutscher schräg über den menschengefüllten Platz fahren, um in die engen Straßen zu gelangen, welche uns in wenigen Minuten zu dem Albergo della Minerva führen.

Nun sind wir also wieder zu Hause, ein gutes Diner erwartet uns, bei welchem wir unsern Freunden erzählen, was wir heute gesehen, und uns erzählen lassen, was sie gesehen. Morgen — das wissen wir — steht uns wieder Schönes und Merkwürdiges in Menge bevor, und so geht das Leben in Rom Tag für Tag genußreich und über die Maaßen anregend dahin.

XXII.

Rom, den 15. März 1875.

Ich schrieb Dir schon, daß ich mich jetzt besonders mit den altchristlichen Denkmälern beschäftige. Sie haben für mich einen ganz besonderen Reiz, um so mehr, da sie mir bisher völlig fremd waren.

Wir Alle kennen die antike Kunst. Ihr Charakter prägt sich Jedem, der Augen hat zu sehen, auf das Allerschärfste ein. Wir Alle kennen auch — mehr oder weniger gut — die sogenannte Byzantinische Weise. Unsere größeren Gemäldesammlungen enthalten sämmtlich eine Anzahl byzantinischer Heiligenbilder, und wir können dann in denselben Gallerien an manchen Beispielen verfolgen, wie die moderne Kunst, von diesen starren Typen ausgehend, zur Freiheit und Entfaltung gelangte. Was liegt nun aber zwischen der antiken Kunst und der byzantinischen, diesen beiden grundverschiedenen Richtungen? Wie entwickelte sich die eine aus der andern? Auf diese Fragen geben unsere Museen keine Antwort, man kann sie sich — sofern es sich um Anschauung, nicht um Belehrung aus Büchern handelt — nur in Rom holen. Hier sind eben Denkmäler aus allen Zeiten, folglich auch aus jener dunklen Epoche. Anderswo ist nur Einzelnes vorhanden, nicht genügend, um diese höchst merkwürdige Wandlung der Kunst aufzuklären.

Wie bei den antiken Sachen in Rom, muß man sich auch für die altchristlichen seine Anschauungen aus Baureſten, Katakomben, Kirchen und Muſeen zuſammen tragen, um zu einer Geſammtvorſtellung zu gelangen.

Da ſind alſo zunächſt die Katakomben. Es giebt in der Umgebung Roms eine Anzahl ſolcher unterirdiſcher Begräbnißſtellen, deren Beſuch dem Fremden, freilich erſt nach Ueberwindung von allerhand Schwierigkeiten, geſtattet wird. Die hauptſächlichſten habe ich geſehen. Meine Beſchreibung der neapolitaniſchen trifft auch für die römiſchen zu, nur daß bei letzteren die zwiſchen den Grabkammern hinführenden Gänge weit enger ſind. Goethe waren dieſe Grüfte ſo unheimlich, daß er nach wenigen Schritten in die Katakomben von San Sebaſtiano wieder umkehrte.

Die Chriſten folgten der jüdiſchen Sitte, indem ſie ihre Todten nicht, wie bei den Römern die Regel war, verbrannten, ſondern begruben. Es entſprach dies mehr ihren Vorſtellungen von der Wiederauferſtehung nach dem Tode. Die Leichen wurden, in Leintücher gewickelt, in die kojenartig in den weichen Tufffelſen gehauenen Gräber gelegt und die Oeffnung durch eine davorgeſetzte, mit Mörtel angekittete Stein- oder Thonplatte geſchloſſen.

Ich beſuchte in der Katakombe unter Santa Agneſe fuori le Mura eine Abtheilung, welche erſt vor Kurzem wieder aufgefunden und ganz unverſehrt war, während aus den übrigen Katakomben, welche ich ſah, faſt alles Bewegliche fortgeſchleppt iſt. Die Gräber waren noch alle geſchloſſen, die Schließplatten enthielten die Namen der Betreffenden in griechiſcher oder römiſcher Schrift. Leuchtete man mit einem Wachsſtock in die Spalten hinein, ſo ſah man die Gerippe unverſehrt liegen. Hier und da ſtanden auf kleinen Vorſprüngen an den Wänden Thonlampen. Neben einigen Gräbern, welche man als Märtyrergräber bezeichnet, ſah ich kleine Glasflaſchen in den Felſen eingelaſſen. Sie enthielten von dem Blute der Getödteten, zur Verehrung für die Gemeinde; noch jetzt ſieht man es

geronnen an den Wänden der Flaschen. Neben manchen Gräbern fand ich kleine Schmucksachen befestigt, edle Steine, an einer Stelle eine schöne Gemme. Liebende Hände haben so einst das Grab eines geliebten Todten geschmückt.

Hier und da in den Katakomben findet man über den Gräbern Nischen mit Resten von Malereien und Mosaiken. An einigen Stellen sind die Gänge zu Kammern erweitert, dort mag man die Todten vor der Beisetzung eingesegnet haben. Nur ganz selten findet man jetzt noch Steinsärge, sie sind fast alle in die Museen gewandert, oder schon vor langer Zeit in die Kirchen geschafft zu nochmaligem Gebrauch. Gar mancher dient auch in Rom als Waschtrog oder Regentonne.

Die neueren Forschungen haben erwiesen, daß man den Christen auch zur Zeit ihrer härtesten Verfolgungen das Beisetzen ihrer Todten in den Katakomben nicht gewehrt hat. Damit im Einklange steht, daß die Eingänge keineswegs versteckt liegen. Nur zur Bestattung, nicht zur heimlichen Begehung des Gottesdienstes sind sie angelegt. Als aber die Verfolgungen begannen, konnten die Christen nicht mehr wagen, ihren Gottesdienst wie bisher in den Häusern reicher Gemeindemitglieder zu halten; da flüchteten sie sich in die Katakomben. Tief unter der Erde, in den engen Grüften kamen sie zusammen, um Gott um Errettung aus den furchtbaren Drangsalen anzuflehen. Welch ergreifende Scenen haben sich dort abgespielt! Man denke sich, wie die heldenmüthigen Leute die verstümmelten Leichen Nachts aus der Arena holten, wo ihr grausamer Tod den üppigen Römerinnen und dem rohen Plebs zum pikanten Schauspiel gedient hatte. Man denke sich, wie sie in den dunklen Kammern der Katakomben die geliebten Todten salbten und sie mit Thränen bestatteten. Und dann beteten sie mit einander an den theuren Gräbern und gelobten sich, zu sterben wie ihre Brüder, treu ihrem Gelöbniß, treu der tief innerlichen Ueberzeugung, die sie Tod und Marter verachten ließ.

Unter solchen Bedingungen entstand die christliche Kunst, in den Katakomben beginnt sie; diese Zustände muß man sich vergegenwärtigen, um den Zauber der Kunstschöpfungen jener Zeit zu empfinden. Im rührenden Gegensatz zu der furchtbaren Wirklichkeit wendet sich die Phantasie zu Bildern des Trostes und der Errettung. Die altchristliche Kunst stellt niemals Marterscenen dar wie das spätere ascetische Mittelalter, sie schildert immer und immer wieder, wie Gott die Seinen aus jeder Noth und Gefahr errettete, wenn er wollte.

Der Ideenkreis erstreckt sich ebensowohl über das alte Testament wie über das neue. Die am meisten wiederkehrenden Sujets sind etwa folgende: Moses schlägt Wasser aus dem Felsen; Daniel in der Löwengrube; Die drei Männer im feurigen Ofen; Jonas wird vom Fisch verschlungen und wieder ausgespien; Isaaks Errettung, als Abraham ihn opfern wollte; Jesus als guter Hirte mit dem Lamm auf der Schulter; Jesus im Weinberge; Die Wiedererweckung des Lazarus und des Knaben; Die Vermehrung der Brode und Fische; Das Brechen des Brodes beim Abendmahl; Jesu Auferstehung. Die Leiden Christi werden nicht dargestellt, höchstens seine Gefangennahme. Daneben entsteht eine reiche Symbolik in einzelnen Figuren und Zeichen, auf welche ich nicht näher eingehen will, weil mir zu wenig davon sicher verständlich ist.

Abgesehen von dem Inhalte interessirt nun — wie ich oben auseinander setzte — die Kunstform der altchristlichen Werke. Es ist klar, daß die Entstehung der christlichen Gemeinde in Rom im Anfang auf die Kunst keinen andern Einfluß haben konnte, als daß sie derselben neue Sujets aufgab. Die Kunstformen wurden dadurch zunächst nicht verändert.

Am deutlichsten tritt dies hervor an den Sarkophagen. Diejenigen aus den ersten Jahrhunderten unterscheiden sich äußerlich durch Nichts von den gleichzeitigen heidnischen. In bekannter spätrömischer Weise umgeben stark hervortretende Reliefs die Seiten.

Sie sind gedrängt voll von Figuren und es werden ohne räumliche Trennung eine Reihe Scenen neben einander dargestellt. Bei den christlichen Särgen sind es nun nicht mehr Bacchuszüge, Nereiden und griechische Mythen, sondern die oben genannten Scenen aus der Bibel. Aber die Art der Darstellung, die Gestalten, die Bewegungsmotive sind den heidnischen ganz gleich. Christus erscheint als ein schöner, bartloser Jüngling mit weichen Zügen, am ersten dem Hermes vergleichbar; Jonas liegt ruhend am Ufer, den einen Arm über dem Haupte, in der bekannten, in der antiken Kunst häufig vorkommenden Stellung; Maria sitzt da, vornehm wie eine römische Matrone.

Man wird seltsam berührt, wenn man zuerst diese frühchristlichen Sarkophage sieht. Das sind die wohlbekannten antiken Kunstformen, nun aber erzählen sie mit einem Male von ganz etwas Anderem, nicht mehr von Schönheit, Leidenschaft, Kraft und genießendem Dasein, sondern von Demuth, Gottvertrauen, von Gottes Allmacht und Milde. So anmuthig die antiken Bilder sind, sie erfreuen doch nur unser Auge, unsere Sinne, unsere Phantasie, nun aber wendet sich die Kunst direkt an unser Herz. Das ist unser eigener Gott, das sind unsere eigenen Herzensregungen, das sind die Vorstellungen, welche wir mit der Muttermilch einsaugen. Wir sind mit einem Male zu Hause, nicht mehr in einer fremden, wenn auch noch so schönen Welt, wir fühlen wie der Künstler fühlte, als er sein Werk schuf. Wir begreifen mit einem Male den ungeheuren Gegensatz zwischen dem Christenthum und dem Heidenthum. Nun wendet sich der Mensch ab von dem Aeußerlichen und versenkt sich sinnend in sein eigenes Innere. Aus tiefster Seele heraus schöpft er Trost und Frieden und die Hoffnung auf ein seliges Leben nach dem Tode läßt ihn die Güter und die Schönheit dieser Welt gering achten.

Je älter die christlichen Sarkophage sind, desto besser sind sie. Mit dem Verfall des römischen Reiches und dem gleichzeitigen tiefen

Sinken des Kunstvermögens werden natürlich auch die Skulpturen an den Sarkophagen schlechter und schlechter. Die Körperformen werden hölzern, die Köpfe unverhältnißmäßig groß, die Bewegungen steif, die Ausführung roh. Schließlich sind es ungestaltete Puppen und in diesem niedrigen, unfähigen Zustande bleibt die Skulptur, bis ein Niccolò Pisano entstand, welcher zu Pisa antike Sarkophage sah und, ihnen nachahmend, den ersten Anstoß zu der Kunst der Renaissance gab.

Freifkulpturen giebt es aus der ganzen langen Zeit zwischen der antiken Kunst und Niccolò Pisano nur sehr wenige und schlechte. Der bronzene Petrus in St. Peter aus dem fünften Jahrhundert ist eine merkwürdige Ausnahme. Burckhardt meint, man habe ihn mit vieler Anstrengung einer antiken sitzenden Togafigur nachgeahmt, Andere glauben sogar, eine solche selbst, mit einem anderen Kopfe versehen, vor sich zu haben.

Die Malerei nimmt einen analogen Verlauf wie die Skulptur. Die Bilder und Dekorationen in den Katakomben zeigen den Styl, welcher uns aus Pompeji so wohl bekannt ist, wenn auch verwahrlost. Jesus sitzt da in einer Toga, wie ein junger Konsul, mit rundem, bartlosen Gesicht, sein Haar ist kurz und kraus, wie bei den Römern. Von einem Heiligenschein ist noch nichts zu sehen.

An die Katakombenbilder schließen sich dann die großen musivischen Bilder in den christlichen Basiliken an, welche besonders zur Ausschmückung der Tribuna und des Triumphbogens verwandt wurden. Die ältesten sind aus dem vierten Jahrhundert, von da an sind sie aus allen Epochen vorhanden. Anfänglich zeigen auch diese Mosaiken deutlich die antike Kunstweise. Die sie häufig umgebenden Ornamente, Rankenwerk und Genien, Vögel u. s. w. sind noch frei und graziös gebildet. Die Gesichter haben einen kalten, aber edlen Ausdruck, die Augen sind groß und schön wie auf den pompejanischen Wandgemälden. Auch die Gewandung ist der antiken ähnlich. Mit dem fünften Jahrhundert indeß und dem Ende der

römischen Herrschaft begann eine vollständige Verwilderung. Das einheimische Kunstvermögen sank auf ein Minimum herab. Das oströmische Reich dagegen bestand weiter und Byzanz wurde die erste Stadt der Christenheit, von welcher aus lange Zeit hindurch auch Rom beherrscht wurde. Byzanz war während dieser Periode auch in Wissenschaften und Künsten der alten Welthauptstadt überlegen, und es kam dahin, daß die zur Ausschmückung der römischen Kirchen bestimmten Mosaikbilder in der Regel nicht mehr von Einheimischen angefertigt wurden, sondern von aus Byzanz berufenen Künstlern.

Dort aber hatte sich mit der Zeit ein eigenthümlicher Styl gebildet. Von der antiken Kunst ausgehend, war man allmählig zu ganz bestimmten Typen für die heiligen Personen und biblischen Scenen gelangt, die dann mechanisch immer und immer wiederholt wurden. Nicht sowohl die Kunst hatte diese Typen geschaffen als vielmehr die Kirche. Auf das Körperliche kam es dieser dabei weniger an, als auf das Geistige, besonders das Symbolische. Die künstlerische Seite trat vollständig in den Hintergrund, die Schönheit wurde gar nicht beabsichtigt, wenn nicht gar vermieden. So trennten sich diese Darstellungen von jeder Naturwahrheit, die ganzen Figuren wurden zu Symbolen, welche die Tradition immer mehr heiligte. Eine Abweichung von dem bekannten Typus wäre geradezu als ein Fehler, eine Unfrömmigkeit angesehen worden. Wesentlich befördert wurde diese Erstarrung durch die allgemein übliche Ausführung der Bilder in Mosaik. So große Vorzüge diese als monumentale Darstellungsweise hat, so schön sie dekorativ wirkt, legt sie doch die Herstellung der Bilder mehr in die Hand des Technikers als des Künstlers.

Was vom sechsten und siebenten Jahrhundert an in den römischen Kirchen an Mosaiken existirt, ist entweder direkt von griechischen Künstlern gearbeitet, oder von einheimischen den letzteren nachgeahmt. Dank der monumentalen Herstellungsweise sind diese Werke, sofern sie nicht geradezu mit der betreffenden Wand zu Grunde gegangen

sind, vorzüglich erhalten. Steif stehen die Figuren der Heiligen eine neben der andern, mit hölzerner Geberde zeigt jede ihr Attribut. Mit dem neunten und zehnten Jahrhundert wird der Gesichtsausdruck immer häßlicher und verdrossener. Christus ist nun der unbeugsame Weltenrichter geworden, der streng und feierlich auf seinem Throne sitzt. Auf einigen Bildern sieht er geradezu drohend in die Kirche hinab. Sein Gesicht ist lang und mager, ein häßlicher Bart, der in einer eckigen Linie bis auf die Mitte der Backen vorspringt, läßt ihn noch hohlwangiger erscheinen. Vom zwölften Jahrhundert an beginnt dann ein neues Leben sich wieder schüchtern zu regen, zugleich wird die Technik eine höchst subtile. Nun sieht man wieder hier und da einen individuellen Zug und durch Beigabe von allerhand Staffage und Andeutungen einer räumlichen Umgebung nähert sich die Darstellung in etwas der Natur. Und dann kam endlich mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Zeit Cimabue's und Giotto's, welche gründlich aufräumte mit dem fremden, starren Wesen. Nun erstand endlich wieder eine nationale Malkunst, die jugendfrisch empor wuchs bis zur herrlichsten Blüthe.

Verhältnißmäßig günstig gestaltet sich zur byzantinischen Zeit der Typus der Maria. Für mich bleibt er durch alle Perioden hindurch anziehend. Es ist ein regelmäßiges, ovales Gesicht, die Nase lang und schmal, die Stirn etwas niedrig, die Augen groß, ernst und milde, der Mund sehr klein. Das Haupt ist leicht auf die Seite geneigt, was den Ausdruck der Milde verstärkt. Man sieht unzählige solcher „byzantinischer" Madonnen über den Altären, täuscht sich aber anfänglich leicht über die Zeit ihrer Herstellung. Denn auch als die Byzantinische Periode in Italien längst überwunden war, ja bis auf den heutigen Tag hat man mancherorts an dem traditionellen Typus der Maria festgehalten, nach meiner Empfindung nicht mit Unrecht. Als Altarbild, in der Kirche, will mir der einfache, schlichte Ausdruck, das Unpersönliche, welches in diesem Antlitz liegt, mehr gefallen als die subjektive Auffassung des

einzelnen Malers, mag auch seine Madonna vom künstlerischen Standpunkte aus weit mehr befriedigen.

Im Uebrigen will ich von den byzantinischen Tafelbildern hier lieber Nichts sagen. Du findest sie, wie erwähnt, auch in den deutschen Museen. Auf die Mosaiken kommt es an, um die byzantinische Zeit zu begreifen. Fürchte ich doch auch, daß ich Deine Geduld mit diesen kunstgeschichtlichen Auseinandersetzungen nun erschöpft habe. Darum will ich auch das Wenige, was ich von den alten Basiliken in baulicher Beziehung zu sagen habe, auf ein anderes Mal verschieben, obgleich es sich hier am besten anschließen würde.

---

den 21. März.

Heute ein Bild ganz anderer Art!

Statt von dunklen Grüften, von alten Kirchen und längst vergangenen Zeiten erzähle ich Dir von Wald und Feld, von Sonnenschein und Frühlingsjubel!

Gestern machte ich einen weiten Ausflug in die köstlichen Albaner Berge. Wir waren unserer acht: Herr Hallier mit seinen beiden Töchtern, Dr. de B. aus Hamburg mit seiner Schwester, Professor S. aus B. mit seiner Frau und ich selbst. Früh Morgens fuhren wir mit der Bahn in drei viertel Stunden nach Frascati. Dort bestiegen wir Esel und im herrlichsten Sonnenschein ritten wir hinein in die Albaner Berge. Bald hatten wir das Städtchen mit seinen Villen und Blüthenbäumen im Rücken. Unser Weg wand sich durch schattige Hohlwege und an thaubesprengten Hecken vorbei in die Berge hinein. Dann und wann ein herrlicher Rückblick auf Frascati, auf die frühlingsgrünen Fluren der Campagna und das ferne Rom. Es kann nichts Fröhlicheres geben, als solch einen Ausritt in der Morgenfrische unter strahlendem italienischen Himmel! Die Lerchen flogen hoch hinauf in die reine Luft und wir jubelten mit ihnen. Und nun dazu alle die lächerlichen Scenen, die mit einer solchen Eselparthie verbunden sind! Von

Reiten ist ja eigentlich keine Rede, die Thiere gehen den bekannten Weg entlang, thun aber im Uebrigen, was sie wollen. Nicht die Reiter, sondern die Esel bestimmen, wer neben einander reiten soll und wer nicht! Zuweilen ergreift sie eine unerklärliche Leidenschaft, alle zugleich in einen Hohlweg einzudringen. Dann wird die Cavalcade zu einem dichten Knäuel, man stößt sich aneinander, entschuldigt sich und ist doch außer Stande, diese Berührungen zu vermeiden. Haben die Esel dagegen recht viel Platz, dann ziehen sie vor, einer hinter dem andern zu gehen, peinlich dicht für die Geruchsnerven der Reitenden. Und wie soll man nun gar ernsthaft bleiben, wenn Angesichts der Ruinen von Tuskulum der Esel des Professors der Meinung ist, nun sei es Zeit, sich einmal ordentlich auf dem Rücken zu wälzen, und seinen gelehrten Reiter mitten in seinen wissenschaftlichen Erörterungen in's Gras wirft!

Im Laufe des Tages kam noch Mancher von uns zu Fall, aber alle die Eseleien dienten nur dazu, unsere gute Laune zu erhöhen. Mein alter Freund Hallier blieb Gottlob von jedem Unfall verschont, wir hatten das stärkste und sicherste Thier für ihn ausgesucht. Fest und würdevoll im Sattel sitzend, mit seinem silberweißen Bart, sah er aus wie ein Patriarch, der mit den Seinigen in ein anderes Land zieht.

Von Tuskulum stehen noch ziemlich ansehnliche Trümmer, unter Anderem ein gut erhaltenes Theater. Von dort gelangten wir, bald auf der Höhe, bald durch tiefe Schluchten reitend, nach dem malerisch oben am Berge liegenden Rocca di Papa. Schon viele Male habe ich von Rom aus die Fenster des alten Städtchens in der Abendsonne funkeln sehen. Dann ritten wir tief in den Wald, an Meilern und Köhlerhütten vorbei. Einmal versperrte uns ein Zug von schwer mit Holz beladenen Wagen den engen Pfad. Riesige, hellgraue Stiere mit wunderschönen, großen Hörnern glotzten uns neugierig an. Wir mußten absteigen und unsere Thiere mühsam durch den Wald um das Hinderniß herum führen.

Am Abhange des Monte Cavo entlang reitend, passirten wir die Stätte des alten Alba longa. Es ist Nichts mehr von der uralten Mutterstadt Roms erhalten. Bald darauf kamen wir aus dem Walde hervor und nun bot sich uns eine entzückende Aussicht. Vor uns in mäßiger Entfernung der hoch über der Ebene gelegene Albaner See, von schroffen Kraterwänden umgeben. Am Rande desselben auf der Höhe die malerischen Städte Castel Gandolfo und Marino. Darüber hinweg die weite Campagna. Von blauem Duft verschleiert, lag sie grenzenlos vor uns, ganz und gar dem Meere gleich. Am Horizonte aber glänzte in blendender Helle ein silberner Streifen, das war das wirkliche Meer! Ich hätte es nie dafür gehalten, aber man sah deutlich die Schiffe als schwarze Punkte sich von dem leuchtenden Grunde abheben.

Kaum waren wir an dem Lago di Albano vorbeigezogen, da schimmerte uns durch den Wald der grüne Spiegel des Nemisee's entgegen. Er füllt, wie der Albaner See, einen alten Krater aus. Ringsum ragen die Wände steil empor, aber fleißige Menschenhand hat sie in kleine Terrassen verwandelt, auf denen Wein wächst. In träumender Stille liegt der See da, wie ein kostbarer Smaragd, mit Weinranken gefaßt. Viel tausend Mal ist er gemalt, viel tausend Mal besungen. Ich glaube wohl, wer ihn ein Mal gesehen, der vergißt ihn nicht mehr und behält sein Leben lang die Sehnsucht nach ihm im Herzen!

Von dem hohen Uferrande winkte uns freundlich das Städtchen Nemi entgegen und bald saßen wir in der kleinen Trattoria und erlabten unser hungeriges Herz mit Maccaroni und feurigem Nemiwein. Ueber vier Stunden waren wir geritten.

Gern wären wir länger geblieben, aber wir hatten keine Zeit, bald mußten wir wieder aufsitzen. Nun ging's auf geebneter, breiter Straße um den See herum nach Genzano zu. Unseren Thieren hatten wir ein gutes Futter verabreichen lassen, sie zeigten neuen Eifer und im lustigen Trott ritten wir aus.

Wiederum die lächerlichsten Scenen. Bald gewann der Eine die Tête, bald der Andere. Bald schwankte hier ein Reiter im Sattel, bald dort. Dann und wann ein lauter Hilferuf der Damen, auf welchen die Führer eiligst hinzusprangen, um der Bedrängten zu helfen. Schließlich erklärten Einige, diesen schüttelnden Eseltrab nach dem eben genossenen Maccaroni nicht mehr ertragen zu können. Wir zügelten den Eifer unserer Thiere und ritten wieder langsamen Schrittes dahin.

Von Genzano aus kehrten wir dem schönen Nemisee den Rücken. Auf breiter Straße durchzogen wir thalwärts Ariccia und mit sinkender Nacht erreichten wir — ziemlich müde, so Mensch als Thier — die Stadt Albano. Von dort führte uns die Eisenbahn in einer kleinen Stunde nach Rom zurück.

Heute aber thun mir meine Eingeweide etwas weh, theils vom langen Reiten, theils vom Lachen.

---

den 23. März.

Gestern haben wir im Künstlerverein Kaisers Geburtstag gefeiert, nach deutscher Weise, mit Fahnen, Musik, schlechtem Diner und vielem Sekt, wie es sich gehört. Am Sonnabend ist schon bei unserem Gesandten, Herrn von Keudell, im Palazzo Caffarelli ein großes Fest zu Ehren des Kaisers gewesen. Fast meine sämmtlichen hiesigen Bekannten waren dort, es pflegen alle Deutschen eingeladen zu werden, welche dem Herrn Gesandten ihre Aufwartung gemacht haben. Ich habe dies im Anfang meines Hierseins versäumt, in den letzten Wochen aber, als nun schon die Vorbereitungen zu dem Feste getroffen wurden, hielt ich es nicht mehr für anständig, einen Besuch zu machen und mich damit geradezu zur Einladung zu präsentiren. Nach allen Berichten ist das Fest bei Herrn von Keudell glänzend verlaufen, etwa 300 Personen, lauter Deutsche, sind zugegen gewesen.

XXIII.

Rom, den 24. März 1875,
Mittwoch.

Wie die Zeit dahin fliegt! Nun ist schon in wenigen Tagen Ostern!

Als ich heute Nachmittag aus dem Vatikan kam, sah ich viele Leute in die Peterskirche gehen und ich trat deshalb auch hinein. In einer großen Seitenkapelle saßen im Halbkreise etwa 20 Geistliche in reichem Ornat. In der Mitte stand ein Leuchter mit fünfzehn brennenden Lichtern. Die Priester leierten in halbsingendem, halb sprechendem Tone unisono lange Lamentationen her. Manchmal machten sie eine Pause und löschten dann stets eines der Lichter aus. Zugleich aber klang von einer Tribüne herab ein schönes, vierstimmiges Miserere. Es schien mir ein alter Satz zu sein. Besonders aus der Ferne klang der Chor gut, sie sangen sehr rein; nahebei befremdete der eigenthümliche Klang des Sopranes und Altes, welcher von Männern gesungen wurde. Der Solosänger des Sopranes, welcher eine überaus weiche und melodische Stimme hatte, erfreute sich eines mächtigen Schnurrbartes.

Lamentationen und Gesang wechseln mit einander ab, bis alle fünfzehn Lichter ausgelöscht sind. Eigentlich soll eine solche Feier bei Nacht stattfinden, es soll dunkler und dunkler in der Kirche werden, bis zuletzt alles Licht verschwindet. Dadurch mag der Effekt des Miserere noch sehr erhöht werden. Es kann übrigens sein, daß die Feier sich bis zum Dunkelwerden ausdehnte; ich wartete deren Ende nicht ab, da ich zu müde war, ihr nach den Strapazen des

Tages stundenlang stehend beizuwohnen. Ein Sitzplatz war aber nicht zu haben.

Die berühmten großen Osterfestlichkeiten, welche in früheren Jahren so viele Fremde nach Rom zogen, finden leider nicht mehr statt, seitdem der Pabst sich kaprizirt, als „Gefangener" im Vatikan zu sitzen. Er hat seinen Palast seit der Besitzergreifung Roms durch Victor Emanuel nicht verlassen. Früher gipfelten die Festlichkeiten darin, daß der Pabst am Ostersonntage von der Loggia der Peterskirche herab den Segen urbi et orbi, der Stadt und dem Weltkreise, ertheilte. Dann soll der ungeheure Platz vor der Kirche ganz mit Menschen gefüllt gewesen sein, ein Anblick, den ich wohl einmal haben möchte. Auch die früher übliche Beleuchtung der Peterskuppel am Ostersonntage und die „Girandola", das große Feuerwerk am Ostermontage, von denen so viele frühere Besucher Roms berichten, finden leider nicht statt.

---

den 25. März 1875,
Gründonnerstag.

Heute hatte ich Glück: oberhalb der spanischen Treppe bei Santa Trinità dei Monti saß eine große Gruppe Künstlermodelle. Da waren sie alle beisammen, die Figuren und Trachten der römischen Bilder: Räuber, Pifferari, Hirtenknaben, Albaner Mädchen, Madonnen, Heilige, Bettlergreise u. s. w. Ein prachtvoller Räuberhauptmann mit einem wahren Wald von Haaren auf dem Kopfe erfreute mich besonders. Er war damit beschäftigt, einen heillos defekten Strumpf auszubessern. Dann war da ein herrliches Weib aus den Abruzzen mit erschreckend schönen, großen, schwarzen Augen. Hoffentlich drückt die Polizei ein Auge zu und läßt die Modelle allmählig wieder ihren alten Platz auf der spanischen Treppe einnehmen. Warum sollen sie denn nicht dort sitzen?

Im Lateran hörte ich heute Nachmittag ein Miserere ganz

in derselben Form wie gestern. Herrlich hallte der Gesang in der großen Kirche wieder.

Als ich dicht vor Sonnenuntergang wieder ins Freie trat, überraschte mich eine jener wunderbaren Beleuchtungen, wegen derer Rom so berühmt ist. Von der ziemlich hoch gelegenen Terrasse vor der Kirche übersah ich ein großes Stück der Campagna und die Albaner Berge. Die Ebene war von einem durchsichtigen, blauen Duft übergossen, jedes Gebäude aber, jede Ruine in derselben erglühte in rothgoldenem Abendsonnenschein. Die Berge waren total violett und die Fenster von Frascati und Rocca di Papa blitzten wie Diamanten. Von der durchsichtigen Klarheit der Luft, wie sie hier an jedem heiteren Tage das Auge entzückt, macht man sich bei uns schwer eine Vorstellung. Man sieht trotz des eigenthümlichen, blauen oder röthlich goldigen Schimmers, welcher sich über die weite Landschaft auszubreiten pflegt, jeden einzelnen noch so fernen Gegenstand in allergrößter Schärfe. Auch die Schatten sind durchsichtig. Obwohl ich ja nicht weit sehe, kann ich auf den Albaner Bergen jedes Haus unterscheiden, und doch beträgt die Entfernung zwei bis drei deutsche Meilen.

Dicht neben dem Lateran befindet sich die scala sancta, die heilige Treppe, welche von der Kaiserin Helena im Jahre 326 aus Jerusalem nach Rom gebracht sein soll. Angeblich stammt sie aus dem Palaste des Pontius Pilatus, Christus ist also auf ihr gewandelt, deshalb wird sie in hohen Ehren gehalten. Es sind 28 Marmorstufen, welche ein hallenartiges Gebäude überdeckt. Man darf sie nur knieend hinansteigen; Dem aber, der solches vollbracht, wird ein besonderer Ablaß zu Theil.

In den italienischen Kirchen kennt man nicht eine Sonderung der Stände, wie sie bei uns — wenigstens in den protestantischen Gotteshäusern — wenn auch durch kein Gesetz vorgeschrieben, stattfindet. Leute von Rang und Vermögen setzen sich bei uns höchst ungern, und nur, wenn es eben nicht anders geht, zwischen arme

und schlecht gekleidete Andächtige. Personen in wirklich zerlumpten Anzügen kommen überall nicht in die deutschen protestantischen Kirchen. In Italien dagegen sieht man die vornehmsten Leute mitten zwischen Armen und selbst Bettlern knieen. Sie haben Nichts voraus vor ihnen in der Kirche. Die Gleichheit aller Menschen und die Nichtigkeit weltlicher Vorzüge vor Gott, welche wir innerlich gewiß zugeben, aber durch unser Benehmen in der Kirche nicht zum Ausdruck bringen, wird hier auch äußerlich offenbar. Der Eindruck der gottesdienstlichen Feier wird dadurch wesentlich erhöht. Ich muß wenigstens bekennen, daß, obwohl ich ein Skeptiker bin, für mich der Anblick einer solchen Gemeinde, in welcher Hoch und Niedrig, alle weltlichen Unterschiede vergessend, neben einander kniet, etwas höchst Ergreifendes hat, auch wenn ich von der großen malerischen Wirkung, welche den Gruppen der Andächtigen durch die Kontraste verliehen wird, ganz abstrahire.

Nirgend tritt diese Gleichheit der Stände am heiligen Ort lebhafter vor Augen, als auf der scala sancta.

Arme und Reiche, Junge und Alte rutschen neben einander im Schweiße ihres Angesichts die Treppe hinauf. Ich sah zwei vornehme Damen aus luxuriösen Equipagen aussteigen und sich unverdrossen an die wirklich saure Arbeit machen, während die reich gallonirten Diener kostbare Shawls bereit hielten, um ihre erhitzten Gebieterinnen nach vollbrachtem Werk sorgsam einzuhüllen. Schulter an Schulter mit ihnen arbeiteten sich Bettler empor, mitunter stützten sich die Damen an einem der letzteren. Vor ihnen krochen einige Mönche, hinter ihnen einige stramme Infanteristen.

Abends ging ich nach St. Peter. Eine einzige, hinten im Querschiff gelegene Kapelle war strahlend hell erleuchtet, im Uebrigen standen nur einzelne Fackeln in den Hauptgängen der Kirche, damit man seinen Weg finden konnte. Es war kein Gottesdienst, die Leute knieten vor dem Altar nieder und beteten schweigend. Sie kamen und gingen in großer Zahl. Eine reizvolle Scene, ein

wundervoller Lichteffekt! Der Altar und die Gruppe der Betenden erschien in hellster Beleuchtung, schon von fern, alle übrigen Theile der Kirche aber waren in mystisches Dunkel gehüllt. Die ungeheuren Dimensionen des Baues kamen so zur vollsten Geltung und nun erst haben sie sich mir in ihrer ganzen Mächtigkeit eingeprägt. Besonders die Kuppel erschien wie ein übermenschliches Werk, wie ein von der Natur selbst aufgethürmter Felsendom. Das abscheuliche Tabernakel Bernini's, welches in der Mitte steht und bei Tage die richtige Größenschätzung sehr beeinträchtigt, sah man nicht, da es von dunkler Bronze ist.

---

den 26. März 1875,
Charfreitag.

Charfreitag wird hier kaum gefeiert. Alle Läden sind offen, alle Handwerker arbeiten. Abends gerieth ich zufällig in eine kleine Kirche im Borgo. Der Altar war durch Fortnahme der Vorderwand zu einer Grabkammer umgewandelt. Darin lag — aus Wachs gebildet — der todte Christus, so wie er eben vom Kreuz genommen, ein zu Tode gemarterter Mann mit noch blutenden Wunden. Ein schrecklicher Anblick! Ihm zu Häupten saßen zwei liebliche Engel, die ihn beklagten. Die Nachbildung war vollkommen naturwahr, man glaubte die Wirklichkeit zu sehen. Die Gruppe war hell erleuchtet, ringsum aber lag Alles in tiefer Nacht. Und aus dem Dunkel heraus hörte man die Stimme eines Priesters, welcher von den Leiden Christi erzählte. In einer völlig dramatischen Weise, wie wir sie niemals auf der Kanzel dulden würden, schilderte er die unsäglichen Qualen des Heilandes, bald flüsternd, bald aufschreiend und die Henker verfluchend, bald schluchzend und mit von Thränen erstickter Stimme, als wenn sich das Alles jetzt vor seinen Augen begäbe. Die Gestalt des Redners konnte ich zuerst kaum erkennen, erst als mein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte,

sah ich, daß er seine Rede auch mit den heftigsten Geberden begleitete. Viele Zuhörer weinten, und in der That war die Scene von höchster mystischer Wirkung.

---

den 27. März.

Charakteristisch für Rom sind die vielen und zum Theil großen Gärten innerhalb der Stadtmauern und dicht vor den Thoren. Sie tragen in großem Maaße zur Annehmlichkeit des Lebens in Rom bei, in ihnen erholt man sich von den Anstrengungen des Sehens und Lernens. Es kann nichts Wohlthuenderes geben, als den Kontrast dieser sonnigen Gärten mit der eiskalten Luft in den Gallerien und dem mystischen Dunkel der alten Kirchen. Nur einer derselben ist ein öffentlicher, der Monte Pincio, aber auch die übrigen stehen, Dank der gastlichen Gesinnung ihrer Eigenthümer, dem Publikum offen, einige täglich, andere an einzelnen Wochentagen oder gegen einen leicht zu erhaltenden Permesso. Die beiden größten Parks, die Villa Borghese und die Villa Doria Pamfili sind sogar auch für Wagen zugänglich und bilden an bestimmten Tagen das Ziel des Corso's.

Man bekommt erst allmählig ein richtiges Verständniß für die römischen, wie für die italienischen Gärten überhaupt. Sie sind von den deutschen sehr verschieden und befremden den vom Norden Kommenden anfänglich durch die Regelmäßigkeit ihrer Anlage. Wir versuchen meistens, nach Art des sogenannten „englischen" Gartens, ein Stückchen freier Natur nachzuahmen, entweder in idealer Weise, indem wir durch die Schönheit der einzelnen Pflanzen, durch ihre Gruppirung und geschickte Benutzung der Farbenkontraste ein über die frei waltende Natur erhöhtes Landschaftsbild schaffen, oder in realistischer Weise, indem wir diese möglichst getreu kopiren. Dem Italiener liegt eine solche Absicht ganz fern. Der Garten, mit welchem er sein Haus umgiebt, erscheint zunächst als eine Fortsetzung

der baulichen Anlagen, und trägt auch weiter von demselben entfernt niemals den Charakter einer von der Natur geschaffenen Landschaft. In großen, geometrischen Linien angelegt, durch Terrassen, geradlinige Einfassungen, Bassins und Fontainen architektonisch gegliedert, zeigt er überall, daß hier die Natur durch Menschenhand bezwungen und den Zwecken des Bewohners dienstbar gemacht ist.

Zwei Hauptgründe für diesen prinzipiellen Unterschied italienischer und deutscher Gartenbaukunst lassen sich anführen. Erstens ist dem Italiener die romantische Schwärmerei für die jungfräuliche Natur überhaupt und von Alters her fremd. Während wir unsere Spaziergänge und Fußtouren mit Vorliebe nach solchen Plätzen richten, wo sich die Spuren menschlicher Kultur verwischen und glücklich sind, wenn wir sie einmal ganz aus den Augen verlieren, liebt der Italiener gerade solche Landschaften und Stätten, welche in möglichst hoher Kultur stehen und das in seinen Augen verschönernde Walten der Menschenhand zeigen. Er liebt deshalb auch nicht den frei gewachsenen Wald, und daß wir uns gar an einer Wildniß besonders erfreuen können, ist ihm völlig unverständlich. Diese Anschauungen der Italiener werden von Allen behauptet, welche Land und Leute genau kennen, und meine eigenen, wenn auch wenigen Erfahrungen bestätigen sie. — Zweitens weist der Charakter der für die Gärten hauptsächlich in Betracht kommenden Pflanzen in Italien weit mehr auf eine architektonische Anlage hin als bei uns. Die Cypresse, der Lorbeer-, der Orangen- und Citronenbaum, die Agave, die Palme, der Kaktus und selbst die Pinie haben überaus bestimmte, scharf gezeichnete Umrisse. Aus diesen Pflanzen gebildete Gruppen würden monoton und ausdruckslos sein, einzeln oder in Reihen, in Verbindung mit architektonischen Linien sind sie von größter Wirkung. Aus Pinien lassen sich allerdings schöne Gruppen bilden, aber nur indem man sie verhältnißmäßig weit von einander pflanzt, so daß sich jede der charakteristischen Kronen frei entfalten kann. Am besten zur freien Gruppirung eignen sich die

immergrünen Eichen. Sie werden denn auch in der That dazu benutzt, größere Massen zu bilden, welche mit ihrem herrlichen, tief dunklen Laub den feinen Einzelformen des übrigen Gartens vorzüglich als Hintergrund dienen. Bei den ganz großen Gärten beschränkt sich die streng architektonische Anlage auf die Umgebung des Hauses, die entfernteren Parthieen sind im freieren Sinne angelegt; doch aber noch stets in ganz bestimmten, die Natur beherrschenden Linien. Daß übrigens in italienischen Gärten auch manche bewußte und unbewußte Abweichungen von der nationalen Sitte vorkommen, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Aus dem vorstehend Angeführten geht nun auch hervor, weshalb der italienische Gartenstyl in Deutschland nicht von derselben Wirkung sein kann, wie in Italien. Hier wird die strenge und gebundene Form durch den architektonischen Charakter der Pflanzen bedingt, in Deutschland erscheint sie als eine Willkührlichkeit.

Ueberraschend in den Gärten Roms ist dem im Winter Ankommenden die große Zahl der immergrünen Gewächse, man empfindet eigentlich durchaus nicht, daß es eben Winter ist.

Manche der Villen sind auch wegen der Kunstschätze berühmt, welche sie enthalten. In dem Casino der Villa Borghese ist eine große, sehr werthvolle Antikensammlung aufgestellt, ebenso in der Villa Albani, welche jetzt dem reichen Banquier Torlonia gehört. Die Gebäude der letzteren sind unter Winckelmann's Beirath eigens zu dem Zwecke, als Museum zu dienen, erbaut, und ebenso ist der Garten in oben geschildertem Sinne in unmittelbarem Anschluß an die Gebäude und zur Aufnahme von Statuen angelegt. So wirken denn Architektur, Skulptur und Gartenbaukunst zusammen wie vielleicht nirgend sonst. Daß man aber das Absichtliche und Künstliche dieser Anlage nicht störend empfinde, dafür sorgen die freien schönen Linien der Albaner Berge und die wellige, grüne Campagna mit ihren Ruinen, auf welche man vom Garten aus eine entzückende Aussicht hat.

In der Villa Ludovisi müssen sich die überaus werthvollen Antiken, unter denen sich der berühmte Junokopf befindet, in einem armseligen Nebenhause behelfen, welches den Charakter eines öden Oekonomiegebäudes hat, in das man Gartengeräthschaften und Kartoffeln hineinpackt. Der Werth des Inhaltes steht in der That in einem schneidenden Gegensatze zu dem des Gebäudes, die Beleuchtung der herrlichen Kunstwerke ist äußerst mangelhaft, und sie stehen gedrängt bei einander, wie in einem Magazin. Man kann sich nur wundern, daß keiner der Besitzer der Villa sich zum Bau eines Casinos für seine Schätze hat entschließen können.

Ich besuchte heute, auf dem Rückwege von der Villa Borghese, das Studio eines sehr renommirten italienischen Bildhauers, Namens Monteverde. Zwei seiner Arbeiten schienen mir sehr schön: Kolumbus und ein Denkmal für Franklin. Kolumbus ist als Knabe dargestellt. Er sitzt auf einem Pfahl am Hafen und sieht sinnend den aussegelnden Schiffen nach. Merkwürdig gut ist es dem Künstler gelungen, den in die Weite schweifenden Blick des Knaben wiederzugeben. Kolumbus trägt eine Tricothose, natürlich sieht man nach der jetzt in Italien beliebten Weise jede Masche des Gewebes. Ein Kenner könnte die Nummer des Garns bestimmen. — Das Denkmal Franklin's soll die Erfindung des Blitzableiters verherrlichen. Auf einer Thurmspitze, neben einem Blitzableiter, sitzt ein junger Dämon, welcher mit den Händen einen Blitz zu fangen und in die Stange zu leiten scheint. Die Figur, der schalkhafte Blick, die ganze Geberde des Dämons ist voll Leben, auch ist das Motiv vorzüglich erfunden.

Hätte ich mehr Zeit, so würde ich häufig die Werkstätten der hier lebenden Künstler besuchen. Es fehlt mir nicht an freundlichen Aufforderungen und auch ohne solche erlaubt es die hiesige Sitte. Aber bei der kurzen Dauer meines Aufenthaltes ist mir jeder Tag Goldes werth. Der unermeßlichen Fülle klassischer Meisterwerke

gegenüber, welche Rom besitzt, kann ich mich nicht entschließen, der modernen Kunst nachzugehen. Ich bekomme ja deren Erzeugnisse auch in den heimischen Kunstausstellungen zu sehen.

Mittags trennt sich seit drei Tagen die Gesellschaft im Hotel Minerva in zwei Säle. In dem einen wird wie gewöhnlich gegessen, in dem andern giebt es Fastenspeise. Ich begebe mich unter die Ortodoxen, der guten Fischgerichte halber.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Italien und Sicilien.

Briefe in die Heimath

von

Paul Hertz.

Zwei Bände.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1878.

Italien und Sicilien.

Inhalt des zweiten Bandes.

Rom.

(Fortsetzung.)

Seite.

XXIV. Ostersonntag. Der Jonas in S. Maria del Popolo. Trastevere. Menschen und Trachten. Santa Maria in Trastevere. Das Ghetto. Portikus der Octavia. Marcellustheater. Die alten Kirchen Roms. Cosmatenarbeit. Die Renaissance in Rom. Besteigung der Peterskuppel. Ausflug nach Tivoli. Die Via Tiburtina. Die Campagna. Die Villa Hadrians. Tivoli. Der Rundtempel. Die Wasserfälle. Villa d'Este 1

XXV. Die Fresken Raphaels und Michelangelo's im Vatikan. Amor und Psyche in der Farnesina. Die Galatea daselbst. Die Gemäldesammlungen Roms. Abendliche Spaziergänge. Volksfest in Grottaferrata. Abschiedstage. Fontana Trevi 13

XXVI. Rückreise. Orvieto. Der Dom. Italienische Kirchenfaçaden. Die Fresken Luca Signorelli's im Dom. Siena. Der Dom. Il Sodoma. Florenz. Verona. Das Amphitheater. Die Kirchen. Die Scaligergräber. Piazza dei Signori. Piazza delle Erbe. — Ueber den Brenner nach Deutschland. München. Kirchheimbolanden. Saarbrücken 26

Venedig.

XXVII. München. Innsbruck. Die Franziskanerkirche. Das Grabmal Maximilians. Schloß Amras. — Der Brennerpaß. Trient. Das Sarcathal. Riva. Malcesine. Zustände und Erlebnisse daselbst. 39

XXVIII. Der Gardasee. Vicenza. Palladio. Teatro olimpico. Villa rotonda. Volkstheater. Ankunft in Venedig. Erste

Seite.

Eindrücke. Auf dem Lido. San Marco. Der Campanile. Kirchenfest in Santa Maria della Salute. Marionettentheater 50

XXIX. Aussicht vom Markusthurm. Die Lagunen. Lage und Entstehung der Inseln. Die Tauben auf dem Markusplatz. Die Gemäldesammlungen. Entwickelung der venetianischen Schule. Ueberschwemmung. Unwetter. Studien 60

XXX. Ausflug nach Chioggia. Der Fischmarkt. Sottomarina. Die Murazzi. Genrebilder. Rückfahrt. Die Lagune. Der Dogenpalast. Gesang der Gondoliers. Die musikalische Begabung der Italiener. Die Löwen vor dem Arsenal. Die Pferde über dem Portal von San Marco 72

XXXI. Kaltes Wetter. Breviarium Grimani. Die venetianische Glasindustrie. Die Antiquitätenhandlungen. Ein Begräbniß. Scenen am Rossinitheater. Die Mosaiken in San Marco. Die Kirchen Venedigs. Der Canale grande 82

Von Venedig nach Mailand.

XXXII. Abschied von Venedig. Padua. Die Fresken in Santa Maria dell' Arena, Sant' Antonio, San Giorgio und in den Eremitani; Giotto, Altichiero und Mantegna. Sant' Antonio di Padova. Der Salone. Der Botanische Garten. Ferrara . 97

XXXIII. Bologna. Die schiefen Thürme. Madonna di San Luca. Die italienischen Ebenen. Die Certosa. Entstehung derselben. Jetzige Bauten. Die Universität. Das Museum. Etruskische Alterthümer. Francesco Francia. Die Schule der Caracci. Die Paläste 107

XXXIV. Ravenna. Geschichtliches. Grabmal der Galla Placidia. San Giovanni in Fonte. Grabmal des Theodorich. San Vitale. Sant' Apollinare Nuovo. Sant' Apollinare in Classe. Das jetzige Ravenna. Kinderscenen in Sant' Apollinare Nuovo. Modena. Parma. Correggio. Die Kuppelbilder. Kloster San Paolo. Marie Luise. Begräbniß des Senator Sanvitale. Ankunft in Mailand. Bonifazio Venetiano . . 117

XXXV. Mailand. Galleria Vittorio Emanuele. Der Dom. Die Brera. Das „Sposalizio" Raphaels. Die Findung Moses von Bonifazio Venetiano. San Lorenzo. Sant' Ambrogio. Teatro della Canobbiana. Teatro della Scala. Schneegestöber. Der neue Kirchhof. Santa Maria delle Grazie. Lionardo da Vinci. Das Abendmahl. Die Portraits in der Ambrosiana. Die Schule Lionardo's. Sein Denkmal. Abreise nach Sicilien 136

Seite.

Sicilien.

XXXVI. Von Mailand nach Genua. Temperaturwechsel. Ein Schlendertag in Genua. Der Kirchhof. Ausflug nach Pegli. Villa Pallavicini. An Bord der „Scylla". Ein deutscher Tapetenfabrikant. Livorno. Civitavecchia. Ankunft in Palermo 151

XXXVII. Die Bucht von Palermo. Aussicht vom Dom zu Monreale. Palermo zur Zeit der Sarazenen. Die Cuba. Die Ziza. Die Denkmäler aus der Normannenzeit. Der Dom zu Monreale. Der Königspalast in Palermo. Die Kappella Palatina. San Giovanni degli Eremiti. La Martorana. Die Grüfte unter dem Kapuzinerkloster. Villa Tasca. Die Gräber der Hohenstaufen. Ein Maskenball. Gesellschaft im Albergo della Trinacria. Der Monte Pellegrino. Die Höhle der heiligen Rosalia. Klima 158

XXXVIII. Palermo vor Sonnenaufgang. Partinico. Alcamo. Calatafimi. Die Ruinen von Segesta. Ritt nach Trapani. Der Monte San Giuliano. Das alte Eryx. Marsala. Die Weinfabriken. Der Leuchtthurm. Eine Kneipe in Marsala. Donna la Baccicia 172

XXXIX. Mazarra. Castelvetrano. Die Ruinen von Selinunt. Professor Cavallari. Don Luigi la Rosa. Von Castelvetrano nach Sciacca. Der Fiume Belici. Am Meeresstrande. Sciacca. Donna Maria Chiarella. Zur See nach Girgenti 184

XXXX. Girgenti. Das alte Agrigent. Die Ruinen. Konkordiatempel. Tempel der Juno Lucina. Das jetzige Girgenti. Ein englischer Maler. Der Handel Girgenti's. Der Schlammvulkan Maccaluba. Die Schwefelminen. Ein warmes Bad in Girgenti 193

XXXXI. Mit der Post nach Canicatti. Unsicherheit der Straße. Die Carabinieri. Favarra. Canicatti. Stillleben daselbst. Unterwegs nach Licata. Die Tyrannen. Licata. Ritt nach Terranova. Ein Landsmann. Vittoria. Die Carruba. Modica. Ausflug nach dem Val d'Ispica. Die Höhlen. Palazzolo. Ankunft in Syrakus 200

XXXXII. Syrakus. Der Dom. Die Quelle der Arethusa. Die Venus im Museum. Der Anapusfluß. Papyrus. Die Quelle der Cyane. Das alte Syrakus. Die Latomieen. Grab A. v. Platen's. Fahrt nach Acireale 212

XXXXIII. Acireale. Lage. Theater. Sicilische Sagen. Die Cyclopeninseln. Karneval. Gran Albergo di Bagni. Der

Seite.

Aetna. Die Münzsammlung des Baron Pennisi. Catania. Ausflug nach Castro Giovanni. Das alte Enna. Rundsicht. Im Casino. Liebenswürdigkeit der Sicilianer. Der Monte rosso. Nicolosi 219

XXXXIV. Taormina. Das Theater. Sonnenaufgang. Die Stadt. Messina. Die Ebene von Milazzo. Transport der Fische. Die Livarischen Inseln. Der Stromboli. Die Flußbetten. Patti. Cefalu. Der Dom. Der Felsen über der Stadt. Die Bagaria. Solanto. Villa Pallagonia. Zurück in Palermo. Allgemeines über Sicilien. Die Offiziere. Das Landvolk. Die agrarischen Verhältnisse. Die Mafia. Maaßregeln zur Hebung des Landes. Die öffentliche Sicherheit. Das Reisen in Sicilien 229

XXXXV. Nach Neapel. Der Vesuv. Rom. Alte Freunde. Terni. Die Wasserfälle. Boccíaspiel. Assisi. Der heilige Franziskus. Die Klosterkirche. Die Fresken Cimabue's und Giotto's. Der Minervatempel. Perugia. Il Perugino. Erste Freske Raphaels. San Pietro dei Casinensi. Florenz. Letzter Tag in Italien 243

XXIV.

Rom, den 28. März 1875,
Ostersonntag.

Heute waren natürlich alle Sammlungen geschlossen. Ich bin den ganzen Tag kreuz und quer in der Stadt umher gelaufen. Vom Morgengottesdienst habe ich leider nur wenig gesehen, da ich zu spät auf die Straße kam. Um es ehrlich zu sagen, ich schlief einen Rausch aus. Gestern Abend gerieth ich mit meinem alten Freund Hallier an eine vorzügliche Flasche Chianti. Man hatte uns aus Mißverständniß eine unsinnig große Korbflasche gebracht, da uns aber der Wein sehr gut mundete, hielten wir es für eine Ehrensache, ihn auch auszutrinken. Und das geschah; wir geriethen in die allerfröhlichste Stimmung, unsere Herzen wurden weit und manches warme Wort flog hinüber und herüber.

Rom war heute im Festkleide. Ueberall auf den Straßen geputzte Menschen. Das Wetter leidlich, wenn auch nicht gerade warm. Dann und wann trat ich in eine der unzähligen Kirchen, die heute alle geöffnet waren. Nun sind alle Altarbilder wieder sichtbar, während sie die ganze stille Woche hindurch verhüllt waren. So kam ich auch nach Santa Maria del Popolo, in welcher der Jonas des Raphael steht, das einzige Skulpturwerk des Meisters. Zwar sind sich die Gelehrten nicht ganz einig, ob die Statue wirklich von seiner Hand ist und nicht etwa von seinem Freunde Lorenzetto; wenn man sie aber sieht, ist man von ersterem überzeugt. Der nackte Jüngling ist eben dem Meere entronnen,

er sitzt am Ufer und stützt den einen Fuß noch auf den Rachen des Fisches. Die Anmuth der jugendlichen Gestalt ist nicht zu beschreiben, die Formen sind unverkennbar raphaelisch, von jener keuschen und doch zugleich so lebensvollen Schönheit, welche nur ihm allein eigen war. Die Stellung und die Gestalt erinnert an den jugendlichen Johannes des Meisters in den Uffizien, welcher Dir aus Stichen bekannt sein wird; der Kopf ist augenscheinlich dem Antinous nachgebildet.

Nachmittags durchstreifte ich Trastevere, den jenseits des Tiber gelegenen Stadttheil, welcher sich ein besonderes Gepräge bewahrt hat. Sogar der Dialekt soll dort ein anderer sein. Die Leute von Trastevere rühmen sich, reineres Römerblut zu haben als die übrigen Bewohner der Hauptstadt; und es mag auch richtig sein, daß dieser entlegene Stadttheil weniger von den Einwanderungen berührt ist. Jedenfalls sieht man in Trastevere im Verhältniß mehr schöne Menschen, als auf der andern Seite des Tiber. Ostersonntag war recht ein Tag, um dort Studien zu machen; die ganze Bevölkerung, welche vorwiegend aus Arbeitern besteht, war auf der Straße, Alle im besten Anzuge. Am schönsten sind die jungen Burschen, kräftige, elastische Gestalten von untadelhaftem Wuchs. Die Gesichter sind edel geformt und von bestechend schönen, frischen Farben. Meistens haben sie dichtes, kohlschwarzes Haar, welches ihnen in krausen Locken unter der Mütze hervor über die Stirne quillt, wie dem Ganymed im Vatikan. Wenn solch ein bildschöner junger Kerl einmal über den Jungfernstieg ginge, ständen alle Leute still, um ihm nachzusehen.

Auch unter den Frauen sieht man manche anziehende Gestalten. Was mir besonders an ihnen gefällt, ist der feste und doch elastische Gang. Die kräftigen Weiber schreiten in ihrem Kattunkleide so sicher und würdevoll dahin, als wären sie Fürstinnen; es ist ein Vergnügen zu sehen, wie richtig sie ihre wohlgeformten Füße setzen. Die meisten gehen ohne jede Kopfbedeckung, das reiche Haar anmuthig

in Flechten um den Kopf gelegt, hinten durch einen silbernen Pfeil zusammen gehalten. Manche tragen ein weißes, rothes oder auch buntes Tuch, in der aus den Bildern wohlbekannten Manier zusammen gefaltet, auf den Kopf gelegt. Ich brauche nicht zu sagen, wie kleidsam diese einfache Tracht ist, ich wundere mich nur, daß ihnen das Tuch niemals abfällt, es scheint durch Nichts gehalten zu werden, als durch seine eigene Schwere. Die Kleider tragen sie ein wenig ausgeschnitten, so daß man den Hals frei sieht und den Beginn des kräftigen Nackens. Was die Gesichter betrifft, so findet man viele interessante und anmuthige, selten wirklich schöne. Dann und wann freilich fällt das Auge auf Züge von untadelhafter, strahlender Schönheit. Ich werde von einem solchen Anblick seltsamer Weise immer geradezu verblüfft, und wage dann nicht, mir das Gesicht ruhig zu betrachten.

Vorstehender Schilderung möchte ich eine Bemerkung anschließen, welche sich auf ganz Italien — so weit ich es kenne — bezieht. Fast nie habe ich auf der Straße ein freches, lüsternes Auge getroffen; sah ich einmal eine Dame von herausforderndem Wesen, so genügte meistens ein Blick, um mich zu überzeugen, daß sie keine Italienerin sei. Letztere sind nicht tugendhafter als andere, man hört nicht die erbaulichsten Berichte darüber, aber ihr Benehmen auf der Straße ist untadelhaft. In dieser Hinsicht sind die hiesigen Sitten denen der deutschen Großstädte unbedingt überlegen.

In Santa Maria in Trastevere, einer höchst interessanten Kirche, in welche man viel antike Ornamente verbaut sieht, hörte ich ein schönes Resurrexit mit Orgelbegleitung singen. Dann fand eine prunkvolle Prozession in der Kirche statt, um alle Altäre neu zu weihen.

Auf dem Rückwege ging ich über die kleine Tiberinsel und durch das Ghetto. Da saßen die Kinder Israels in wahren Höhlen von Häusern, sortirten Lumpen und nähten alte Kleider zusammen, wie überall in der Welt. Mitten aus der unsäglich schmutzigen

und ärmlichen Umgebung ragen zwei schöne Ruinen hervor: der Portikus der Octavia und das Marcellustheater. In den untersten, zur halben Höhe verschütteten Bögen des letzteren haben sich elende Werkstätten und Schänken eingenistet, der Rauch dringt aus ihnen hervor und schwärzt die edlen alten Ornamente. Diese grandiosen Baureste werden noch stehen, wenn alle modernen Häuser ringsum längst wieder zerfallen sind, es sei denn, daß man sie Stein für Stein abbräche.

---

den 30. März.

Ich bin Dir noch einen Bericht über die alten Basiliken schuldig und will ihn heute erstatten. Aber ich werde mich kurz fassen, da dieses Kapitel wohl nur für Den von wirklichem Interesse sein mag, der die Dinge mit Augen sieht.

Ich erwähnte neulich schon, daß die ersten christlichen Kirchen die römischen Basiliken, Gebäude, die als Versammlungsort und Gerichtslokal dienten, zum Vorbild nahmen. Sie bestanden aus mit Säulenhallen umgebenen, bedachten oder unbedachten Höfen. Ihnen nachahmend erbaute man drei- oder fünfschiffige bedeckte Hallen, wie sie noch jetzt die Grundform jedes größeren christlichen Gotteshauses bilden. In einem Lehrbuch der Kunstgeschichte magst Du nachlesen, wie auch mehrere der Einzelformen der alten Basilika sich in der christlichen Kirche wieder finden. Neuerdings ist zwar behauptet worden, daß nicht die Basilika, sondern das größere römische Wohnhaus, welches gleichfalls mit Säulengängen umgebene Höfe enthielt, und in den ersten Jahrhunderten von den Christen zu ihren religiösen Zusammenkünften benutzt wurde, den Kirchen als Vorbild gedient habe, doch ist diese Behauptung meines Wissens vereinzelt geblieben.

Eine nicht unbedeutende Zahl der alten Kirchen Roms führt ihren Ursprung bis auf Konstantin oder doch das vierte Jahrhundert

zurück, also bis auf die Zeit, da das Christenthum zur Staatsreligion wurde, z. B. San Pietro, San Giovanni in Laterano, San Paolo und San Lorenzo fuori le mura, Santa Agnese, Santa Croce in Gerusalemme, Santa Maria maggiore und San Clemente. Von den ersten Bauten dieses Namens ist indeß kaum noch etwas mehr vorhanden als die Fundamente und die Säulen, welche man heidnischen Gebäuden entnommen hatte. Alles Uebrige wurde im Laufe der Jahrhunderte fast überall bis zur Unkenntlichkeit umgebaut. Stellenweis wurden sogar auf denselben Fundamenten völlig neue Gebäude errichtet. Am meisten in diesem Sinne ist zur Barockzeit geschehen. Da hat man rücksichtslos abgebrochen, verändert und übertüncht, was nicht in den „schönen" modernen Styl paßte. So kommt es, daß man in wenigen Kirchen auch nur noch den ursprünglichen Grundriß erkennen kann und kaum andere alte Theile in ihnen erblickt, als die antiken Säulen und die mittelalterlichen Mosaiken in der Tribuna und an dem sogenannten Triumphbogen, welcher von dem Hauptschiffe in diese hineinzuführen pflegt. Die Mosaiken hat man aus religiöser Pietät, gewiß nicht aus Rücksicht auf den künstlerischen Werth, verschont. Immerhin ist aber genug übrig, um sich aus dem an verschiedenen Stellen Erhaltenen ein deutliches Bild der ursprünglichen christlichen Basilika rekonstruiren zu können.

Eine große Zierde bilden in manchen der alten Kirchen die Fußböden. Sie sind meistens im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aus altem Bauschutt hergestellt. Man schnitt aus den vielen, überall umherliegenden Bruchstücken von Marmor und andern schönen Steinen kleine quadratische, oblonge oder rhombische Platten und bildete daraus ein großsteiniges Mosaik. Diese Fußböden zeigen stets eine geschickte Farbenzusammenstellung, manche auch eine schöne Zeichnung, doch ist letztere stets eine geometrische, wie man sie mit Zirkel und Lineal herstellen kann, im Gegensatz zum antiken Ornament, welches fast immer frei gezeichnet ist. In derselben

Weise, nur mit kleineren Stücken, findet man auch die Altäre und Ambonen, d. h. die Katheder von denen die Evangelien und Epistel verlesen wurden, verziert, sogar kleine Säulen und Leuchter sind so ausgelegt. Man nennt diese Kunstweise „Cosmatenarbeit", nach der Familie der Cosmaten, welche sich besonders in ihr hervorthat.

Nach oben Gesagtem wirst Du begreifen, daß von einem bedeutenden architektonischen Gesammteindruck bei den alten Kirchen Roms selten die Rede sein kann. Um so größer ist die malerische und phantastische Wirkung der aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Gebäude. Das hohe Alter der Andachtsstätte umgiebt sie zugleich mit einem Nimbus der Ehrwürdigkeit, dessen Wirkung sich wohl Niemand entziehen kann. Dazu kommt die feierliche Ruhe, die in ihnen zu herrschen pflegt. Manche dieser Kirchen liegen außerhalb der jetzigen städtischen Bebauung, zum Theil sogar vor den Thoren. In einigen wird nur an ganz wenigen Tagen im Jahre Gottesdienst gehalten, die übrige Zeit bleiben sie unbenutzt unter der Obhut weniger Mönche oder eines Kustoden. So zum Beispiel die Kirchen auf dem Aventin und dem Caelius. Man kann dort zu Zeiten viertel Stunden lang auf der Straße warten, bis ein Mensch des Weges kommt, den man fragen kann, wo der Kustode zu finden sei. Eine träumerische, schwermüthige Stille, eine seltsame Schläfrigkeit lagert über diesen alten, einsamen Kirchen und vollends über den gewöhnlich daranstoßenden, verlassenen Klosterhöfen. Wenn nicht dann und wann ein Huhn in dem verwahrlosten Garten gackerte, könnte man glauben, in Dornröschens verzaubertem Schloß zu sein, so lautlos ist Alles rings umher, so köstlich überwuchert das Unkraut die Kreuzgänge und den Brunnen in der Mitte.

An diese alten Kirchen schließen sich in Rom die Bauten der Renaissancezeit fast unvermittelt an. Weder der romanische, noch der gothische Styl gelangte zur Geltung. Zu ersterem mag man die oben erwähnten Cosmatenarbeiten und die mit reizenden Doppel-

säulchen gezierten Klosterhöfe von San Paolo fuori und San Giovanni in Laterano zählen, sowie die schmucklosen mittelalterlichen Glockenthürme, deren man so viele in Rom aufragen sieht.

Die einzige gothische Kirche ist Santa Maria sopra Minerva, von der ich Dir schon erzählte. Sie heißt so, weil sie auf den Grundmauern eines von Domitian erbauten Minervatempels steht.

Die Renaissance, die Wiedergeburt der antiken Baukunst, richtiger gesagt die Wiederanwendung der antiken Bauformen im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts ging bekanntlich nicht von Rom aus, sondern von Florenz. Brunelleschi war es, der mit seinem Freunde Donatello in Rom die alten Gebäude ausmaß und aufzeichnete. So ausgerüstet trat er in seiner Vaterstadt dem herrschenden gothischen Style siegreich entgegen.

Das Kunstleben in Rom stand damals auf einer niedrigen Stufe. Von 1308 bis 1377 lebten die Päbste im Exil zu Avignon. Kaum war Gregor XI. von dort zurückgekehrt, so brach die große Kirchenspaltung aus. Erst seit 1418 waren die Päbste zu Rom wieder unbestrittene Herren der Christenheit. Die Stadt war inzwischen durch unzählige Kriege und innere Kämpfe verödet und gänzlich verarmt. So ist es erklärlich, daß sie erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Theil nehmen konnte an dem nationalen Aufschwunge der Kunst. Florentiner waren es, welche den Renaissancestyl auch in Rom zu Ehren brachten: Baccio Pintelli und Giuliano da Majano. Ein Menschenalter später entwickelte sich dann, mit Julius dem Zweiten beginnend, jene gewaltige Bauthätigkeit und umfassende Kunstpflege, welche Rom zum Mittelpunkte des gesammten italienischen Kunstlebens machte, und die großen Künstler aus dem ganzen Lande dort hin zog.

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß man in Rom die Anfänge des Renaissancestyls nicht studiren kann, sondern nur seine Entwickelung zur Reife und seinen endlichen Verfall in's Barocke.

Ich will nicht versuchen, Dir die Paläste und Kirchen zu nennen, welche der Renaissancezeit angehören, ihrer sind viele. Mehr noch als das eigentlich Bauliche an den Werken dieser Zeit interessirt mich das Dekorative. Man ahmte die schönen antiken Ornamente in freiester und genialster Weise nach und schmückte mit ihnen die Bauformen auf das Reichste. Zu den Zeiten Bramante's und Raphael's, stehen Architektur und Skulptur im allerglücklichsten Verhältniß zu einander. Man kann nichts Schöneres sehen, als die dieser Epoche angehörenden zahlreichen großen Grabmäler in Santa Maria del Popolo, deren zwei bedeutendste von Andrea Sansovino herrühren. Tritt nun gar die gleichzeitig in höchster Blüthe stehende Malerei hinzu, so entstehen aus dem Zusammenwirken aller bildenden Künste, deren jede sich in den ihr zukommenden Grenzen hält, innerhalb dieser aber das Höchste leistet, Gesammtwerke von unübertrefflicher Schönheit, wie die Loggien Raphael's im Vatikan.

---

den 2. April.

Heute Morgen bestieg ich die Peterskuppel. Es war ein strahlend schöner Tag, die Aussicht nach allen Seiten frei. Ich übersah die ganze Stadt, die ganze weite Campagna, die Albaner und Sabiner Berge, dahinter die schneebedeckten Gipfel des Hauptstockes der Apenninen und nach der andern Seite das Meer! Die ganze unermeßliche Landschaft lag im hellsten Sonnenschein, in wunderbarer Klarheit vor mir! Stundenlang blieb ich oben, bis man mich hinunter trieb.

---

den 4. April.

Heute bin ich in der glücklichen Lage, Dir von einem Ausflug nach Tivoli erzählen zu können, welchen ich gestern mit Herrn Hallier und zwei anderen Freunden unternahm. Ich glaube, Du

freust Dich immer, wenn ich Dich einmal aus der alten Stadt mit ihren ehrwürdigen Kirchen, ihren Palästen und Museen hinausführe in die frische Frühlingsluft, und Dir nicht ewig von Baustylen und alten Statuen etwas vorschwatze.

Früh Morgens rollten wir zur Porta San Lorenzo hinaus, im offenen Wagen, bei herrlichstem Wetter, gerade auf die schönen Sabiner Berge zu. Gar manches Mal schon sind Leute, die der Stadt müde waren, desselbigen Weges gefahren, ist doch die Straße die alte via Tiburtina, und Tivoli das alte Tibur, von dessen Reizen die römischen Dichter begeistert singen. Die Straße führt quer durch die Campagna, an einigen Stellen sieht man noch das alte Pflaster.

Es giebt Leute, welche nicht müde werden, von den landschaftlichen Reizen der Campagna zu schwärmen. Ich kann ihnen bisher nicht nachempfinden.

Die Campagna präsentirt sich dem unbefangenen Auge als eine einförmige, leicht wellige, baumlose Ebene, welche fast überall unter Kultur steht, wenigstens ist es so im meilenweiten Umkreise Roms. Man sieht die Felder ordentlich bebaut, wie bei uns, und sogar meistens mit Steinwällen umgeben. Hier und da sind Stellen unkultivirt, weil sie zu steinig oder zu sumpfig sind, dort weiden Schafe und Ziegen, auch wohl Ochsen und Büffel. Augenblicklich sind alle Felder vom schönsten Frühlingsgrün überdeckt, und von einem wüsten Eindruck, wie ihn in Folge der Schilderungen die Phantasie mit der Campagna verbindet, ist keine Rede. Der Rücken Holsteins oder die Moore und Haiden Hannovers sind unendlich viel öder. Im Herbst, wenn die Sonne den ganzen Sommer über geschienen hat, wenn das Gras verbrannt ist, wird natürlich der Eindruck wüster sein als jetzt.

Vielfach ragen aus der Campagna die Trümmer alter Römerbauten hervor, sie geben der Landschaft einen eigenthümlichen Anstrich. Ich kann auch sehr gut begreifen, daß manche Leute von

den historischen Erinnerungen ergriffen werden, wenn sie durch dies menschenleere Land streifen, denn es ist ja das alte Latium. Aber diese völlig berechtigten, elegischen und historischen Eindrücke sollte man für das nehmen, was sie sind. Ihnen und der Aussicht auf die Berge mag man den Reiz einer Wanderung durch die Campagna zuschreiben, nicht aber — wie das so häufig geschieht — den Wirkungen der den Spaziergänger umgebenden Natur. Diese anders zu schildern, als sie wirklich ist, scheint aber in Reisebeschreibungen und Romanen konventionell zu sein.

Etwas Anderes ist es, wenn man die Campagna von Weitem sieht. Als Theil des großen Bildes, welches man von jedem hohen Punkte Roms genießt, als Zwischenglied zwischen der Stadt und den Bergen ist sie von der allerschönsten Wirkung. Es ist sehr schwer, den Reiz dieser römischen Aussichten zu beschreiben. Man übersieht eine ungeheuer weite Landschaft, die doch überall durch große, scharfe, einfache Umrisse begrenzt ist; sie verliert sich auch in der größten Ferne nirgend in's Unbestimmte. Zugleich erkennt man vermöge der außerordentlichen Klarheit der Luft eine unendliche Menge von Details.

Ich schreibe vorstehende Bemerkungen über die Campagna mit Zögern nieder. Ich kann natürlich nur über den Anblick urtheilen, welchen sie im Winter und in diesen ersten Frühlingsmonaten gewährt. Im Mai und Juni — wenn das Korn in Aehren steht, wenn die warme Sonne alle Hügel mit sommerlichem Dufte umhüllt, wenn diese wunderbaren Beleuchtungen eintreten, welche das Entzücken aller Maler bilden und die sich mir nur dann und wann und auf kurze Zeit zeigten — mag die Campagna weit reizvoller sein als jetzt.

Entschuldige diese lange Abschweifung. Nimm an, wir hätten uns über dies Thema auf der alten via Tiburtina unterhalten, auf der wir, von Staubwolken umhüllt, drei Stunden lang fahren müssen, ehe wir die Berge erreichen.

Am Abhange derselben schwenkten wir rechts ab zur Villa des Hadrian. Wir waren froh, unsere Beine wieder regen zu können und wanderten mit Entzücken unter den herrlichen Bäumen und auf den blühenden Wiesengründen umher. Noch zeugen viele große Ruinen von der Pracht der alten Anlage, die ihres Gleichen wohl nicht auf Erden gehabt hat. Hier hielt der kunstliebende Kaiser seinen Hof, unter diesen Säulenhallen, in diesen schattigen Gärten wandelte er mit seinem geliebten Antinous umher. Wer will es ihm verdenken, daß er hier lieber als in der lärmenden Hauptstadt weilte; es mag der Welt nur zum Nutzen gereicht haben, wenn der Kaiser unter dem milden Zauber dieser Umgebung über ihr Wohl und Wehe entschied.

Dann fuhren wir nach Tivoli selbst hinauf; unser Wagen rasselte durch die engen Straßen des Städtchens und hielt schließlich vor der „Sibilla", einem unscheinbaren Wirthshause. Als wir aber das dunkle Haus durchschritten hattten und auf den jenseits gelegenen Hof gelangten, brachen wir in Jubelrufe aus. Denn nun sahen wir mit einem Male in eine schöne Waldschlucht und uns gerade gegenüber stürzte ein gewaltiger Wasserfall die Felswand hinunter. Wohl hundert Meter tief brausten die schäumenden Wogen in jähem Fall zu Thal. Unten aber erhob sich wieder eine mächtige, weiß glänzende Wolke von Wasserstaub und die Sonne spannte einen Regenbogen darüber hin in den glänzendsten Farben. Und nun sah man durch diesen silbernen Schleier hindurch Felsen und Bäume und den weiter strömenden Fluß!

Als wir uns umdrehten, erblickten wir hinter uns einen kleinen reizenden, antiken Rundtempel mit schmucken korinthischen Säulen. Da wußten wir Alle, was wir wollten. Die Wirthsleute mußten uns unsere Tafel unter den Tempelsäulen decken. Und so verzehrten wir unser frugales Mittagsmahl, so tranken wir unseren Wein, angesichts dieser entzückenden Aussicht. Da kamen des Weges zwei wandernde Musikanten: ein Bursche mit der Mandoline, ein Mädchen

mit der Guitarre, die spielten uns eins auf. Was war es? „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — dazu das tiefe Rauschen des Wasserfalles! — Wir sind doch Alle Simpel — nun rührte uns das alte heimische Lied, als ob wir es nicht zu Hause zum Ueberdruß gehört hätten!

Dann stiegen wir in die Schlucht hinunter, an wunderlichen Felsbildungen vorbei, zu anderen Wasserfällen. In tiefe, feuchte Grotten führte uns unser Cicerone, in welchen die Fluthen geheimnißvoll niederbrausen, ohne daß man begreift, wie sie dahin kommen. Schöner als wir hat kein Mensch je diese Wunder erschaut, denn überreich quoll das Wasser, und schöner hat auch noch nie die Sonne auf dem silbernen Schaum gefunkelt!

Unten im Grunde harrten unser vier strebsame Esel, die trugen uns jenseits die Thalwand hinauf bis zu dem Hauptfall, den wir von dem Tempel aus so bewundert hatten. Ganz nahe konnten wir an ihn hinantreten, daß der sprühende Schaum uns bedeckte. Gewiß ist dies einer der herrlichsten Wasserfälle der Welt; ich darf das sagen, weil ich die Schweiz gut kenne.

Von dort aus unternahmen wir noch einen etwa zweistündigen Ritt in die Berge, zuletzt ruhten wir uns in dem schönen Garten der Villa d'Este aus, welcher in Tivoli selbst liegt. Dann führte uns unser Wagen direkt nach Rom zurück. Ich saß rückwärts und konnte mich mit Muße des Rückblickes auf die Berge erfreuen, welche im Abendsonnenschein tiefer und tiefer erglühten, bis die Nacht Berge und Campagna mit schwarzem Schleier deckte. Dann aber blitzten die Sterne hell auf, für den andern Tag wieder schönes Wetter verkündend.

XXV.

Rom, den 6. April 1875.

Mit Schrecken rechne ich aus, daß der Brief, den ich jetzt anfange, mein letzter Römerbrief sein wird. Ich würde gern noch Monate hier bleiben, ist es mir doch, als wenn ich nun erst recht beginnen sollte, mich umzuschauen. Die Existenz in Rom behagt mir über alle Maaßen, jeder Tag bringt bedeutende Eindrücke und das Leben, welches ich führe, ist stetig genug, um sie verarbeiten zu können. Mir ist geistig freier und heiterer zu Muthe als jemals.

Goethe sagt: „Wer Rom gesehen hat, kann nie wieder ganz unglücklich werden". Ich begreife nun dieses Wort, das mir früher dunkel war, ich ahne wenigstens, wie es gemeint ist. Wohl wäre es zu früh, wollte ich jetzt schon versuchen, den Gewinn, welchen der Aufenthalt in Italien und vor Allem in Rom mir gebracht hat, zu messen und zu wägen, aber in einer Hinsicht glaube ich schon jetzt mich einer frohen Zuversicht hingeben zu dürfen. Wie auch immer meine äußeren Lebensumstände sich gestalten mögen, ich habe Anregungen zu geistiger Thätigkeit für alle Zeit gewonnen. Folge ich ihnen, so habe ich für immer zu denken und zu schaffen, es kann sich in Zukunft nur darum handeln: was ist das Wichtigste, was soll ich zuerst thun. In diesem Sinne, glaube ich, darf ich mit Goethe sagen: „Meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten". Ist doch auch, nach dem Zeugniß Aller, die erziehende Wirkung Italiens

nicht auf die großen Geister beschränkt; auch der Bescheidenste, wenn er redlich das Seine thut, kann ihres Segens theilhaftig werden.

---

den 7. April.

Wenn ich Dir bis jetzt gar nicht von den Loggien und Stanzen Raphaels und der Sixtinischen Kapelle im Vatikan erzählte, wirst Du darum nicht glauben, daß sie mir unbekannt geblieben seien. Ich habe sie mir bald nach meiner Ankunft angesehen, dann etwa in der Mitte meines Aufenthaltes und nun zum Schlusse wieder, um mir die Bilder durch wiederholtes Sehen mit dazwischen liegenden längeren Pausen möglichst gut einzuprägen. Aber ich weiß Dir über diese berühmten Arbeiten Nichts zu schreiben, was Du nicht anderswo besser und ausführlicher gelesen hättest. Alle Welt ist sich darin einig, daß diese Werke Raphael's und Michelangelo's die größten Leistungen der Malerei aller Zeiten sind. Wohl mir, daß ich sie in Ruhe habe sehen können; sie zu kennen ist für die Kultur eines Menschen ebenso wichtig, als etwa die Bibel und die Dramen Shakespeare's zu kennen, die Alpen gesehen zu haben und das Meer oder den Tempel zu Paestum. Es handelt sich auch hier darum, eine Grundanschauung zu gewinnen, einen festen Maaßstab, mit dem man Anderes sicher messen kann.

Damit Du mir nun aber nicht vorwerfen kannst, daß ich stets verstumme, gerade wenn unser Aller Liebling, Raphael, an die Reihe kommt, will ich Dich in die „Farnesina" führen, eine Villa in der Stadt am Ufer des Tiber. Von dieser läßt sich leichter erzählen. Ich erwähnte ihrer schon in meinem ersten Briefe aus Rom. Dort hat Raphael die Decke und die Wölbungen einer geräumigen Halle mit Fresken ausgeschmückt, welche die Geschichte Amor's und Psyche's darstellen. Die Zeichnung ist vom Meister selbst, die Ausführung von seinen Schülern. Und damit Du der folgenden Beschreibung,

welche ich Ernst Förster's „Raphael" verkürzt entnehme, leichter folgen kannst, sende ich Dir einliegend den ganzen Cyklus der Bilder in Miniaturphotographien, Du magst die kleinen, länglichen Blätter als Lesezeichen in Deine Bücher legen; es wird Dich jedes Mal erfreuen, wenn Dein Auge auf eines derselben fällt.

Raphael legt die Erzählung des Apulejus zu Grunde und bringt sie in folgender Weise zur Darstellung.

Ein König und eine Königin hatten drei Töchter, deren jüngste, Psyche, so schön war, daß man ihr wie einer Gottheit Opfer brachte und darüber sogar den Dienst der Venus, der Göttin der Schönheit, vernachlässigte. Diese, von Eifersucht erregt, ruft ihren Sohn Amor, zeigt ihm die Stelle auf der Erde, wo die verhaßte Nebenbuhlerin lebt, und trägt ihm auf, sie, seine gekränkte Mutter, mit den schärfsten Waffen zu rächen (Bild 1). Amor unterzieht sich dem Auftrage, aber er selbst wird von Liebe zur Psyche ergriffen, und beschließt, sich mit ihr zu vermählen. Sein Geheimniß theilt er seinen treuen Freundinnen, den Grazien, mit, denen er die auf der Erde wandelnde Psyche zeigt (Bild 2). Amor besucht nun jede Nacht Psyche, aber das Glück währt nicht lange. Psyche, von ihren neidischen Schwestern aufgestachelt, kann der Neugierde nicht widerstehen und zündet, dem Gebot ihres Gatten zuwider, eine Lampe an. Sie beleuchtet den schlafenden Gemahl und erkennt an seiner übernatürlichen Schönheit, an Bogen und Pfeilen den Gott der Liebe. Schrecken lähmt ihre Hand, daß sie zitternd Oel aus der Lampe verschüttet und die Schulter Amor's betropft. Er erwacht und verschwindet, wie er es als Folge ihres Ungehorsams vorausgesagt. Nun ist Psyche's Glück dahin, sie flieht durch die Lande, vergebens sucht sie Hülfe und Trost, vergebens den Tod. Amor, verwundet und krank zur Mutter zurückgekehrt, bekennt ihr seine Liebe und facht dadurch ihren Zorn auf's Neue an. Venus klagt ihren tiefen Verdruß der Juno und Ceres, findet aber bei ihnen weder Theilnahme noch Auskunft auf ihre Fragen (Bild 3). Dar-

auf fährt sie auf ihrem Taubenwagen zu Jupiter, dem Vater der Götter und Menschen (Bild 4). Ihn bittet sie, ihr zu helfen, um Psyche ausfindig zu machen (Bild 5). Jupiter entsendet seinen Boten Merkur zur Erde, daß er Psyche suche (Bild 6). Er findet sie und bringt sie zur Venus, die sie nun auf alle denkbare Weise quält, indem sie ihr die schwierigsten Aufgaben aufträgt, welche sie aber alle mit allerlei freundlicher Hülfe vollbringt. Zuletzt muß sie eine Büchse mit Schönheitssalbe aus der Unterwelt holen. Von Liebesgöttern unterstützt, gelingt ihr auch dieses, triumphirend schwebt sie mit der Büchse empor (Bild 7). Sie überreicht die kostbare Salbe der Göttin, welche nun staunend erkennt, daß Psyche unter höherem Schutze steht (Bild 8). Inzwischen aber naht sich Amor mit flehender Bitte für sie dem Jupiter, der seinen Liebling, Gewährung verheißend, küßt (Bild 9). Merkur bekommt den Auftrag, Psyche zu dem Sitze der Unsterblichen zu führen; leicht sie umfassend, schwebt er mit ihr empor (Bild 10). Und nun hält Jupiter großes Gericht im Beisein aller Götter. Amor plaidirt seine Sache so meisterhaft, daß sich der Olymp für ihn entscheidet. Merkur reicht nach dem Urtheil der Götter der Psyche den Trank der Unsterblichkeit (Bild 11). Endlich wird im Olymp das Hochzeitsfest Amor's und Psyche's gefeiert (Bild 12).

Das ist das reizende Sujet der Gemälde. Die ersten zehn Bilder befinden sich ringsum an der Wölbung, welche die Wände der Halle mit der flachen Decke verbindet. Die beiden figurenreichen Bilder 11 und 12 zieren die Decke selbst. Der Hintergrund ist durchweg blau, den Himmel bedeutend; nur die Scenen, welche sich in diesem zutragen, hat Raphael zur Darstellung gewählt, wie Du aus der vorstehenden Beschreibung erkannt haben wirst. Die Bilder sind durch reiche Fruchtschnüre abgetheilt, welche den Linien der Fensterwölbungen folgen. In den über denselben entstehenden dreieckigen Feldern (Stichkappen), zwischen den Bildern, ist Amor in allerhand reizenden Stellungen angebracht. Ihm sind Luft, Erde

und Meer unterthan. Bald hat er den Blitz Jupiters in Händen, bald den Dreizack Neptuns. Mars entwendet er seine Waffen und dem Apollo den Bogen; Merkur, Bacchus, Herkules und Vulkan müssen ihm ihre Attribute und ihre Macht abtreten. Jubelnd fliegt er umher, Alles beherrschend.

Je öfter man die Farnesina sieht, je mehr bewundert man die geniale Leichtigkeit, mit welcher Raphael diesen Bilderkreis in einem an sich ungünstigen Raume anbrachte. Die Anordnung des Ganzen ist meisterhaft und geradezu unübertrefflich. Ebenso die Komposition der einzelnen Bilder. Was die Ausführung betrifft, so kann ich, um es aufrichtig zu sagen, nicht in das allgemeine Entzücken einstimmen. Sie ist ja auch nicht von des Meisters Hand, sondern von seinen Schülern; ferner ist in neuerer Zeit das Ganze übermalt. Mich befremdet an manchen Stellen die männliche Bildung der weiblichen Körper, besonders der Arme und Beine. Die Muskulatur ist stellenweis so kräftig, daß sie an Michelangelo's Weise erinnert. Die Fleischfarbe ist eine derbe, röthliche. Noch Eines kommt für mich störend dazu. Von allen diesen Göttergestalten bekommt man durch die antiken Statuen und Malereien Vorstellungen von unübertrefflicher Schönheit. Die Renaissance hält sich nicht an diese idealen Typen, sondern gestaltet sie frei, realistisch und nach malerischen Zwecken um. Der unvergleichlich hohe Adel der Antike wird für mein Auge nicht erreicht, mir bleiben die Figuren in der Farnesina *Menschen*, während sie doch *Götter* sein sollen.

Das Letztere möchte ich auch von der „Galatea" sagen, welche im anstoßenden Saale ganz von des Meisters Hand ausgeführt ist, wenn ich auch im Uebrigen die große Schönheit des Bildes gewiß nicht verkenne und mich herzlich daran gefreut habe. Du kennst das Bild aus Stichen. Galatea zieht auf einem von Delphinen gezogenen Wagen über das Meer, von Tritonen und Nymphen geleitet. Ueber ihr schweben reizende Liebesgötter.

den 9. April.

Rom besitzt keine Gemäldesammlung, welche sich an Werth und Umfang mit den Uffizien und dem Palazzo Pitti zu Florenz messen könnte, aber es existiren hier weit mehr Gallerien als dort. Drei derselben sind öffentliche: die Pinakothek im Vatikan, die Sammlung im sogenannten Konservatoren-Palaste auf dem Kapitol, und die Akademie San Luca. Die Pinakothek im Vatikan steht der Qualität nach entschieden oben an, wenn auch die Zahl der Kunstwerke eine verhältnißmäßig geringe ist. Brauche ich doch nur anzuführen, daß sie Raphael's „Madonna di Foligno" und dessen „Transfiguration" besitzt, zwei seiner reifsten und berühmtesten Bilder. Letzteres stand auf der Staffelei, als der Meister starb; seine Schüler haben das bei seinem Tode schon weit vorgeschrittene Werk vollendet.

Weit zahlreicher als die öffentlichen Gallerien sind nun aber die privaten in den Palästen der alten Familien Roms. Fast alle diese sind dem Publikum mit nicht genug anzuerkennender Liberalität geöffnet. Nenne ich Dir die Namen Barberini, Borghese, Colonna, Corsini, Doria, Farnese, Rospigliosi, so habe ich Dir nur die bekanntesten der Familien angeführt, welche die Thore ihrer Palazzi gastlich öffnen und Jeden, der da kommt, Theil nehmen lassen an den Schätzen, welche sie seit Jahrhunderten gesammelt.

Ich muß gestehen, daß ich mich freudig darüber wundere, daß diese zum Theil sehr großen Sammlungen selbst in unserer, vorwiegend praktischen Interessen huldigenden Zeit so gut zusammen bleiben. Der Werth von Millionen hängt an den Wänden eines solchen Palastes, und der Besitzer hat im Grunde nicht mehr von seinen Bildern, als jeder beliebige Andere. Freilich hat er den Ruhm, der Hüter eines solchen Schatzes zu sein und außerdem sind ihm die Traditionen seines Geschlechts und das „noblesse oblige" im edelsten Sinne starke Mahnungen, ihn zu erhalten. Wie aber, wenn nun das Vermögen der Familie schwere Einbuße erleidet?

Fragt sich dann der Besitzer eines solchen Palastes nicht mit vollem Recht, ob er sich ferner den Luxus erlauben darf, enorme Kapitalien in Gestalt von Bildern an den Wänden hängen zu haben, kann man sich wundern, wenn er einmal ein Hauptstück heraus nimmt, dessen Lücke durch das Zusammenschieben der übrigen Bilder äußerlich leicht gedeckt wird, und sich hunderttausend Francs oder mehr dafür einwechselt? Und doch hört man eine derartige Handlung eines Nobile, sobald sie bekannt wird, von allen Seiten auf's Heftigste tadeln. Die Besitzer der Gallerien haben es eben durch ihre Gastfreiheit dahin gebracht, daß der private Charakter derselben fast ganz vergessen ist und das Publikum ein Recht auf die Erhaltung derselben zu seinem Genusse zu haben glaubt.

Ich habe die wichtigsten der hiesigen Gemäldegallerien besucht, und ihre berühmtesten Stücke besehen, nicht aber eingehend ihre Schätze durchmustert. Zwei Monate in Rom ist eine sehr kurze Zeit. Da muß man sich beschränken und gar vieles Schöne ungesehen lassen. Ich habe mir gesagt, daß ich mich in Rom zweckmäßiger andern Dingen zuwende als gerade der Malerei, soweit sie in den Gallerien zur Erscheinung kommt. In dieser Hinsicht, fühle ich, habe ich in Florenz das Meinige gethan, und ich freue mich dessen doppelt, nachdem ich die römischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kenne. Denn die kunstgeschichtliche Belehrung, welche mir die großen Florentiner Gallerien mühelos und von selbst gewährt haben, würde ich mir in Rom aus vielen einzelnen Sammlungen, in deren keiner eine Sonderung nach Schulen und Zeiten herrscht, mühsam haben zusammen tragen müssen.

Abends, bevor ich in den Künstlerverein gehe, durchstreife ich, wenn das Wetter gut ist, gern noch eine Stunde lang die Straßen. Mit Vorliebe wende ich mich den engen, unregelmäßigen Gassen zu, welche zwischen dem Corso und dem Tiber liegen. Ich sehe so gern alle die kleinen erleuchteten Läden und Werkstätten, welche man von

der Straße aus vollständig überblicken kann. Da kann man überall köstliche Lichteffekte und Genrebilder studiren, wie sie nur je ein Niederländer gemalt hat. Besonders anziehend sind die Frucht- und Gemüseläden, in denen man gewöhnlich die stattliche Verkäuferin mit ihrer ganzen krausköpfigen Nachkommenschaft mitten zwischen hochgehäuften Grünwaaren aller Art thronen sieht. Sie wissen in allen diesen kleinen Geschäften ihre Sachen mit vielem Geschick auszubreiten und aufzuzieren. Fast überall hängt an der Hinterwand des Ladens ein Madonnenbild mit einem Lämpchen davor. Besonders fehlt diese anmuthige Zuthat in keinem Fleischwaarenladen. Dort sieht man das Bild gewöhnlich mit einem Rahmen von geflochtenen Würsten sinnig umgeben, oder als Centrum einer schönen, architektonisch aufgebauten Gruppe von Schinken, Salami und anderen delikaten Sachen. Niemals fehlen einige Lämpchen oder Lichter davor. Für mich hat diese naive Zusammenstellung des Heiligen mit dem Geschäftlichen etwas Rührendes, sie ist kindlich und keineswegs frivol gemeint. Es ist doch auch immer ein Stückchen Idealität, das so in das Tagesgetriebe hineinschaut.

Dann und wann trete ich auch in eine der vielen kleinen Weinkneipen in diesem Theile der Stadt. Mir macht es viel Spaß, dem Treiben des Volkes zuzusehen und die interessanten Gesichter zu beobachten. Besonders beim Karten- und Würfelspiel, oder bei dem beliebten Morra, dem bekannten Spiel mit den Fingern, sieht man höchst charakteristische Züge und Geberden. Der Wein ist überall spottbillig und meistens sehr gut. Ich finde ihn in diesen kellerartigen Kneipen ebener Erde, in denen man auf wackeligen Holzböcken an eben so wackeligen Tischen zu sitzen pflegt, eben so gut wie in den eleganten Restaurationen am Corso.

den 11. April.

Noch einmal bin ich in den Albaner Bergen gewesen. In Grottaferrata, einem kleinen Orte zwischen Frascati und Marino war „fiera“, d. h. Markt und Volksfest. Ich hatte mich meinen belgischen Freunden Pelat und Frau angeschlossen und hatte dies nicht zu bereuen, denn sie erwiesen sich als die besten Gesellschafter, welche man bei solcher Gelegenheit haben kann.

Nur mit Mühe bekamen wir in dem überfüllten Zuge nach Frascati Platz, dort gelang es uns, Dank der Gewandtheit und Energie des Herrn Pelat, einen leichten Wagen zu bekommen und nun ging es in scharfem Trabe Grottaferrata zu. Der Weg wimmelte von fröhlichen Menschen, die zu Wagen, zu Pferd, zu Esel und zu Fuß dem Markte zuströmten. Vor dem Orte mußten wir unseren Wagen zurücklassen, denn in den Straßen wogte eine so dichte Menschenmenge, daß jedes Fahren unmöglich war. Allmählig wanden wir uns bis zu dem Marktplatze durch und nun bot sich uns ein seltsamer Anblick. Auf wenigstens hundert Tischen lagen eben so viele Schweine, ziemlich große Thiere, in einem Stück am Spieß gebraten. Die Knochen waren herausgenommen, das Innere mit schönen Gewürzen und Kräutern gefüllt, die braune Kruste glitzerte im Sonnenschein. Im Uebrigen war nicht viel Merkwürdiges zu sehen: Verkaufsbuden aller Art wie bei uns.

Wir beschlossen, es eben so zu machen, wie alle Anderen. Nach längem Prüfen und Vergleichen ließen wir uns von dem delikatesten Schwein, das wir finden konnten, ein tüchtiges Stück, quer über das ganze Thier abschneiden, nachdem wir in echt italienischer Weise weidlich hin und her gehandelt hatten, wie groß das Stück für unsere zwei Lire sein sollte. An einem anderen Tische kauften wir uns Brod, an einem dritten Käse. Mit unseren Schätzen beladen, drängten wir uns glücklich bis zu einer Weinschänke durch. Vor derselben hatte der Wirth aus Leinwand und Zweigen eine große Hütte improvisirt. Lange, auf leere Fässer gelegte Bretter

bildeten die Tische, runde Baumstämme und kleine Tonnen Bänke und Sitze. Alle Welt aß Schweinebraten. Eine Gruppe Albaner Bauern rückte freundlich zusammen und wir setzten uns mitten zwischen sie. Der Wirth brachte uns einen großen Krug Wein, und nun verzehrten auch wir unseren Braten. Statt Teller: Papierbögen, statt Tranchirmesser: unsere Taschenmesser, statt Gabeln: unsere Finger, statt Salzfaß: die elegante Bombonière unserer liebenswürdigen Dame. Zum Nachtisch kauften wir uns warme Schmalzkuchen und Apfelsinen.

Mir hat lange nichts so gut geschmeckt, wie dies improvisirte Mahl. Unser Braten war in der That vorzüglich, der Wein so gut und leicht, daß unser großer Krug sich im Umsehen leerte. Und nun die Fröhlichkeit ringsum! Das ist eben der große Unterschied eines Volksfestes hier und bei uns. Wer ist denn bei uns wirklich vergnügt bei solcher Gelegenheit? Hier aber giebt sich Jeder der Lustigkeit ohne Rückhalt hin. Und doch habe ich keine Rohheit gesehen.

Von unserem Platze aus konnte man die vorbeiwogende Menge mit Muße betrachten. Ich habe nie ein bunteres Gemisch gesehen. Bauern und Städter, Reiche und Arme, Offiziere in schmucker Uniform und Civilisten im Cylinderhut, Mönche mit nackten Beinen und elegante Damen; dazwischen Fremde aus allen Weltgegenden: englische Lords und französische Abbé's, preußische Lieutenants mit der Lorgnette im Auge und Amerikanerinnen in wahnsinnigen, angeblich praktischen Kostümen. Leider sah ich nur wenig Nationaltrachten aus den Albaner Bergen, auf welche ich mich besonders gefreut hatte. Der Kattun hat sie auch hier fast völlig besiegt.

Müde und unglaublich staubig kehrten wir mit Sonnenuntergang nach Rom zurück.

den 13. April.

Nun sind im Umsehen schon die letzten römischen Tage herangekommen. Ich gehe umher und nehme Abschied von den Stätten und Kunstwerken, die mir die liebsten sind. Es sind eigentlich wehmüthige Tage, dabei ist noch schwere, warme Siroccoluft und seit gestern regnet es unaufhörlich. Manches, das ich gern noch einmal sehen möchte, muß ich des Wetters wegen ungesehen lassen. Nun freue ich mich doppelt, daß ich bei meinen Ausflügen in die Berge stets so günstiges Wetter gehabt habe.

Viele Photographien habe ich in letzter Zeit gekauft, auch manche schöne Gemme. Man wird hier ganz habgierig nach diesen Dingen. Ich bringe über 350 Photographien und Farbendrücke mit, sie sollen später meinem Gedächtniß zur Hülfe kommen. Ein Dutzend Gemmen habe ich auch schon beisammen und hätte Lust, noch manche zu kaufen. Aber diese Liebhaberei kostet viel Geld, obgleich ich mich darauf beschränke, geschnittene Muscheln zu kaufen, keine Steine. Einige von ihnen sind wahre Meisterwerke. Ich nehme nur Nachbildungen antiker Köpfe. Kurze Zeit noch, und ich zeige Dir meine Schätze, in diesem Gedanken freue ich mich schon jetzt.

---

den 14. April.

Nun ist mein Koffer gepackt, morgen muß ich von Rom scheiden. Der letzte Tag ist mit Abschiednehmen und Besorgungen aller Art nur zu rasch dahin gegangen. Manches, was ich heute noch thun wollte, mußte unterbleiben.

Eben komme ich von der Fontana Trevi. Ich trank von dem Wasser und warf einen Soldo hinein. Es ist ein alter Brauch. Man sagt, daß denen, die Solches thun, die Götter die Rückkehr nach der ewigen Stadt fügen. Mögen sie mir Wort halten!

Ich reise über den Brenner nach Deutschland zurück. In Orvieto, Siena und Verona will ich mich aufhalten. Von München aus schwenke ich links ab, um meinen alten Studienfreund O. und vielleicht F.'s in Saarbrücken zu besuchen. In den ersten Tagen des nächsten Monats bin ich daheim.

Ich weiß nicht, ob ich auf der Rückreise Zeit und Gelegenheit zu längerem Schreiben finden werde, und es mag dies der letzte ausführliche Brief sein, den Du von mir erhältst. Ich will ihn nicht absenden, ohne Dir, den Geschwistern und Freunden herzlich für die liebevolle Art zu danken, mit welcher ihr meine Berichte aufgenommen habt. Zum Erzählen gehören zwei, einer der erzählt, und einer der zuhört; das Letztere ist gar nicht so leicht, ihr aber habt es meisterhaft verstanden. Ich ging nicht mit der Absicht auf die Reise, so ausführlich zu schreiben, erst durch Eure anregenden Briefe, durch die lebhafte Theilnahme, die aus denselben hervorleuchtete, und Eure genügsame Kritik wurde ich dazu ermuntert. Bald ist es mir dann zum wahren Herzensbedürfniß, zum Trost in mancher einsamen Stunde geworden, Euch mitzutheilen von dem Gesehenen, so gut ich konnte. Wollte ich doch auch gern Zeugniß davon ablegen, daß ich das Glück einer solchen Reise nach Italien, das mir vor Euch Allen zu Theil ward, vollaus zu schätzen gewußt habe, und daß somit diese gesegnete Rippenfellentzündung an den Rechten gekommen ist.

Haben Euch meine Briefe, wie Ihr schreibt, Freude gemacht, so weiß ich sehr wohl, daß dabei wenig Verdienst von meiner Seite im Spiel ist. Viel Kunst ist nicht vonnöthen. Es sind die italienischen Dinge selbst, denen der Reiz inne wohnt; man braucht nur einfach wiederzugeben, was das Auge sieht, um den Nordländer zu erfreuen. Und gerade im Winter, wenn die Fenster gefroren sind, wenn dunkle Schneewolken den Himmel bedecken und der kalte Ostwind um's Haus pfeift, hören wir doppelt gern von der blauen

See und dem wonnigen Lande jenseits der Alpen. Es ist wie ein altes, schönes Lied, wir lauschen ihm immer wieder, ob es uns auch schon Mancher sang.

Wer aber, wie ich, so glücklich war, die Wunder Italiens mit eigenen Augen zu schauen, dem wird immerdar die Sehnsucht im Herzen bleiben, zurückzukehren nach diesem herrlichen Lande, das die Götter gesegnet haben wie kein anderes!

XXVI.

Verona, den 20. April 1875.

Wie beabsichtigt, fuhr ich am 15ten aus Rom. Den letzten Abend brachte ich bei Pelats zu, welche in ihren Zimmern eine kleine Soiree — ich darf wohl sagen: mir zu Ehren — veranstaltet hatten. Ich traf dort den Regierungsrath P., seine Schwester und zwei Fräulein von N., ihre Nichten, aus Berlin. Sie sind mit unseren dortigen Verwandten wohl bekannt, auch Dir werden die Namen nicht fremd sein. Heiter und angeregt war die Unterhaltung in dem kleinen Kreise fein gestimmter Menschen, mit denen ich das letzte Glas römischen Weines trank.

Am andern Nachmittag fuhr ich davon. Es war Mancherlei zusammen gekommen, um meine letzten Tage in der ewigen Stadt zu rastlosen zu machen. Selbst geschäftliche Dinge von Wichtigkeit waren vor meiner Abreise zu erledigen. Ich war mit Schreiben, Besorgungen und Abschiedsbesuchen bis zur letzten Minute angestrengt beschäftigt. So kam ich über den Abschied leichter fort, als ich gedacht hatte, es überkam mich ein angenehmes Gefühl der Ruhe, als ich endlich im Eisenbahnwagen saß und der Zug in die Campagna hineinfuhr. Und — was soll ich es verhehlen — trotz allem Schönen, was ich zurückließ — es war doch ein freudiger Gedanke: Nun geht es der Heimath zu.

Abends traf ich in Orvieto ein. Oben auf einem hohen Tuffelsen liegt das Städtchen. Mutterseelenallein fuhr ich in einem rumpeligen Omnibus in manchen Windungen den Felsen hinan und

durch die stillen, mondbeschienenen Straßen zu der bescheidenen Herberge.

Es würde wohl kein Fremder nach Orvieto kommen, wäre daselbst nicht ein ganz herrlicher, gothischer Dom. Die Façade desselben ist vielleicht die prächtigste in der Welt. Architektur, Skulptur und Mosaikmalerei haben gemeinschaftlich ein Schaustück von wunderbarem Reichthum und Glanz geschaffen. Als ein Schaustück sehen die Italiener nämlich in den meisten Fällen eine Façade an. Es kommt ihnen nicht, wie uns, darauf an, daß sie die Gliederung des inneren Gebäudes deutlich zum Ausdruck bringe und mit ihr harmonire, sie wollen nur eine dem Auge wohlgefällige Bekleidung der Vorderwand schaffen. Sie stellen eine reich verzierte Bildfläche vor das Gebäude. Unsere Anschauung ist ohne Zweifel die reifere, den Italienern erwächst indeß aus der ihrigen der Vortheil einer weit größeren Freiheit. Unbekümmert um den organischen Zusammenhang mit dem Innern komponiren sie phantasievolle und malerische architektonische Bilder von größter Wirkung. Eine Folge dieses lockeren Zusammenhanges zwischen Gebäude und Façade ist es freilich, daß eine große Zahl der Kirchen Italiens überhaupt keine solche haben, und dem Beschauer an der Frontseite eine unschöne, rohe Ziegelmauer zeigen, welche seit Jahrhunderten ihrer Bekleidung harrt. Man baute erst das Gebäude und schmückte es im Innern, ob man dann auch die Mittel hatte, den äußeren Schmuck durch die Façade zu schaffen, war eine zweite Frage. Sehr wünschenswerth war dieser Schmuck, unbedingt nöthig nicht, auf die Schönheit und Würde des Raumes, welchen das Auge während des Gottesdienstes sah, war er von keinem Einfluß.

Die Façade des Domes in Orvieto ist nun übrigens hinsichtlich des mangelnden Zusammenhanges mit dem Innern nicht gerade ein frappantes Beispiel, in ihr ist die Gliederung des letzteren wohl zu erkennen. Die außerordentliche Pracht dieser Façade, welche Alles übertrifft, was ich je an äußerem Gebäudeschmuck gesehen, legte es

mir indeß nahe, Dir an dieser Stelle über den italienischen Façadenbau Etwas zu sagen.

Im Innern des Domes ist besonders die San Brizio-Kapelle berühmt. Sie ist mit Fresken von Fra Angelico und Luca Signorelli geschmückt. Ersterer malte in seiner bekannten lichten, frommen Weise eine Anzahl ausgezeichneter Heiligenfiguren und kleinerer Gruppen an die Decke. Weßhalb er die Arbeit nicht weiter geführt hat, weiß man nicht. Luca Signorelli vollendete etwa fünfzig Jahre später die Ausmalung der Kapelle. In großen Fresken schildert er den Sturz des Antichrist, den Sturz der Bösen, das Herannahen des jüngsten Tages, die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht mit seinen Folgen. Es sind gewaltige Kompositionen, wie sie außer Luca Signorelli wohl nur Michelangelo hätte schaffen können, und sie haben ohne Zweifel diesem in mancher Weise zum Vorbild gedient. Erschüttert steht man vor diesen großartigen Bildern, in denen ein tief ernster, energischer Geist den Menschen das Ende aller Dinge mit rücksichtsloser Strenge vor Augen führt. Ich will nur ein einzelnes der Bilder beschreiben, um Dir eine Vorstellung von Signorelli's kraftvollem Vortrag zu geben. Da ist die Auferstehung der Todten. In den Lüften, auf den Wolken stehen zwei mächtige Engel von herber Strenge, umflattert von kleinen Cherubim. Sie blasen gewaltig in ihre nach unten gerichteten Posaunen, sie wecken die Todten aus ihrem Schlafe und rufen sie zum Gericht. Da kommen sie schon hervor aus der dunklen Erde, hier und da und überall. Nicht aus sich öffnenden Gräbern treten sie heraus, sondern aus dem geschlossenen Boden arbeiten sie sich mühsam empor. Von einigen sieht man nur erst den Kopf, von andern schon die Arme, wieder andere sind schon fast ganz der Erde entstiegen. Einige sind Gerippe, die meisten aber Gestalten von Fleisch und Blut. Zuerst sitzen sie wie betäubt am Boden, dann aber richten sie sich auf und recken ihre Glieder dem Licht entgegen. Nun erkennen sich wieder, die sich im Leben liebten,

sie umarmen sich und treten in Gruppen zusammen. Entzückt blicken sie zum lichten Himmel empor und breiten ihre Arme nach ihm aus. Ein feierlicher, schwerer Ernst liegt über allen Gestalten und zugleich erfüllt sie eine unbeschreibliche Freude, dem dunklen Erdenschooße entronnen zu sein. Das Erwachen aus so langem schweren Schlaf, das Losringen aus der Todesnacht zum neuen lichten Tag ist niemals ergreifender geschildert.

Nicht wahr, das ist ein großartig gedachtes Bild! Und so sind die übrigen auch. Wer Luca Signorelli kennen lernen will, der muß nach Orvieto kommen, seine Tafelbilder geben keine richtige Vorstellung von dem, was er kann. Wer aber diese Fresken gesehen hat, der wird ihn den größten Malern aller Zeiten beizählen.

Ich habe in Orvieto nichts gesehen als den Dom, ich glaube, es giebt auch sonst nichts von besonderem Interesse in der kleinen Stadt. In den engen Straßen sieht man manches Stück malerischer, mittelalterlicher Architektur, und kommt man irgendwo an den Rand des Städtchens, so überschaut man weit eine entzückende, bergige Landschaft.

Von Orvieto fuhr ich nach Siena. Dort ist gar Vieles zu sehen. Ganz abweichend von meiner sonstigen Gewohnheit nahm ich mir einen Cicerone und ließ mich von Einem zum Andern herumführen. So habe ich denn in den anderthalb Tagen, die ich in Siena war, allerdings Manches gesehen, aber ich werde es wohl Alles rasch wieder vergessen.

Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist der Dom, ein prachtvolles, gothisches Gebäude aus schwarzem und weißem Marmor mit einer überreichen Façade. Innen sind eine ganze Reihe von interessanten Dingen, unter Anderem eine schöne Kanzel von Niccolò Pisano und seinen Schülern. In Orvieto und Siena sah ich noch verschiedene andere Werke dieser alten Schule, welche mir — wie Du Dich erinnern wirst — bei meinem ersten Eintritt in das

italienische Kunstwesen zu Pisa entgegen getreten ist. Wie viel besser verstand ich nun diese Kunstweise — man reift doch in Italien ein tüchtiges Stück in kurzer Zeit!

Siena spielt bekanntlich eine große Rolle in der Geschichte der Malerei, und gern hätte ich die Werke der einheimischen Schule, welche in der städtischen Gemäldegallerie, in den Kirchen und Palästen in großer Zahl erhalten sind, eingehend besichtigt, aber dazu gehören mindestens acht Tage. Leider bin ich nicht mehr Herr meiner Zeit. Ich habe mich in Rom möglichst lange aufgehalten und muß nun eilen, wenn ich zur versprochenen Zeit wieder daheim sein will. Am meisten haben mich bei dem flüchtigen Beschauen die Bilder Bazzi's (genannt il Sodoma) erfreut, welcher als der Regenerator der Schule von Siena gilt. Er war ein Zeitgenosse Raphael's und gewiß ein Maler ersten Ranges. Besonders bewunderte ich den Adel und die Schönheit seiner weiblichen Gestalten.

Die Straßen Siena's sind sehr anziehend. Ueberall sieht man kernfeste alte Bauten aus der gothischen Zeit, zwischen welche sich wenige moderne eingedrängt haben. In diesem Sinne hat Siena eine gewisse Aehnlichkeit mit Nürnberg.

In Florenz war ich nur eine Nacht. Ich kam Abends um acht Uhr an. Ein wundervoller Mondschein erleuchtete die Straßen und ich ging stundenlang spazieren. Wie heimelte mich das Alles an! Als ich vor vier Monaten in Florenz war, war es meistens bitterkalt, besonders Abends. Nun saß ich auf den Stufen der Loggia dei Lanzi und sog mit Wonne die weiche Frühlingsluft ein.

Rom ist — wie ich schon sagte — ein großes Museum. Die schönen Kunstwerke, die merkwürdigen Bauten, die wir bewundern, stehen in keinem Zusammenhange mit der Gegenwart. In Florenz ist dagegen seit der großen Zeit der Stadt die Tradition nicht gebrochen. Die Gebäude dienen noch zu denselben Zwecken, zu denen

sie erbaut sind, die Statuen stehen noch an denselben Plätzen, für die sie geschaffen. Grimm entwickelt dies sehr hübsch in der Einleitung zu seinem „Leben Michelangelo's". Florenz macht deshalb einen harmonischen, überaus wohnlichen Eindruck. Bei uns Nordländern wirkt auch wohl anheimelnd mit, daß alle Zustände und Sitten den unserigen nahe stehen. Alles ist geordnet, reinlich, vernünftig wie bei uns.

Viele liebgewordene Stätten sah ich so im Mondenschein und im Glanze der Gaslampen wieder. Wie alte Freunde grüßten mich die bekannten Gebäude und Statuen. Sogar zur Piazza di Michelangelo stieg ich hinauf, da lagen die große Stadt und das weite Arnothal im lichten Mondesglanz zu meinen Füßen!

Früh am andern Morgen reiste ich schon wieder ab, Verona zu. Bei herrlichem Sonnenschein fuhren wir über die Apenninen. Nachmittags schon weit vor Verona kamen die Alpen in Sicht. Als ich ausstieg, lag die mächtige Bergkette in wunderbarer Klarheit vor mir, die Abendsonne vergoldete die schneebedeckten Gipfel.

Da bin ich denn nun wieder an der Grenze. Ich bin darüber traurig oder froh, je nachdem ich an den Abschied von Italien oder an das Wiedersehen in der Heimath denke.

Als ich in den Albergo de' due Torre trat, begegnete mir auf der Treppe niemand Geringeres als unser Kronprinz mit seiner Gemahlin. Nun hatte ich gute Gelegenheit, unser zukünftiges Kaiserpaar genau und wiederholt zu sehen, und ich freute mich dessen. Die Korridors des Gasthofes sind offene Gallerien an den inneren Hofwänden. So konnte ich ohne Unbescheidenheit jeden Menschen, der aus den Zimmern des Kronprinzen trat, von meiner gegenüber liegenden Stube aus auf's Genaueste betrachten. Die hohen Herrschaften reisten im strengsten Inkognito, sie unterschieden sich in ihrem Thun und Treiben in Nichts von andern wohlhabenden Reisenden.

Gestern Abend und heute den ganzen Tag bin ich in Verona umher gewandert. Das Amphitheater, obwohl es im Uebrigen mit dem Kolosseum in Rom keinen Vergleich aushält, ist dadurch sehr interessant, daß die sämmtlichen inneren Sitzreihen erhalten, respektive restaurirt sind, so daß man den vollständigen Eindruck eines solchen Zuschauerraumes erhält. Jetzt ist in der Arena ein hölzernes Theater aufgeschlagen, und ein kleiner Abschnitt der alten Sitzreihen dient den Zuschauern. Als ich heute Morgen dort war, hielt man gerade Probe. Es war ein Trauerspiel, aber die Schauspieler trugen ihre gewöhnlichen, verwahrlosten Tageskostüme. Einer brachte einen Anderen mit einem Stocke um, der einen Degen vorstellen sollte. Der Souffleur hatte die Kappe seines Sitzes bei Seite geschoben und schrie dazwischen. Die Mordscene mußte mehrmals wiederholt werden. Man konnte nichts Albereneres sehen, als diese triviale Scene in dem majestätischen alten Römerbau.

Verona besitzt mehrere merkwürdige alte Kirchen romanischen und gothischen Styles, besonders San Zenone Maggiore ist ein ehrwürdiger Bau. In ihm befindet sich ein schönes Altarbild Mantegna's und an den Wänden sonderbare alte Fresken. An einigen der Kirchen sieht man außen, ziemlich hoch, Sarkophage auf Konsolen oder in Nischen angebracht, eine Anordnung, welche ich noch nirgend gesehen. Sehr eigenthümlich sind ferner die Gräber der Scaliger, der leitenden Familie Verona's im vierzehnten Jahrhundert. Die Sarkophage stehen, mit reichem figürlichen Schmucke umgeben und von kunstvollen Baldachinen überdeckt, auf einem kleinen, eingefriedigten Platz recht mitten in der Stadt.

Ganz nahe bei diesen Gräbern liegen zwei mit höchst malerischen alten Gebäuden umgebene Plätze, die Piazza dei Signori und die Piazza delle Erbe. Besonders für den vom Norden Kommenden, der noch italienisches Leben nicht kennt, müssen diese Plätze mit ihrem lebhaften Getriebe bezaubernd sein. Im Uebrigen ist der Einfluß des deutschen Wesens in Verona nicht zu verkennen.

Gestern Abend, als ich im Mondenschein noch spät durch die menschenleeren Gassen schritt, erinnerte mich gar Manches an den Gebäuden und der ganze Habitus der Stadt an alte süddeutsche Städte. Man hört hier auch schon manches deutsche Wort auf der Straße und sieht viele Leute nach heimischer Art in Pantoffeln mit Holzsohlen gehen. Dagegen bemerkte ich mit Freuden, daß die Frauen sämmtlich Schleier statt der Hüte tragen. Leider ist diese schöne nationale Tracht aus Italien fast ganz verschwunden.

Morgen in aller Frühe fahre ich über die Grenze, gegen Mittag erreiche ich den Brenner. Wenn das Wetter so herrlich bleibt, wird es eine schöne Fahrt. Dies ist also mein letzter Gruß aus Italien. Will's Gott, so sehe ich das schöne Land noch einmal im Leben wieder!

Meinen nächsten Brief erhältst Du von deutschem Boden.

Kirchheimbolanden (Pfalz), den 24. April 1875.

Ich schreibe dieses im Hause O.'s. Mit rührender Herzlichkeit haben mich mein alter Jugendfreund und seine Frau empfangen, freundlicher ist nie ein heimkehrender Wanderer aufgenommen. Nun sitze ich am Fenster und mein Blick schweift über eine echt deutsche Landschaft. Zunächst liegt ein großer, einst fürstlicher Garten. Viele der alten Bäume sind von den späteren Besitzern gefällt, um Platz zu machen für Gemüsebeete und Wiesenland. Aber gleich links ist eine schattige Baumgruppe erhalten; dort steht auch noch eine Minerva aus rothem Sandstein, ein zopfiges Ding, aber diese eine Figur giebt doch dem ganzen Garten Charakter. Weiter hinaus hügeliges Land, Feld reiht sich an Feld, viele derselben prangen im herrlichsten Frühlingsgrün, andere sind eben gepflügt und bilden mit ihrer satten braunen Erdfarbe einen schönen Gegensatz zu den

grünen Flächen. Alles liegt im hellen Sonnenschein friedlich da, nur dann und wann fliegt ein Wolkenschatten über die fernen Felder.

Im Zimmer spielt einer von O.'s Knaben, ein so herziger kleiner Junge, wie nur einer existirt. Er jagt sich mit dem alten Kater umher, den mein Freund mit in die Ehe gebracht hat. Ich habe dem kleinen Gesellen versprochen, mit ihm in den Garten zu gehen, nun mahnt er mich. So muß ich mich kurz fassen, um Dir meine letzten Reiseerlebnisse zu schildern.

Ich hatte vorzügliches Wetter auf dem Brenner und konnte von der Bahn aus die Thäler und Berge gut übersehen. Mit dem Gotthardpaß kann sich der Brennerübergang indeß nicht messen. Auf dem Passe selbst lag schon kein Schnee mehr, die Bergspitzen waren aber überall noch weiß. So ging es durch Tyrol nach Innsbruck. Das Innthal war ganz herrlich, der weite Thalgrund lachend grün, die Berge mit tiefdunklen Tannen, die Felskuppen mit blendend weißen Schneehauben bedeckt.

Von Rosenheim nach München hatte ich gute Gesellschaft, eine Sennerin aus dem Hochland. Sie trug einen kleidsamen, schwarzen Strohhut mit großem, ganz flachen Rande; ihr reiches, blondes Haar hing in zwei dicken Zöpfen herunter. Ich freute mich des kerndeutschen Mädchens, das wie abgeschickt schien, mich über den Abschied von den schwarzäugigen Südländerinnen zu trösten. Wir wurden rasch bekannt, sie erzählte mir treuherzig alle möglichen Details von ihrer Alm und ihren Kühen, für welche Dinge ich ein lebhaftes Interesse zeigte, und was sie sonst noch wußte. Sie war auf einer Wallfahrt begriffen zur schwarzen Mutter Gottes in Ober-Etting. „Acht Tage vor Ostern dieses Jahres hat ein dürrer Kranz in der Hand dieses Marienbildes wieder frisch gegrünt, darum wallfahrten jetzt viel Leut' nach Ober-Etting", so erzählte sie.

Von München konnte ich nicht viel sehen, weil ein ganz abnormer Staub Alles verschleierte, so daß man die Augen kaum offen halten konnte. Ich war in der Frauenkirche, in der Basilika, in der Pinakothek. Leider mußte ich viel Zeit meines dortigen Aufenthaltes mit Nachforschungen nach meinem Koffer vergeuden, der ganz ohne meine Schuld in Alla vergessen war. Ich habe von einem Bureau zum andern laufen, und einige Thaler an Telegramme wenden müssen, ehe ich wieder in den Besitz meines Gutes gelangte. Und nun schimpft man so viel über die Unordnung auf den italienischen Bahnen! Dort ist mir nie das geringste Reiseunglück begegnet.

Von München fuhr ich nach Mainz, wohin mir mein Freund entgegen kam. Von hier fahre ich nach Saarbrücken zu F.'s, dann komme ich nach Haus. Nun aber nehme ich meinen kleinen O. an die Hand und laufe mit ihm in den Garten!

Saarbrücken, den 27. April 1875.

Auch hier der herzlichste Empfang. Ich sitze unter meinen lieben alten Freunden und erzähle und erzähle. Alle meine Raritäten habe ich ausgepackt, es macht mir schon jetzt die größte Freude, sie zu zeigen. Welchen Werth werden diese Erinnerungen erst in späteren Jahren für mich gewinnen!

Dazwischen musiziren wir in alter Weise Schubert und Schumann. Alle unsere früheren Lieblingslieder müssen gesungen werden. Dann wieder gehen wir hinaus auf die anmuthigen Anhöhen, welche die Stadt umgeben. Auch zum Spicherer Berg, diesem Ehrenfelde unseres Heeres, wurde ich geführt.

So gehen die wenigen Tage des Zusammenseins mit so lieben Menschen im Fluge dahin, genußreich und herzerfreuend über die

Maaßen. Und nun steht mir noch der Willkomm in der Heimath bevor, das Wiedersehen mit Dir, den Geschwistern und Freunden, — ach ja, es ist wohl schön, in der weiten Welt umher zu schweifen, aber nur für den, der weiß, daß sich ihm bei der Heimkehr treue Arme entgegen strecken werden!

Venedig.

XXVII.

Innsbruck, den 4. November 1875.

Montag Nachmittag fuhr ich von Harburg ab, zunächst nach Hannover, dann weiter über Cassel und Würzburg nach München. Es war unterwegs aus dem Wagenfenster nicht viel Erfreuliches zu sehen. Kahle Felder, bekeifte Wiesen, grauer Himmel. Nur die Wälder gewährten einen malerischen Anblick. Man sah jede Schattirung zwischen fahlem Gelb, Braun und tiefem Roth, Laubfarben so ernst und schwermüthig, wie sie nur diesen wenigen Grenztagen zwischen Herbst und Winter eigen sind. Um so lebhafter empfand ich das Glück, wiederum dem Süden zu zu fliegen. Wenn die Doktoren wüßten, wie ich mich freute, als sie doch noch eine kleine, nicht ganz geheilte Stelle in mir ausfindig machten und mir riethen, nochmals einen Winter jenseits der Alpen zuzubringen! Ich hätte laut aufjubeln mögen bei ihrem Ausspruch, merke ich doch eigentlich Nichts von diesem angeblichen Defekt. Er wird mich nicht daran hindern, meine Freiheit vollaus zu genießen.

Bis zur Ankunft in München betrachtete ich mich nur als ein möglichst rasch zu beförderndes Kollo, erst dort begann ich con amore zu reisen. In München selbst indeß blieb ich nur 24 Stunden. Obwohl es mich unter anderen Verhältnissen sehr locken würde, die vielen Kunstschätze der Stadt, von denen ich nur wenige gesehen habe, näher kennen zu lernen, konnte ich mich doch nicht zu einem längeren Aufenthalt entschließen. Ich sehe ja München gewiß wieder, jetzt zieht es mich allzu mächtig über die Alpen. Mich trieb auch

das Wetter weiter, es wehte ein eisig kalter Wind in den breiten geraden Straßen. Im Residenztheater, einem kleinen, sehr charakteristischen Roccoco-Gebäude, sah ich den „Wasserträger" von Cherubini. Mich lockte die alte, mir unbekannte Oper, welche wohl nur wenige Bühnen in Deutschland auf dem Repertoir haben. Die Aufführung bot nichts Hervorragendes.

Von München nach Innsbruck fuhr ich dritter Klasse. Wenn man Land und Leute kennen lernen will, darf man nicht zweiter oder gar erster fahren. Ich habe in meinem Leben nicht so grobe Gesellen gesehen, wie diese Tiroler. Ich verstand nicht Alles, was sie sagten, aber es war ein beständiges Gefluche. Schließlich geriethen zwei Kerle in unserem Wagen in heftigen Wortwechsel, obwohl sie durch ein dazwischen liegendes Coupé getrennt waren. Nachdem sie sich eine halbe Stunde lang, unbehindert durch die Anwesenheit mehrerer Frauen, die gemeinsten Schimpfreden an den Kopf geworfen hatten, nannte der Eine den Andern einen „Kastelmacher". Dies relativ sanfte Wort, dessen beleidigende Bedeutung ich nicht verstehe, brachte den Betreffenden völlig außer sich. Er stürzte sich, mit dem offenen Messer in der Hand, über die Zwischenwände des Wagens hinweg auf seinen Gegner, und hätten sich nicht die Uebrigen dazwischen geworfen, so wäre ich vielleicht Zeuge eines erbitterten Zweikampfes auf Leben und Tod gewesen.

Ich flüchtete mich in einen andern Wagen und gelangte zu drei Italienern. Ein alter Mann war gerade im Begriff, zwei jungen Leuten die Geschichte von der Sündfluth und der Arche Noah zu erzählen. Ich freute mich der bekannten Laute, die verheißungsvoll mein Ohr begrüßten. Der Alte begleitete seine Rede mit lebhaften Gesten und wußte besonders das allmählige Sinken der Fluth und das Auftauchen der Berge vorzüglich anzudeuten. Es waren Tunnelarbeiter, die in ihr Vaterland zurückkehrten.

Von dem schönen Innthal konnte ich nichts sehen, ein dichter Nebel hüllte Berg und Thal ein.

Innsbruck, den 5. November 1875.

Heute war sonniges, klares Herbstwetter. Als ich erwachte, glitzerte die Morgensonne auf den schneebedeckten Bergspitzen, und als ich auf die Straße trat, erquickte mich eine milde, südliche Luft.

Innsbruck liegt in einem weiten Thal in fruchtbarer, von mächtigen Bergen umsäumter Ebene. Die Felsen sind so hoch, daß man sie fast von allen Punkten der breiten, sauberen Straßen im Bilde hat.

Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist das Grabmal Kaiser Maximilians in der zu Anfang des 16. Jahrhunderts errichteten Franziskanerkirche. Das Erzbild des Kaisers kniet auf einem länglichen Postament, welches mit 24 Marmorreliefs bekleidet ist. Sie stellen Thaten und Erlebnisse Maximilians dar und sind von Alexander Colin ausgeführt. Man könnte sie auch plastische Gemälde nennen, denn Hunderte von Figuren, Heere, Landschaften und ganze Städte sind auf ihnen zu sehen. Die Skulptur ist hier wohl auf falschem Wege, aber davon abgesehen, sind diese Reliefs der höchsten Bewunderung werth.

Zu beiden Seiten des Denkmals stehen, gleichsam als Hüter des Grabes, 28 lebensgroße Erzfiguren, Verwandte und Vorfahren Maximilians. Die Statuen sind von verschiedenen Händen gearbeitet; nur wenige sind im künstlerischen Sinne schön, ihre Ausführung ist aber eine ganz vorzügliche. Sie sind durchaus realistisch gehalten und geben — sofern es sich um Personen aus der Zeit Maximilians handelt — genaue Auskunft über die damaligen Trachten und Rüstungen. Die Figuren stehen frei auf einem gemeinschaftlichen Sockel zwischen den Säulen, welche das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen, eine neben der andern. Diese naturalistische Aufstellung wirkt nicht günstig. Statuen verlangen ein angemessenes Postament und womöglich einen damit harmonirenden architektonischen Hintergrund. Stellt man — wie es hier geschehen — eine Reihe Figuren frei neben einander hin, sucht man ihnen auf diese Weise

das Ansehen lebender Personen zu geben, so erscheinen sie puppenhaft.

Nachmittags ging ich quer durch das breite Thal nach Schloß Amras. Auf den Feldern standen große Haufen von Maiskraut, an den Häusern aber hingen überall die schönen goldgelben Kolben zum Trocknen. Die hübschen Bauernhäuser mit ihren malerischen Holzgallerien und Schindeldächern sahen aus, als wenn sie zu einem Feste mit Fruchtguirlanden geschmückt seien.

Schloß Amras gehörte einst dem Erzherzog Ferdinand II., der dort mit seiner geliebten Frau, der Philippine Welser, glückliche Tage verlebte. Eine große Anzahl Gegenstände sind aus diesem Schloß nach Wien gebracht, trotzdem sind die Zimmer noch voll von Kuriositäten. Nach den Portraits zu urtheilen, muß die Welserin sehr anmuthig gewesen sein.

Das Schönste in dem alten Schloß ist jedenfalls die Aussicht aus den Fenstern. Man übersieht weithin das großartige Thal mit seinen fruchtbaren Feldern und ernsten Bergen. In entzückender herbstlicher Klarheit lag die reiche Landschaft vor mir. Als ich nach Innsbruck zurückging, goß die untergehende Sonne ein rosiges Licht über die schneeigen Gipfel.

Trient, den 6. November 1875.

Beim schönsten Wetter bin ich über den Brenner gefahren. Der Brennerpaß liegt nur 4485 Fuß hoch, also in einer Region, wo noch jedes Nadelholz gedeiht. In Schellenberg, eben jenseits der Wasserscheide, ließ ich den Zug seiner Wege fahren und stieg hinunter nach der Station Gossensaß. Ich wanderte mit einer Schaar von etwa dreißig Innsbrucker Corpsburschen, welche in Botzen einen Commers feiern wollten. Mit fröhlichem Gesange stiegen wir die Thalwand hinab, uns der großartigen Landschaft und der köstlichen, frischen Alpenluft freuend. Der Eisen-

bahnzug machte indessen eine große Schleife, und kroch durch mehrere Tunnel langsam abwärts. Erst zehn Minuten später als wir erreichte er den Bahnhof zu Gossensaß, und doch hatten wir uns nicht im Mindesten beeilt.

Die Tiroler Berge bilden nicht eine so scharfe Völker- und Klimagrenze, wie die weit höheren Schweizer Alpen. Wohl mancher Wanderer mag über den Brenner hinüber und herüber gezogen sein, ehe die ersten Hirten über den St. Gotthard zu klettern wagten. Die Deutschen sind ein gutes Stück über die Tiroler Wasserscheide nach Süden vorgedrungen. Selbst hier in Trient höre ich noch eben so viel deutsch wie italienisch sprechen. Beim St. Gotthard dagegen scheiden sich die Sprachen ganz scharf.

Riva, den 7. November 1875.

Ich habe eigentlich in Trient nur Halt gemacht, um nicht so ohne Weiteres mit der Bahn nach Italien hinein zu fliegen, und mir die Freude, das wonnige Land wiederum zu erreichen, etwas zu zu verlängern. Heute wollte ich weiter fahren. Als nun aber heute Morgen der hellste Sonnenschein auf den Bergen leuchtete, beschloß ich, die Eisenbahn ganz links liegen zu lassen und auf langsamerem Wege die Grenze zu überschreiten. Ich nahm mir einen Wagen und fuhr durch's Gebirge nach Riva am Gardasee. Der Weg war an landschaftlicher Schönheit überreich und ich bin ganz glücklich über meinen Einfall.

Zuerst windet sich die Straße ein kleines, gänzlich ödes, felsiges Seitenthal der Etsch hinauf, aus welchem heraus man entzückende Rückblicke auf Trient und das fruchtbare, große Etschthal hat. Dann gelangt man zu der Sarca, welche sich in den Gardasee ergießt. Das Sarcathal hat merkwürdige Formationen; fruchtbare Flächen, auf denen Wein, Oel und Feigen in üppiger Fülle wachsen, wechseln mit Strecken, auf welchen ungeheure Massen Felsstücke lose

über einander geschüttet liegen. An einigen Stellen gehen diese Steinmassen wie riesige Dämme quer durch das breite Thal. Augenscheinlich sind sie durch Gletscher, welche einst das Thal ausgefüllt haben müssen, an ihre jetzige Stelle gebracht, es sind „Moränen". Ich glaube auch den Schliff der Gletscher an den Thalwänden an mehreren Orten deutlich wahrgenommen zu haben.

Der Weg führt an einigen kleinen Seen vorbei. Die Luft war so vollständig windstill, das Wasser so absolut klar, daß man die gespiegelten Bilder ebenso deutlich sah, wie die Gegenstände selbst. Dadurch entstand eine seltsame, reizende Täuschung des Auges. Von einigen Punkten aus konnte man den Wasserspiegel mit dem besten Willen gar nicht mehr bemerken, es war, als wenn man in eine Vertiefung sähe, in welcher alle Gegenstände auf dem Kopfe stehen. Ich habe diesen eigenthümlichen und fesselnden Anblick noch nie gehabt.

Hier in Riva ist es wundervoll milde und warm. Ich saß heute Abend lange im Freien vor einem kleinen Wirthshaus und sah dem Monde zu, wie er die gewaltigen felsigen Vorgebirge magisch beleuchtete und seinen glitzernden Schein über den spiegelglatten See warf. Am Tische neben mir spielten drei österreichische Zollbeamte „Skat", in urdeutscher Gemüthlichkeit ihre langen Pfeifen schmauchend. Die Grenze läuft etwas südlich von Riva quer über den See.

Malcesine, den 8. November 1875.

Weißt Du, wo Malcesine liegt? — Wohl schwerlich. Es ist ein kleines Nest an der Ostseite des Gardasees. Ich fuhr hierher, um den herrlichen See auch von dieser Seite aus mit Muße zu betrachten. Goethe wurde seiner Zeit durch widrigen Wind gezwungen, in Malcesine einzulaufen. Er zeichnete das malerische alte Schloß über der Stadt, und wurde deshalb fast als Spion

arretirt, welche Begebenheit er in seiner „Italiänischen Reise" ausführlich schildert. Ich habe dasselbe Schloß gezeichnet, so gut ich eben konnte. Du weißt, ich habe mich zu Hause seit meiner Rückkehr mit großem Eifer bemüht, zeichnen zu lernen. Der Wunsch, skizziren zu können, hat mich auf meiner vorigen Reise unaufhörlich verfolgt. Mein Auge und meine Hand haben sich weniger ungeschickt erwiesen, als ich dachte; war ich doch auch ein wenig durch die Liebhabereien meiner Knabenzeit und meinen Beruf vorbereitet. Freilich werde ich es trotz allen Fleißes nicht mehr weit bringen, aber darauf kommt es für meine Zwecke nicht so sehr an. Die Freude liegt eben im Zeichnen selbst. Ein malerisches Objekt so genau und Zug für Zug anzusehen, wie es nöthig ist, um die Linien auf's Papier zu bringen, ist ein großer Genuß. Man photographirt die Dinge gleichsam in sich hinein. Gewiß ist, daß man sich dessen, was man gezeichnet hat, mit großer Schärfe für alle Zeit erinnert.

---

den 9. November.

Ich habe mich heute noch nicht von Malcesine trennen können. Es ist ein wahres Prototyp eines italienischen Fleckens, ein malerisches, schmutziges, liebes kleines Nest. Ueberragt von dem gestern erwähnten Schlosse, oder richtiger gesagt, Kastelle, gruppiren sich die Häuser um einen kleinen Hafen herum. Die engen, krummen Straßen führen häufig durch die verfallenen Häuser hindurch, hier und da streckt ein Feigenbaum seine großen Blätter aus einem Hofraum über den Weg. Hat man sich glücklich zu einem der dunklen Thore hinaus gefunden, so gelangt man nach allen Seiten sofort in Oelgärten. Malcesine liegt in einem Walde von Oelbäumen. Reizende Wege führen unter denselben die Küste entlang und die Berge hinauf, die schönsten Durchblicke auf den See gewährend.

Es mag wohl nur sehr selten ein Fremder sich hier aufhalten. Ein verwöhnter Mensch kann in Malcesine nicht dauern. Du solltest nur einmal meine Kammer sehen. Ein riesiges Bett, mit Hobelspähnen gestopft, ein uraltes Kanapee, ein wackeliger Tisch, ein Paar defekte Rohrstühle, ein erblindeter Spiegel und eine Miniatur-Waschkumme machen das Mobiliar aus. Im Fußboden ist ein großes Loch, durch welches man in die darunter liegende Stube hinab sieht.

Das Haus gehört einer alten Witwe, welche mit ihren beiden Töchern Nina und Luisa die Wirthschaft besorgt. Sie thun, was sie mir an den Augen absehen können, um mir den Aufenthalt behaglich zu machen. Nina, die ältere, ist leider ein wenig verwachsen, aber sie hat ein feines, liebes Gesicht. Luisa ist ein blühendes, naives Mädchen von 17 Jahren, das noch niemals aus Malcesine heraus war. Sie halten es für ihre Pflicht, mir Gesellschaft zu leisten. Dann und wann kommen sie ungerufen in's Zimmer und plaudern und lachen mir etwas vor. Luisa kuckt neugierig zu, wenn ich zeichne, und freut sich wie ein Kind, wenn sie erkennen kann, was es sein soll.

Abends, nachdem ich mein Pranzo überstanden habe, gehe ich in die Küche, welche zugleich als Gastzimmer dient und der größte Raum im Hause ist. Rings an den Wänden hängen saubere kupferne Geschirre und stehen auf Simsen wunderliche Kannen, Tassen und Gefäße aller Art. Auf dem großen niedrigen Heerde flackert ein Feuer, über welchem ein großer Wasserkessel hängt; zu beiden Seiten, aber noch auf dem Heerde selbst, stehen ein Paar bequeme, mit Leder gepolsterte Armstühle. Ich muß auf einem derselben Platz nehmen, denn dies sind die Ehrensitze. In der Mitte des Raumes steht ein großer Tisch, an welchem auf Holzbänken die Gäste sitzen. Da wird geraucht, gespielt, getrunken und gesungen. Nina und Luisa singen recht gut mit einander und einer der Gäste oder ich selbst brumme einen Baß dazu.

Das Sonderbarste im Hause ist ein gewisser Ort. Man sitzt auf einem Balkon, welcher nach einer engen Seitengasse sieht, den Blicken der unten Wandelnden durch eine Bretterbrüstung entzogen. Im Uebrigen genießt man die freie Luft und hat den Vortheil, zugleich seinen Pflichten obliegen und mit den Nachbarsleuten ein sinniges Gespräch führen zu können.

---

den 10. November.

Auch heute habe ich mich den ganzen Tag in der Umgegend von Malcesine umher getrieben. Wie gesagt, man geht beständig unter Oelbäumen. Niemals bisher habe ich so alte gesehen, wie hier, man wundert sich, daß diese geborstenen, verwitterten, verkrüppelten Stämme noch den Saft aufsaugen können. Niemand weiß, wann die ältesten gepflanzt sind, doch glaubt man, daß sie über tausend Jahre zählen, was gern wahr sein mag.

Es ist jetzt gerade Oelernte. Auf langen Leitern stehen die Leute an den Bäumen und sammeln die Oliven in ihren Schurz. Manche singen dabei Ritornelle mit einem ganz eigenthümlichen Tonfall, sie endigen stets mit einem langen, getragenen Tone, welcher bei der ruhigen Luft weit über den See schallt. Einer antwortet dem andern, in dieselbe Tonart einfallend, oft aus großer Entfernung; auch hört man sie zweistimmig singen, stets glockenrein.

Ich habe versucht, Oelbäume zu zeichnen; es ist schwierig. Das Laub ist so fein, daß gar keine Schatten entstehen und man überall durch dasselbe hindurch sieht. Am liebsten zeichnete ich in der Stadt selbst, überall giebt es vorzügliche Motive. Aber ich habe dazu noch keine rechte Courage, es laufen gleich alle Leute zusammen. Als ich gestern den kleinen Hafen skizzirte, sammelte sich eine Schaar von einigen zwanzig Menschen, große und kleine, um mich. Sie hatten es besonders auf das Opernglas abgesehen, welches ich bei

mir hatte. Ich mußte es ihnen lassen und sie sahen Alle der Reihe nach hindurch. Ich gelte für einen „pittore“, die armen Leute sind eben keine Kritiker.

---

den 11. November.

Heute regnete es, erst gegen Abend klärte es sich auf. Ich besah mir einige Citronenpflanzungen, deren es hier, besonders aber auf der gegenüber liegenden Seite des Sees, in Tremosine und Limone, viele giebt. Die Bäume wachsen zwischen hohen Steinpfeilern. Auf diese und die Gartenmauer wird im Herbst ein Dach gelegt. Im Winter wird noch eine Bretterwand mit Fenstern davor gesetzt, so daß dann die Bäume in einem geschlossenen Schuppen stehen. Im Freien würden sie die Winterzeit nicht überdauern.

Heute Abend in der Küche: Große politische Kannegießerei mit den Honoratioren von Malcesine. Die Wirkungen des Besuches unseres Kaisers in Mailand sind selbst in diesem entlegenen Neste an der Grenze zu spüren. Italien und Deutschland haben dasselbe Schicksal gehabt — haben jetzt ganz gleiche Interessen — Cavour und Bismarck, die beiden größten Männer des Jahrhunderts, gleich groß — Cavour aber doch noch ein bischen größer — Unser Kaiser schöner großer Mann, Victor Emanuel dafür dick — u. s. w. Ewige Freundschaft fortan zwischen Italien und Deutschland! — Viva l'Italia, viva la Germania! Allgemeines Händedrücken und Anstoßen — Kling, Kling, Kling!

Darauf großes Konzert. Bruder Franzesco ist nach Hause gekommen, ein bildschöner Junge von etwa 20 Jahren, der spielt wundervoll auf der Harmonika. Ich sang: „Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold“ — Bravo, Bravo, da capo! — Also noch einmal.

---

den 12. November.

Heute Mittag fahre ich weiter über Peschiera nach Vicenza. Ich bliebe gern noch in dieser reizenden Gegend und unter den guten Leuten. Aber ich möchte doch auch gern von dem jetzigen milden Wetter und dem Vollmond in Venedig profitiren. Eigentlich wollte ich von dort aus meinen ersten Brief an Dich absenden, nun sich aber meine Reise verzögert hat, mögen meine ersten Grüße von hier aus zu Dir gelangen. Ich bin glücklich, wieder in Italien zu sein, wo mich Alles anheimelt. Ich kenne nun die Sprache genügend, um mich mit Jedermann unterhalten zu können. Die Hauptsache aber ist das entzückende Gefühl der völligen Freiheit, deren ich mich nun wiederum erfreue. Zum zweiten Male habe ich einen Winter vor mir, in welchem ich ganz meinen Neigungen leben kann, das ist ein beglückender Gedanke!

XXVIII.

Vicenza, den 13. November 1875.

Gestern Mittag schied ich von Malcesine. Nina und Luisa schenkte ich zum Andenken ein Paar bunte Seidentücher, die ich von einem Hausirer gekauft hatte. Sie waren schrecklich bunt, aber eben deshalb gefielen sie. Die ganze Familie brachte mich an's Schiff, auch einige meiner politischen Freunde vom vorigen Abend drückten mir noch die Hand. Dann führte mich das kleine Dampfschiff rasch von dannen.

Die Ufer des Gardasees sind entzückend. Starre Felsparthien wechseln mit Olivenwäldern und Citronengärten, alte malerische Städte, zerfallene Kastelle und Ruinen mit modernen Schlössern und sauberen Villen. Am südlichen Ende des Sees verflachen sich die Ufer, um so mächtiger erscheinen dem Zurückblickenden die schneebedeckten Berge im Norden. In Peschiera landete ich und ein Schnellzug brachte mich in zwei Stunden nach Vicenza.

Vicenza ist der Geburtsort Palladio's, des großen Baumeisters der Hochrenaissance. Es existiren hier eine Reihe Paläste und öffentliche Gebäude von ihm, wenn er auch wohl nicht Alles gebaut haben mag, was ihm die Leute in Vicenza zuschreiben. Palladio wendet die antiken Baugedanken rücksichtslos und großartig auf moderne Zwecke an. Dem Bestreben, antike Formen zu schaffen, ordnet er alles Uebrige, auch wohl zuweilen sogar die Zeckmäßigkeit der Gebäude unter. Im Detail bewahrt er sich hingegen viel Freiheit. Ich habe kaum eine im griechischen Sinne ganz korrekte Säule ge-

sehen. Es mag sich dies dadurch erklären, daß dem Palladio die römischen Bauten zum Vorbild gedient haben, und zu seiner Zeit die griechischen Monumente wenig bekannt waren, ferner mag er auch häufig durch das zu Gebote stehende Material zu Konzessionen geführt worden sein. Die Säulen sind zum Beispiel fast durchgängig aus Ziegelsteinen aufgeführt und glatt mit Putz überzogen. Es mag dem Palladio widerstrebt haben, die Kannelirung in Mörtelputz aufzutragen, da dieser an so ausgesetzten Stellen sehr leicht abfällt. Daß er gern Kannelirungen an seinen Säulen gehabt hätte, sieht man aus seinen, im hiesigen Museum aufbewahrten Skizzen und Entwürfen, auf welchen die Säulen meistens in korrekter Weise mit solchen versehen sind.

Am interessantesten von Palladio's Bauten war mir das Teatro olimpico. Sowohl die Bühne als der amphitheatralische Zuschauerraum ist durchaus nach antiken Vorbildern gebaut, nur ist das Ganze mit einem Dache versehen. Ich möchte wohl einmal die Antigone in dieser würdigen Umgebung aufgeführt sehen.

Nachmittags besuchte ich die „Villa rotonda", welche etwa eine halbe Stunde vor der Stadt liegt. Wir würden das Gebäude schwerlich eine Villa nennen, es ist ein hoher Kuppelraum, wie in einer Kirche, an welchen sich nach allen vier Seiten jonische Tempelvorhallen anschließen. Von diesen führen grandiose, breite Treppen in den Garten. Es ist ein vornehmer Bau und es muß kein kleinlicher Bauherrr gewesen sein, der diesem Plane des Palladio seine Zustimmung gegeben hat. Besonders behagliche Zimmer und eine angenehme Hauseinrichtung hat er indessen nicht bekommen, wenigstens nicht, wenn man diese einigermaßen im Verhältniß zu den Kosten des Baues erreicht sehen will.

Abends sah ich in einem ganz kleinen Theater, wo der erste Platz 75 Centesimi kostete, ein Volksschauspiel und eine Farce. Leider wurde in dem hiesigen Dialekt gesprochen, den ich nur zum Theil verstand. Das Spiel der Leute war ganz vorzüglich und noch

weit dem überlegen, was zum Beispiel die plattdeutsche Schauspielgesellschaft unter Schulz' Direktion leistet, obwohl diese in ihrem Genre in Deutschland den ersten Rang einnimmt. Gewiß sind einige jener plattdeutschen Schauspieler vortrefflich, hier aber wurde jede Rolle geradezu meisterhaft gegeben.

Venedig, den 17. November 1875.

Seit drei Tagen bin ich in Venedig. Was soll ich Dir davon sagen! Es sieht ungefähr gerade so aus, wie ich es mir gedacht habe. Wir Deutschen kennen wohl keine italienische Stadt so gut wie Venedig. Unzählige von uns haben sie gesehen und von ihr erzählt; den Markusplatz mit seinen Gebäuden haben wir Alle eben so oft abgebildet gesehen, als den Kölner Dom und das Straßburger Münster, wenn nicht öfter. In Hunderten von Romanen haben wir von Jugend auf von den Kanälen, den Brücken, der Lagune und den Gondeln gelesen. Uns Hamburgern besonders wird es leicht, sich nach alle dem Gehörten ein Bild der Stadt zu machen. Die vielen Kanäle, die Möglichkeit der Erbauung großer Gebäude im und am Wasser können wir uns sehr gut vorstellen.

Zweierlei fiel mir bei meiner Ankunft auf. Erstens bekam ich einen wahren Schrecken, als ich am Bahnhofe die ersten Gondeln sah und mit meinem Gepäck in eine solche einsteigen sollte. Die Dinger sehen aus wie schwimmende Leichenwagen und im ersten Augenblick glaubte ich, sie seien gekommen, um Särge abzuholen. Die ganze Gondel ist schwarz, das Holzwerk, die Kissen, das Dach. Letzteres ist mit schwarzem Tuch überzogen und mit schwarzsammtenen Schleifen, Bordüren und Quasten verziert. Es ist genau dieselbe unheimliche Pracht, die wir bei vornehmen Begräbnissen anwenden.

Zweitens wunderte ich mich über den verhältnißmäßig guten Zustand der Gebäude. Ich habe häufig sagen hören und gelesen, Venedig sei entsetzlich verfallen, nur beim Mondenscheine, wenn die

Einzelheiten sich verschleierten, könne man sich eine Vorstellung machen, wie es einst gewesen, dann erschienen die traurigen Ruinen wieder im alten Glanz. — Nichts von dem ist der Fall. Entweder muß in den letzten Jahren viel reparirt sein oder diese Behauptungen gehen von Leuten aus, die von Italien Nichts gesehen haben, als diese eine Stadt. Venedig sieht nicht verfallener aus, als jede andere alte italienische Stadt. Man baute hier von jeher massiv und kernfest, es schadet in den Augen eines Italieners der Brauchbarkeit eines Hauses nicht, wenn hier und da ein Stück Zierrath abfällt. Vor der Wuth, alles Alte zu überputzen und weiß anzustreichen, hat ein guter Gott die Venetianer bewahrt. Die Brücken, so viele ihrer sind, befinden sich alle in allerbestem baulichen Zustande, und die Straßen sind vorzüglich gepflastert.

Ich habe meine ersten Tage nach gewohnter Weise mit Umherschlendern und Gondelfahren auf's Gerathewohl, ohne Bädeker, zugebracht. Abends auf dem Markusplatz und der Piazetta ist es wundervoll, denn es ist Vollmond. Dabei ist noch so warmes, mildes Wetter, daß man mit Behagen bis spät in die Nacht vor den Kaffeehäusern sitzt.

---

den 18. November.

Heute war ich auf dem Lido. Es wehte ein steifer Ostwind und auf der Seeseite stand eine mächtige Brandung. Ich ging Stunden lang am Strande auf und ab und sah den Wellen zu, wie sie majestätisch heranrollten und donnernd auf den weißen Sand schlugen. Ich liebe nun einmal das Meer von jeher und kenne nichts Herzerfrischenderes, als dem Tosen der Wellen zuzusehen und die feuchte, salzige Luft einzuathmen, welche der Brandung entsteigt. Dann legte ich mich in die Dünen. Ich hätte mir einbilden können, auf Sylt zu sein, so unbegrenzt sah ich über die Wogen und so völlig war die Meereseinsamkeit. Kein Schiff zu sehen. Und nun

denke Dir, welcher Wechsel, wenn man sich erhebt und landeinwärts über die niedrige Düne sieht! Da liegt die große Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln, Thürmen, Palästen und Schiffen weit ausgebreitet unmittelbar vor den Augen! — Nach dem Lido werde ich wohl noch oft übersetzen.

---

den 19. November.

San Marco ist ein Gebäude, an welchem ein der Kunst Beflissener manchen Tag studiren kann. Es ist eigentlich nicht schön zu nennen, nicht einmal imposant, aber es ist sehr merkwürdig. San Marco besteht ganz für sich und findet seines Gleichen nicht auf Erden. Das ist ganz natürlich, denn die Verhältnisse, unter denen dieser Bau entstand, haben sich nirgends wiederholt.

Burckhardt sagt mit Recht: San Marco ist weniger eine Kirche als ein Prachtgehäuse für die Gebeine des Schutzheiligen, das Palladium des Inselstaates.

Im Jahre 828 kauften sich Venetianische Bürger den Leichnam des heiligen Markus in Alexandria und brachten ihn nach ihrer Vaterstadt. Die Venetianer gaben in Folge dessen ihrem bisherigen Schutzpatron St. Theodor den Abschied und erkoren sich statt seiner den Markus. — Le mieux est l'ennemi du bien. — Man setzte den heiligen Leichnam in der Kirche bei, welche damals an der Stelle des jetzigen San Marco lag. Diese brannte 976 gänzlich ab. Ohne Verzug begann man mit der Errichtung einer neuen, prächtigeren, an welcher hundert Jahre lang gebaut und dekorirt wurde. Erst 1094 konnte die feierliche Einweihung der fertigen Kirche vor sich gehen. Seitdem ist an derselben Vieles verändert, und manche Verzierung hinzugefügt, aber das Wesentliche des alten Baues steht doch noch heute wohl erhalten da.

Die Grundform ist die byzantinische: eine mittlere Kuppel, an welche sich vier Kreuzarme anschließen, die ebenfalls von Kuppeln

überragt werden. Um den ganzen vorderen Kreuzarm zieht sich eine Vorhalle herum.

Die Wahl des byzantinischen Styles erklärt sich aus den Handelsbeziehungen Venedigs zu Konstantinopel und dem Orient überhaupt. Die Venetianer hatten ohne Zweifel die Absicht, ein Gebäude zu errichten, welches alle vorhandenen übertreffen sollte, auf die Kosten kam es dem damals schon reichen Inselstaate nicht an. Aus dem ganzen Orient schleppten sie auf ihren Schiffen kostbares Baumaterial aller Art zusammen, darunter nicht weniger als etwa 500 Säulen, welche innen und außen an der Kirche angebracht wurden. Man sieht an ihnen alle möglichen Marmorarten und die Kapitäle bilden eine wahre Musterkarte der verschiedenartigsten Formen. Ich konnte zu meiner Verwunderung kein einziges antikes Kapitäl ausfindig machen, wohl aber fand ich solche, die durch Umänderung antiker Formen entstanden sein können. Man scheint im Allgemeinen nur die vorhandenen Säulenschäfte benutzt und neue Kapitäle zu denselben gemeißelt zu haben.

Außen und innen ist die Kirche durchweg mit Marmor bekleidet, so weit die Wandflächen nicht mit Mosaiken geschmückt sind. Letztere bedecken einen Raum von vierzigtausend Quadratfuß! Sie sind, so weit sie aus den ersten Jahrhunderten nach dem Bau der Kirche stammen, unzweifelhaft von griechischen Künstlern ausgeführt, und als solche archäologisch und kunstgeschichtlich interessant. Einen eigentlichen Kunstgenuß werden die einzelnen Bilder wohl nicht gewähren, in ihrer Gesammtheit bilden sie aber eine feierliche und prächtige Dekoration.

Diese allgemeinen Notizen über die Markuskirche mögen Dir für heute genügen, zur genaueren Besichtigung der Einzelheiten bin ich selbst noch nicht gekommen.

den 20. November.

Vor der Kirche auf dem Markusplatze, etwas zur Seite, steht der Glockenthurm. Wie die meisten seiner Art in Italien, steht er frei da, ohne baulichen Zusammenhang mit der Kirche. Der Campanile von San Marco ist eigentlich kein schöner Thurm, aber man gewinnt ihn doch bald lieb. Er ist ebenso eigenartig und für Venedig charakteristisch, wie der Dogenpalast und die Seufzerbrücke, wie die Säulen auf der Piazetta und die Masten vor San Marco. Kernfest und mächtig wächst er empor, wie seiner Zeit der Staat Venedig selbst; kein Quersockel, keine Ornamente irgend welcher Art hemmen die einfach nach oben strebenden Linien. Nachdem er so schlicht und gerade in die Höhe gewachsen, bis er Alles ringsum weit überragt, ist sein Ziel erreicht. Nun werden die strengen Linien durch eine luftige Plattform unterbrochen, von der man Umschau halten kann nach allen Seiten. Und darüber hängen zwischen zierlichen Säulen die großen Glocken, welche weit hinaus schallen über das Meer. Ueber den Säulen steigt der Thurm noch ein wenig empor, dann deckt ihn ein schlichtes, derbes Dach. Ganz auf der Spitze steht ein goldener Engel, der sich mit dem Winde dreht, dem Schiffer ein fernhin sichtbares Wahrzeichen.

---

den 21. November.

Heute ist ein großes Kirchenfest in Santa Maria della Salute. Ueber den Canal grande sind zwei Schiffbrücken zu beiden Seiten der Kirche geschlagen, damit die Gläubigen bequem hin und her kommen können. Leider ist ein Hundewetter, der Regen fließt in Strömen und dazu weht noch ein heftiger Wind. Es ist nicht ohne Gefahr, über die schmalen, schlüpfrigen, nicht eingefriedigten Brücken zu gehen, fast wehte eine Frau vor meinen Augen in's Wasser. In der prunkvollen Kirche, zu welcher man auf einer imposanten, breiten Marmortreppe hinauf steigt, waren der Altar und

das Marienbild mit vielen Kerzen hell erleuchtet, auch war eine Menge kostbarer Kirchengeräthe zur Schau gestellt. Ein Priester in goldgewirktem Talar segnete das Volk. Die Kirche ist zum Andenken an das Erlöschen einer furchtbaren Pest im Jahre 1630 gebaut, und demselben ist auch das alljährlich wiederkehrende Fest gewidmet. Bei gutem Wetter soll an diesem Tage ganz Venedig nach Santa Maria della Salute hinüber pilgern, um der Mutter Gottes zu danken und die neuen Wintertoiletten zu zeigen.

---

den 22. November.

Gestern Abend war ich im hiesigen Marionetten-Theater. Ich habe eigentlich früher nie ein solches gesehen, denn was an derartigen Vorstellungen auf unseren Weihnachtsmärkten zu sehen ist, verdient diesen Namen nicht. Dies ist ein gar nicht so kleines, wirkliches Theater mit Logen, Rängen und einer geräumigen Bühne. Alles sieht so aus wie in andern Theatern, nur der Souffleurkasten fehlt.

Nach einer von etwa zehn Musikanten ausgeführten Ouvertüre hob sich der Vorhang und die Vorstellung begann: ein grausiges Trauerspiel voll Leidenschaft, Verführung, Mord und Rache. Dazwischen machte der Hanswurst seine Späße, wie das auf der volksthümlichen Bühne Italiens noch überall Sitte ist. Nun hättest Du aber sehen sollen, wie vorzüglich die Sache gemacht wurde. Die Rollen wurden von mehreren Personen sehr ausdrucksvoll gesprochen und dieselben Personen bewegten ohne Zweifel zugleich die Puppen. Ich war ganz erstaunt über die geschickten Bewegungen, welche Letztere ausführten, sie begleiteten jeden Satz mit einer entsprechenden Geste, und zwar waren diese keinegswegs stereotyp, sondern je nach dem Sinne sehr verschieden. Was mich aber am meisten wunderte, war, daß eine deutliche Charakterzeichnung zu Wege gebracht wurde. Da war eine vornehme Dame, welche sich mit vieler Grandezza benahm, ihre plappernde Zofe aber war die Beweglichkeit selbst. Ein

leidenschaftlicher Ritter deklamirte mit gewaltigen Armbewegungen, ein Mönch dagegen erhob langsam und feierlich seine Hände.

Die schwache Seite der Puppen ist das Gehen. Die Frauen mit ihren langen Gewändern haben es gut, sie schweben so über den Fußboden hin. Aber die Männer! Entweder müssen sie hopsen oder sie schleifen ihre Beine, respektive eines derselben nach. In dieser Hinsicht wird man mitunter lebhaft an die lebenden Schauspieler erinnert. Bekanntlich wird auf unseren Bühnen Verzweiflung traditionell durch Nachschleifen des einen Beines ausgedrückt. Sollte diese Geberde, welche dem Leben nicht entnommen sein kann, etwa von dem Marionettentheater herstammen, wo sie aus mechanischen Gründen unbeabsichtigt entsteht?

Das Publikum folgte der Vorstellung mit großer Aufmerksamkeit. In der That ist es durchaus nicht auf Persiflage abgesehen, man nimmt die Sache vollkommen ernst. Die Dekorationen sind hübsch, die Puppen, welche nur wenig unter Lebensgröße zu sein scheinen, sorgfältig angezogen und leidlich lebenswahr. Nur die Beine sind unheimlich dünn, wahrscheinlich aus technischen Gründen.

Ich muß gestehen, daß mich das Ganze überrascht hat. In dieser Form scheint mir das Marionettentheater seine volle Berechtigung zu haben. Naive Menschen werden von diesen Vorstellungen wirklich ergriffen. Der Hauptvortheil liegt darin, daß der Eintrittspreis sehr billig sein kann, da ja die Puppen keine Gage bekommen. Hier zahlt man im Parterre 5, in den Logen 10, und auf der Gallerie 3 Soldi. Ein solches Schauspiel kann von den Aermsten besucht werden und ist deshalb im Stande, einen erziehenden Einfluß auf jene Schichten der Gesellschaft auszuüben, denen der Besuch eines wirklichen Theaters zu theuer ist.

Ich möchte, wir hätten solche Marionettentheater in Deutschland. Es wäre Nichts im Wege, durch sie unsere klassischen Dramen in geeigneter Bearbeitung dem Volke bis in die untersten Schichten bekannt zu machen. Freilich wäre die Hauptbedingung zum Erfolge,

daß die Rollen so ausgezeichnet recitirt würden, wie ich es hier gestern hörte.

Mit dieser Theaterkritik möge mein erster Brief aus Venedig schließen. Nimm diesen und etwa folgende nachsichtig auf. Man kann ja nicht von hier schreiben, ohne tausendmal Beschriebenes und Erzähltes zu wiederholen; das Meiste, was ich Dir mittheile, wirst Du längst wissen. Aber die Berichterstattung an Dich ist mir zur lieben Gewohnheit geworden, und so mußt Du es Dir schon gefallen lassen, noch einmal durch mich von Venedig zu hören.

XXIX.

Venedig, den 24. November 1875

Ich beschrieb Dir in meinem vorigen Briefe den Markusthurm, seitdem habe ich ihn mehrmals bestiegen. Man kommt sehr bequem hinauf, zwischen dem inneren vierkantigen Kern und der ebenso geformten Außenmauer steigt man auf einem schwach geneigten Wege — nicht auf Stufen — allmählig bergan. Oben auf der Plattform angelangt, weiß man nicht, wohin sich zuerst wenden, denn nach allen Seiten bietet sich eine weite, herrliche Aussicht!

Zunächst übersieht man den Markusplatz mit seinem lebhaften Getriebe aus der Vogelperspektive, dann verliert sich das Auge neugierig in die endlosen Zinnen und Zacken der Markuskirche und des Dogenpalastes. Von Letzterem erblickt man zugleich die alte gothische Straßenfronte und die im reichsten Renaissancestyl gehaltene Hoffaçade in merkwürdigem Gegensatze. Natürlich übersieht man auch die ganze Stadt mit ihren zahllosen Dächern, Thürmen und Kuppeln, doch aber ist man nicht hoch genug, um die Kanäle zu erblicken, selbst den Lauf des Kanal grande kann man nicht verfolgen. Von den etwa 400 Brücken konnte ich nur eine einzige entdecken. Dicht gedrängt stehen die Häuser da, überragt von sonderbaren, hohen Schornsteinen, welche sich oben kelchförmig erweitern. Venedig nimmt einen bedeutenden Flächeninhalt ein, und charakteristisch für dies große Stadtbild ist, daß die Umrisse nach allen Seiten durch die umgebende Lagune scharf begrenzt sind, während bei andern großen Städten die Grenzen zwischen Stadt und Land durch Vor-

städte und einzelne hinausgebaute Häuser verwischt werden. Nach Westen zu verbindet ein langer, schnurgerader Eisenbahndamm Venedig mit dem Festlande, er erscheint wie ein feiner Stengel, an dem die Stadt wächst. Auf der flachen Küste des Festlandes sieht man die Häuser von Mestre und manchen anderen Ortschaften, bei klarem Wetter begrenzen die schneebedeckten Friauler Alpen in schönen Linien den nördlichen Horizont.

Aber nicht lange vermag man sich dem Festlande zuzuwenden, immer wieder lockt die andere Seite des Thurmes. Von dort schweift der Blick über die Lagunen, Insel reiht sich an Insel, so weit das Auge reicht; alle sind sie mit Häusern, mit Kirchen, mit Forts bedeckt, die sich in der blauen Wasserfläche klar abspiegeln! Hinter ihnen ziehen sich lange, schmale Streifen, die Lidi von San Erasmo, von Malamocco und Palestrina entlang als sichere Schutzwehren gegen das offene Meer, das sich jenseits grenzenlos ausbreitet. Große und kleine Schiffe aller Art fahren zwischen diesem Inselllabyrinth aus und ein, viele Tausend aus dem Wasser ragende Pfähle zeigen ihnen die engen Rinnen, in denen das Fahrwasser läuft. — Ein unermeßliches Bild, reizvoll und eigenartig, das in der Welt nicht seines Gleichen hat!

---

den 25. November.

Die Lage Venedigs kann sich derjenige leicht vorstellen, der die Inseln und Halligen an der Westküste Schleswigs kennt. Wie Romoe, Sylt, Amrum u. s. w. dort, so bilden hier die Lidi langgestreckte schmale Inseln, welche sich parallel mit dem Festlande hinziehen. Zwischen diesen Außeninseln und der Küste befindet sich an beiden Orten ein seichtes Wattenmeer, aus welchem dort die Halligen, hier die Lagunen inseln emporragen. Aber diese beiden Wattenmeere sind nicht auf gleiche Weise entstanden.

Sylt und, so viel ich weiß, auch die übrigen schleswigschen Außeninseln sind altes Land, sie gehören der Tertiärperiode an und haben einst mit dem Festlande zusammen gehangen. Das Meer hat sich in's Land hineingewühlt und so diese hervorragenden Punkte zu Inseln gemacht. Anders sind die Lagunen entstanden. Die Küste des Festlandes war hier von jeher eine ganz flache Niederung, von der Brenta, der Etsch und anderen Gewässern durchströmt. Diese Flüsse trugen Schlamm und Sand in's Meer hinaus, so weit ihre Stromkraft reichte. Wo diese aufhörte, fielen die festen Theile zu Boden und es entstanden lang hingestreckte Sandbänke. Sodann muß sich allmählig der Meeresspiegel gesenkt haben, die Sandbänke und höheren Punkte innerhalb derselben traten zu Tage und wurden zu Inseln. Die äußeren, die Lidi, erhöhten sich durch Sandwehung zu Dünen, ein Vorgang, den man auf den friesischen Inseln noch jetzt beobachten und sogar künstlich hervorrufen kann.

In diesem Zustande befanden sich die Lagunen, als die ersten Veneter, von den Wogen der Völkerwanderung im fünften Jahrhundert gedrängt, sich auf die Inseln flüchteten. Die unfruchtbaren sandbedeckten Außeninseln konnten nur Fischern und Schiffern passende Wohnplätze bieten, die inneren, aus fruchtbarem Schlamme bestehenden dagegen auch zu Ackerbau und Viehzucht dienen. Aus diesen Anfängen entstand der Staat und die Stadt Venedig, deren Aufgabe es stets blieb, sich gegen das Meer zu wehren und ihre Weitereristenz auf der schwierigsten aller Baustätten zu ermöglichen. Im Laufe der Zeit wurden ungeheure Arbeiten zum Schutze der Inseln und zur Verbesserung der Lagune ausgeführt. Die Außeninseln, die Lidi, wurden an ihren schwachen Stellen durch gewaltige Steindämme, die sogenannten „Murazzi", befestigt. Des von den Flüssen beständig zugetragenen Schlammes, welcher trotz allen Austiefens die Fahrrinnen der Lagune zu verstopfen drohte, erwehrte man sich dadurch, daß man die Flüsse durch Kanäle und Deiche ableitete und zur Seite der Lagune in's Meer führte. Größere Wasserbauten

sind wohl nirgends in der Welt ausgeführt, und wenn man bedenkt, daß diese gigantischen Arbeiten, zu deren Vollendung Jahrhunderte gehörten, nicht von einem großen monarchischen Staat, sondern von dem kleinen Volke ausgeführt wurden, welches auf den Inseln hauste, so bekommt man einen tiefen Respekt vor der Thatkraft und Ausdauer dieser Leute. Die österreichische Regierung hat in anerkennenswerther Weise ferner bedeutende Arbeiten zum Schutze der Lagune unternommen.

Jetzt ist die Lagune ein flaches Binnenmeer mit verhältnißmäßig klarem Wasser, mit vielen wohl bebauten Inseln, auf denen die Menschen gesund und sicher leben. Daß Venedig nicht mehr die Bedeutung hat wie einst, ist eine Folge von weltgeschichtlichen Ereignissen, welche abzuwenden nicht in der Macht der Venetianer lag. Den Kampf mit dem Meere aber haben sie ruhmvoll und als Sieger für alle Zeit bestanden.

---

den 26. November.

In meinem Zimmer habe ich einen Kasten mit Mais. Wenn ich Morgens ausgehe, stecke ich mir einige Hände voll in die Tasche und füttere damit die Tauben auf dem Markusplatze. Tausende sitzen auf den Zinnen der Kirche, des Dogenpalastes und der Procurazien. Sie sind alle übereins, grau mit grünem Halse, und merkwürdig zahm. Stellt man sich auf den Platz und streckt die mit Mais gefüllte Hand aus, so kommen die zierlichen Vögel in Schaaren angeflogen. Sie setzen sich auf die Hand, den Arm, ja auf den Hut, so viele ihrer ankommen können. Eine verdrängt die andere, um den Mais aus der Hand zu picken. Bald umgiebt auch ein dichter Schwarm die Füße, um die fallenden Körner aufzulesen. Sie sind so dreist, daß man ganz still stehen und sich sehr in Acht nehmen muß, sie nicht zu treten. Ist das letzte Korn verschwunden, dann schwirrt der ganze Schwarm mit sinnverwirrendem Flügelgeklapper auf ein Mal in die Höhe.

Es giebt zwei Erzählungen über die Entstehung dieser Taubenschwärme. Nach der einen haben Brieftauben dem Admiral Dandolo bei der Bekämpfung Candia's im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts große Dienste geleistet und auch die Nachricht von der Eroberung der Insel zuerst nach Venedig gebracht. In Folge dessen sollen diese Tauben und ihre Nachkommenschaft von den Venetianern gehegt und gepflegt sein.

Andere meinen, daß die Sitte, die Tauben zu schonen, wie so Manches aus dem Orient nach Venedig gekommen sei. In Arabien sei es seit uralter Zeit und noch heute Gebrauch, Tauben in den Höfen der Moscheen zu halten. Vor Alters habe man nun in Venedig am Palmsonntag während des Gottesdienstes Tauben aus den Kirchen auffliegen lassen. Diese seien unter die Dächer und Zinnen der Gebäude am Markusplatze geflüchtet und dort in Nachahmung der erwähnten arabischen Sitte gepflegt und von Staats wegen gefüttert worden.

Dem sei nun wie ihm wolle, die Taubenschwärme auf dem Markusplatze gehören seit alter Zeit zu den Eigenthümlichkeiten Venedigs. Gegenwärtig ist ihre Ernährung von der Versicherungs-Gesellschaft „Assicurazioni generali" übernommen. Daß die zierlichen Thiere ungefährdet ihr Leben fristen, wirft ein gutes Licht auf das venetianische Volk. Eine Taube ist doch immer ein guter Braten und nichts ist leichter, als eines der zahmen Thiere zu fangen. Aber es scheint, daß selbst die Aermsten lieber hungern, als sich an den Tauben von San Marco vergreifen.

---

den 27. November.

In Romanen pflegt Venedig als eine Stadt geschildert zu werden, in welcher es statt Straßen Kanäle giebt und man sich nur mittelst Gondeln von einem Punkte zum andern bewegen kann. In Wirklichkeit kann man überall hin zu Fuße gelangen und im Grunde

genommen fährt man nicht öfter in einer Gondel als bei uns in einem Wagen, also wenn man zu faul oder zu müde ist zum Gehen, wenn das Wetter schlecht ist oder auch aus Freude am Fahren. Allerdings sind die Gassen außerordentlich enge, etwa wie in Hamburg im „Gängeviertel", aber sie sind durchweg mit großen Fliesen gepflastert und meistens sauber. Alle Augenblicke steigt man über eine kleine, gewölbte, mit Stufen versehene Brücke. Wegen des Lichtes bei Tage möchte man die Gassen wohl breiter wünschen, des Verkehrs wegen brauchen sie es nicht zu sein, denn sie sind nur für Fußgänger. Es giebt in der That in Venedig weder einen Wagen, noch irgend ein lasttragendes Thier, alle Transporte geschehen zu Wasser. Venedig muß deshalb für manche Leidende ein vorzüglicher Aufenthalt sein; kein Wagengerassel belästigt jemals die Nerven, kein Straßenstaub die Lunge.

Abends sind die kleinen Gassen gut beleuchtet, besonders hell diejenigen in der Nähe des Markusplatzes. In ihnen reiht sich ein Laden an den andern, viele sind nach der Straße zu ganz offen, so daß man alle ausgelegten Waaren übersehen kann. Da schlendert man denn umher, besieht sich die tausenderlei Sachen und nicht weniger die tausenderlei Menschen. Alles geht friedfertig in den engen Wegen durch einander, englische Lords und Mohren von Tunis, stolze Venetianerinnen und spuckende Yankees, feine Modegecken und Matrosen mit nackter Brust. Das Behagliche ist, daß eben nie ein Wagen Gedränge und Getöse verursacht. Man vergißt ganz, daß man auf der Straße ist, und glaubt sich in einem großen Bazar. Aehnlich ist es in dem alten Stadttheile von Genua.

Unter den Kolonnaden des Markusplatzes konzentriren sich die Kaffees und die Juwelierläden. Denke Dir den Hof des Palais royal in Paris, so hast Du ein gutes Bild. Die Damen können sich nicht satt sehen an den ausgelegten Schätzen, während die betreffenden Ehemänner mit besorgtem Gesicht daneben stehen. Ich sehe hier übrigens wohl reiche, aber nicht so schöne Schmucksachen,

wie ich erwartet hatte. Das Gute darunter stammt augenscheinlich aus Rom, oder ist wenigstens nach römischen Zeichnungen gearbeitet.

---

den 29. November.

Venedig hat mit Florenz den Zauber gemein, daß seit der Blüthe der einheimischen Kunst die Tradition nicht unterbrochen ist. Kein äußerer Feind hat zerstörend in der Stadt gewüthet und die Barockzeit, welche so vieler Orten in Italien die schönen Werke der früheren Zeit bis zur Unkenntlichkeit verhunzt hat, ist hier auffallend schonend aufgetreten. Die merkwürdigen alten Gebäude dienen zwar nicht mehr alle dem ursprünglichen Zwecke, aber sie stehen doch unverfallen da. So weit sie dem Staate gehören, sind sie in letzter Zeit in pietätvoller Weise restaurirt. Die Skulpturwerke und Bilder befinden sich zum weitaus größten Theile noch an derselben Stelle, für welche sie geschaffen wurden. Wie ganz anders aber die Kunstwerke in ihrer charakteristischen und bedingenden Umgebung wirken, als in Reih' und Glied in Museen aufgestellt, wird Dir verständlich sein. Uebrigens fehlen auch solche nicht: in der „Accademia delle belle arti" hat man angesammelt, was in Folge baulicher Veränderungen hat dislocirt werden müssen und was man sonst noch hat erlangen können. Daneben giebt es noch das Museo Correr, eine Sammlung von Gemälden und allerhand Raritäten, welche vor zwanzig Jahren von dem Nobile Teodoro Correr dem Staat vermacht wurde und seitdem durch Vermächtnisse und Ankäufe bereichert ist.

Wenn es schlechtes Wetter ist — wie in letzter Zeit fast immer — gewähren mir diese Sammlungen den erfreulichsten Aufenthalt. Mit meinem „Crowe and Cavalcaselle, New History of Painting in Italy" in der Hand, suche ich Einsicht in die Entwickelung und Eigenthümlichkeiten der Venetianischen Schule zu gewinnen.

Der Aufschwung der Malerei in Venedig begann verhältnißmäßig spät. Ein Einfluß Giotto's auf die Maler des Trecento ist kaum zu spüren. Bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinein tragen die einheimischen Bilder einen unbeholfenen und dem byzantinischen Style verwandten Charakter. Zwei Künstlerfamilien waren es, welche dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, in energischem Wettstreit mit einander ringend, die Malerei in schnellen Schritten auf eine hohe Stufe hoben: die Vivarini und die Bellini. Die ersteren kennst Du wohl besser unter dem Namen „die Muranesen"; sie lebten auf Murano, der nördlichen Nachbarinsel der Stadt Venedig.

Der Stammvater der Bellini, Jacopo, war ein Schüler des Gentile da Fabriano, eines liebenswürdigen umbrischen Malers, der mir aus Florenz wohl bekannt ist. Dem Einfluß desselben Künstlers schreibt man auch die erste Entwickelung der Schule auf Murano zu, obgleich thatsächliche Beweise hierfür fehlen. Von größter Wirkung auf beide war sodann die in dem nahen Padua von Squarcione geleitete Schule, deren größter Mann der Dir wohl bekannte Mantegna war.

Schließlich gewannen die Bellini die Oberhand, hauptsächlich dadurch, daß sie die durch Antonello da Messina nach Venedig gebrachte Oelmalerei sofort in vorzüglichster Weise anwandten, während die Muranesen sich in die neue Technik nicht recht zu finden wußten. Der Wettstreit erlosch völlig, als im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Alwise Vivarini starb, während sein Nebenbuhler Giovanni Bellini, obgleich schon ein alter Mann, auf der Höhe seines Könnens und seines Ruhmes stand. Alwise hinterließ keine nennenswerthen Nachfolger, Giovanni dagegen war von zahlreichen Schülern und Anhängern umgeben, unter ihnen Giorgione, Sebastian del Piombo, Palma Vecchio und Tizian. Als er im Jahre 1516, neunzig Jahre alt, sich zum Sterben legte, da konnte er auf ein arbeitsvolles Leben zurücksehen, das gesegnet war, wie selten ein

anderes. In stetigem Fortschritt hatte sich zu seinen Lebzeiten die Malerei seiner Vaterstadt bis zur höchsten Blüthe entfaltet, er durfte mit Stolz sagen, hauptsächlich durch sein eigenes Verdienst.

Manche der Bilder Giovanni Bellini's sind von großem Reize. Seine Madonnen sind Jungfrauen von bezaubernder Anmuth, Einfachheit und Lauterkeit, wie sie Raphael kaum rührender malt. Die Heiligen, die sie umstehen, sind überaus würdige, von edlem inneren Leben bewegte Gestalten, die Engel, welche an den Stufen ihres Thrones ihre Melodien ertönen lassen, voll himmlischer Schönheit. Viel äußeres Leben ist in einer solchen „santa conversazione" nicht vorhanden; die Heiligen stehen in harmonischem, stillen Frieden bei einander, beseligt durch die Gegenwart der Jungfrau und des Kindes.

Der Charakter der entwickelten venetianischen Schule des sechzehnten Jahrhunderts ist Dir bekannt. Unsere deutschen Gallerien enthalten zahlreiche vorzügliche Werke jener Epoche. Das blühende Kolorit derselben ist von Giovanni Bellini's Zeiten her sprichwörtlich geworden. Die Darstellung großartiger, ergreifender Vorgänge ist weniger ihre Sache als die Schilderung eines genießenden, reichen, vornehmen und schönen Daseins. Es sind meistens „Existenzbilder", wie Burckhardt sich treffend ausdrückt. Die Darstellung des Schönen wird bei ihnen zuerst Zweck des Bildes. Diese wonnevollen Weiber auf den venetianischen Bildern thun nichts, sagen nichts, bringen keinen bestimmten Charakter zum besonderen Ausdruck. Sie beglücken schon durch ihre Existenz allein; nur in ihrer Nähe zu weilen, auch ohne in Beziehungen zu ihnen zu treten, ist ein hohes Glück, dem man sich in stiller, seliger Trunkenheit hingiebt. Man würde nicht wagen und nicht wünschen, sie anzureden, wenn sie lebten; man möchte sie nur immerdar anblicken dürfen.

Die Perle aller Frauenbilder dieser Art ist für mich die heilige Barbara des Palma Vecchio in Santa Maria Formosa. Die Heilige ist in voller, blühender Jugendschönheit, aufrecht stehend, dargestellt.

Ihre königlichen Glieder sind von reichen, wallenden Purpurgewändern umhüllt; auf ihrem wunderschönen, von tief blondem Haar umrahmten Haupte trägt sie einen Schleier und eine Zackenkrone. Mit der Rechten hält sie einen Palmenzweig wie einen Scepter. So steht sie majestätisch da, das Urbild reifer, wahrhaft königlicher Schönheit. Sie sieht den Beschauer heiter und ruhig mit ihren großen, wonnigen Augen an; sie weiß, daß sie herrscht, ohne zu befehlen, und nimmt die dargebrachten Huldigungen als etwas Selbstverständliches entgegen.

---

den 1. Dezember.

Seit mehreren Tagen regnet es unaufhörlich. Heute ist nun gar noch ein heftiger Wind dazu gekommen, der das Wasser gewaltsam in die Lagune getrieben hat. Die Gondeln können die Brücken nicht mehr passiren und ein Theil des Markusplatzes steht unter Wasser. Unter den Kolonnaden an der Nordseite tragen Männer in Wasserstiefeln oder mit nackten Beinen die Passanten hin und her. Nun — mir als Hamburger sind solche Scenen gerade nichts Neues. Die armen Tauben sitzen trübselig unter den Bogengängen und viele hundert haben sich in die Vorhalle von San Marco geflüchtet.

Bei solchem Wetter ist die Enge der Straßen doch einigermaßen hinderlich. Da sie meistens nicht so breit sind, daß zwei Regenschirme neben einander Platz haben, so muß einer von zwei Begegnenden sich entschließen, den seinigen so hoch zu heben, daß der andere unter demselben hindurch kann. Da die Italiener nun sehr höfliche Leute sind, so will jeder so artig sein, woraus dann folgt, daß die Schirme sich oben doch stoßen. So kann es kommen, daß Beide ihre Regendächer eine Zeit lang gleichzeitig auf und nieder bewegen, ehe es ihnen gelingt, mit einem höflichen „Scusi“ an einander vorbei zu kommen.

---

den 3. Dezember.

„Und der Regen der regnet jeglichen Tag!" — Hätte Shakespeare nicht schon diese Worte geschrieben, so würde ich sie vielleicht bei Gelegenheit dieses Briefes erfunden haben. Der erste Ton, der mich beim Erwachen begrüßt, ist Regengeplatter, und Abends wiegt mich dasselbe monotone Geräusch in den Schlaf.

Bedaure mich indeß des schlechten Wetters wegen nicht allzu sehr, denn in gewisser Weise kommt mir das trübselige Wetter sehr zu Statten. Der Wunsch, meine kunstgeschichtlichen Kenntnisse auf breiterer Basis aufzubauen, hat mich veranlaßt, zunächst die griechische Periode auf's Neue und in ausführlicherer Weise vorzunehmen. Seit ich unterwegs bin, treibe ich alte Geographie, griechische Geschichte und Kunstgeschichte. Ich mache mir Auszüge und lerne Daten und Namen wie ein Schuljunge auswendig. Da mag es denn regnen, so viel es will, ich sitze in meinem behaglichen, merkwürdiger Weise mit einem Ofen versehenen Zimmer und vertiefe mich in jene herrliche, griechische Zeit, die ihres Gleichen nicht gehabt hat auf Erden. Man muß es aus eigener Erfahrung wissen, um es ganz zu begreifen, welche harmonische Stimmung und Heiterkeit, welche Unabhängigkeit von den täglichen Ereignissen aus solch einer ernsten, alle Geisteskräfte fesselnden Beschäftigung erwächst. Man kann diese Sachen nicht so nebenbei betreiben, etwa in den Mußestunden eines mit ganz anderen Interessen ausgefüllten Berufslebens. Man muß, so wie ich jetzt, in der glücklichen Lage sein, den ganzen Menschen daran zu geben. Wenn es sein müßte — ich würde augenblicklich mit größter Seelenruhe eine Gefängnißhaft antreten, wenn ich nur so viel Bücher und Schreibmaterial, wie ich wollte, mitnehmen dürfte.

Eine unmittelbare Anwendung des Gelernten zu machen, bietet sich in Venedig selten Gelegenheit. Hier sind nur wenige antike Monumente, unter diesen allerdings einige sehr merkwürdige, von denen ich Dir ein anderes Mal erzählen will. Dagegen werden mir

in Sicilien manche Ueberreste der griechischen Zeit zur Anschauung kommen. Aber ich treibe die kunstgeschichtlichen Studien nicht so sehr, um daraus augenblicklichen Nutzen auf meiner diesmaligen Reise zu ziehen, als aus allgemeinem und dauerndem Interesse an diesen Dingen. Da wende ich denn meine erste freie Zeit auf die Kunstepoche, die mir die liebste ist, und in welcher gut zu Hause zu sein mir am meisten am Herzen liegt.

XXX.

Venedig, den 5. Dezember 1875.

Als ich mich gestern Abend zu Bette legte, lullte mich wie gewöhnlich der Regen in den Schlaf, heute Morgen aber schien zu meinem Erstaunen die helle Sonne in mein Zimmer. Ich zog mich rasch an und erreichte noch eben das täglich nach Chioggia fahrende Dampfboot.

Wir fuhren in den frischen Morgen hinein. Ueber dem Wasser lag noch ein leichter Nebel, aber die Sonne gewann bald die Uebermacht. Herrlich spielte ihr Schein um die Thürme und Zinnen Venedigs, das in blendender Helle hinter uns lag, und funkelnd strich sie über das leicht gekräuselte Meer vor uns. Wie köstlich ist ein solcher sonniger Morgen nach vierzehntägigem Unwetter, wie köstlich ein Klima, in welchen solche Tage im Dezember möglich sind!

Chioggia liegt am südlichen Ende der Lagune. Wir steuerten durch das Inselgewirr vor Venedig hindurch nach dem Lido von Malamocco. Dann ging die Fahrt an diesem und dem Lido von Palestrina entlang, bis wir nach etwa drittehalb Stunden unser Ziel erreichten. Chioggia ist wie Venedig von der Lagune umgeben und von Kanälen durchschnitten. Die etwa 27000 Einwohner leben von Schifffahrt und Fischfang. Die Stadt ist gänzlich arm an sogenannten Merkwürdigkeiten, aber ein Eldorado für die Marinemaler. Viele hundert Fischerbarken von eigenthümlicher Form mit bunt bemalten Segeln liegen in den Kanälen und der Lagune, fahren ein und aus.

Ein guter Stern führte mich sogleich auf den Fischmarkt, der eben in vollem Gange war. Was für ein Getümmel und Geschrei! Alle Sorten Fische, Krebse und Mollusken waren in Unzahl am Markte; sie essen Alles, was nur in der See herum kriecht: Muscheln, Schnecken, Seesterne, See-Igel, Dintenfische und andere scheußliche Polypen. Männer und Weiber haben ein wettergebräuntes, vertrocknetes Aussehen; die letzteren hüllen, abweichend von venetianischer Sitte, den Kopf und den ganzen Oberkörper in ein weißes Tuch, aus denen die braunen hageren Gesichter mit den kohlschwarzen Augen hexenartig hervor lugen.

Die guten Leute schienen in mir einen vornehmen Käufer zu wittern, mit dem gut Geschäfte zu machen sei. Von allen Seiten umringten sie mich, mir mit den lebhaftesten Gestikulationen ihre Waare anpreisend und entgegen haltend. Einer war so hartnäckig, mich, mit einem großen zappelnden Fisch in der Hand, durch die halbe Stadt zu begleiten, als ich davon ging. Dabei rief er beständig: „Was für ein wundervoller Fisch! Hat der Herr jemals solch ein prachtvolles Thier gesehen? Himmel, was ist das für eine Schönheit von einem Fisch! Ein wahres Wunder! Und so fett! Fühle der Herr nur einmal! In der ganzen Lagune giebt es keinen zweiten wie diesen, bei San Martino! Und so billig! so billig! nur zwei Lire! unglaublich billig! — Ich hätte den in der That verlockenden Fisch gern gekauft, schon dem spaßhaften Kerl zu Liebe, aber was damit beginnen? Er war so groß, daß sich Viere an ihm hätten satt essen können.

Mein Appetit nach Fischen war indeß rege geworden. Nachdem ich die Hauptstraßen der Stadt durchschlendert hatte, kehrte ich in eine Trattoria ein und ließ mir ein Gericht Sardinen in Oel braten. Wie überall in den kleinen italienischen Wirthshäusern, war der Heerd in dem Gastzimmer selbst, und der Wirth kam mehrmals mit der prasselnden Pfanne zu mir gelaufen, um zu hören, ob die Fische nun braun genug seien. Sie schmeckten vortrefflich und

ebenso die Flasche Chianti, welche der Wirth erst von einem Nachbar holte, da sein Wein nicht gut genug für einen „cavaliere“ sei. — Es ist überall so in Italien, kommt man den Leuten freundlich entgegen, so sind sie äußerst dienstwillig und thun für ihren Gast, was sie können.

Dann nahm ich mir eine Barke und fuhr nach der zwischen Chioggia und dem offenen Meere liegenden Landzunge von Sottomarina. Sie ist ganz schmal und nach außen zu durch Quadermauern, „murazzi“ geschützt, von welchen ich Dir schon neulich erzählte. Hier konnte ich die Konstruktion dieser Mauern in der Nähe besehen, es sind wahre Riesenwerke. An der Basis 52 Fuß breit, fallen sie an der Lagunenseite lothrecht ab, nach dem Meere dagegen senken sie sich in drei Terrassen. Dabei ragen sie 9 Fuß über die gewöhnliche Fluthhöhe empor. Sie sind aus riesigen istrischen Marmorquadern erbaut, und vor denselben sind noch eine Menge loser Felsstücke in's Meer geworfen, an denen sich die erste Wuth der Wogen bricht. Ich lese, daß diese Mauern auf Sottomarina und diejenigen auf den Lidi von Palestrina und Malamocco, welche einen noch mächtigeren Querschnitt haben, zusammen nicht weniger als 5227 Meter Länge haben. Außerdem ist noch, um die Einfahrt von Malamocco gegen Versandung zu schützen, eine ähnliche Mauer von 2122 Meter quer in's Meer hinein gebaut. Diese Werke haben viele Millionen gekostet und müssen in ihrer grundfesten Ausführung den Neid jedes Wasserbau-Technikers erregen.

Auf der Landseite von Sottomarina liegen eine Menge Häuser dorfartig neben einander, so daß man zwischen ihnen hindurch gehen kann, was in Italien selten ist. Alle Welt war im Freien und wärmte sich in der Sonne. Die Frauen trugen rothe Tücher turbanähnlich um den Kopf gewunden. Da sah man denn nun wieder jedes häusliche und gewerbliche Geschäft im Freien vornehmen. Was soll ich von diesem Treiben noch wieder erzählen? Es ist ja überall

hier zu Lande dasselbe, mir aber bleibt es immer gleich neu und anziehend. Man sieht eben die reizendsten Genrebilder zu Dutzenden. Hier spinnt ein steinaltes Mütterchen und die Katze hascht ihr nach der Spindel, dort klopfen drei starke Männer mit großen Hämmern auf einen Stockfisch los, als wenn sie ein Stück Eisen abschmiedeten. Ein Schuster zieht seinen Pechdraht und singt dabei eine pathetische Arie aus dem Troubadour, natürlich mit dem gehörigen Tremolo; mitten auf dem Wege liegen zwei faule Kerle und spielen Karten. Jeder thut und treibt, was er will oder muß, offen und ohne Scheu vor dem Andern.

Es hat etwas Rührendes, so unmittelbar in die Existenz dieser armen Menschenklasse hinein zu blicken, zu sehen, wie Jeder in seiner Weise bemüht ist, sein bischen Leben zu fristen, seine armselige Lage zu verbessern, oder das Wenige genießt, was er eben errungen hat. „Du lieber Gott! was doch der Mensch für ein armes gutes Thier ist!" möchte man mit Goethe ausrufen.

Endlich war es Zeit zur Rückkehr. Ich fuhr mit der Barke durch die Hauptkanäle von Chioggia nach dem Anlegeplatze des Dampfbootes, und bald darauf ging dieses ab. Die Sonne sank tiefer und tiefer. Ueber die Lagune breitete sich jener satte, orangegelbe Ton, den Claude Lorrain so gern malt. Wasser und Luft schwammen am Horizonte in einen lichten, zauberischen Dunst zusammen. Die fernen Schiffe schienen völlig in der Luft zu schweben, ein märchenhafter Anblick! Von ferne tönten die Abendglocken von Venedig über die stille Lagune daher, kein Lüftchen kräuselte die weite Wasserfläche. Die Häuser, die Kirchen auf den Lidi, die Forts auf den inneren Inseln spiegelten sich in räthselhafter Klarheit in der blauen Fluth. Als wir Venedig erreichten, da lag hinter der Stadt ein gluthrother Abendhimmel, gegen den sich die Thürme und Kuppeln in haarscharfen Umrissen abhoben. An der Riva aber blinkten schon freundlich die Lichter. Inzwischen war es kalt geworden, fröstelnd stieg ich an's Land und doppelt gastlich erschien

mir der helle Markusplatz und die eleganten Restaurationszimmer des Caffe de' Quadri, in welches mich der auf der Seefahrt gewonnene Hunger schleunigst hinein trieb.

---

den 7. Dezember.

Man muß es den italienischen und venetianischen Behörden rühmend nachsagen, daß sie für die Erhaltung der Baudenkmäler der Stadt redlich das Ihrige thun. So ist in neuerer Zeit auch der Dogenpalast gründlich restaurirt, und wenn nicht eine Feuersbrunst denselben zerstört, so kann das ehrwürdige Gebäude noch manches Jahrhundert stehen. Die prachtvollen oberen Säle dienen jetzt keinem praktischen Zwecke mehr, man will sie erhalten, wie sie sind, und nicht ferner durch irgend welche Verwendung abnutzen. Im unteren Stocke befindet sich die berühmte Markusbibliothek und ein neu begründetes archäologisches Museum.

Es mag wohl kein Rathhaus in der Welt geben, welches an Fülle geschichtlicher Erinnerungen dem venetianischen gleichkommt. Seit 820 befindet es sich auf der gleichen Stelle, mehrfach ist das Gebäude zerstört, verbrannt und wieder aufgebaut, aber doch immer auf den alten Grundmauern. Der jetzige Bau stammt aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, die inneren Façaden aus dem sechzehnten. Vom architektonischen Standpunkte aus muß man die Schwere des oberen Stockwerkes über den luftigen Säulengängen tadeln, aber die künstlerische Kritik tritt bei diesem Gebäude ganz in den Hintergrund. Ob die damaligen Venetianer das eigentliche Wesen des gothischen Styles begriffen haben oder nicht, kommt wenig in Betracht; daß sie ganze Kerle waren, voll Tüchtigkeit und Energie, davon redet das Rathhaus mit lauten Zungen Jedem, dem es gegeben ist, aus den Werken der Architektur den Charakter der Erbauer sich zu vergegenwärtigen.

Nach außen macht der Dogenpalast trotz seiner zierlichen

Säulengänge einen ernsten, ja strengen Eindruck, im Innern tritt dem Beschauer dagegen vor Allem die Macht und der Reichthum des Staates, die Prachtliebe seiner Bürger entgegen. Die Treppen, die Hallen und Säle sind aus dem kostbarsten Material erbaut, die Decken überreich vergoldet, die Wände durchaus mit Wandgemälden überdeckt. Welche Menschen einst in diesen Räumen sich bewegten, wie sie sich kleideten und geberdeten, lehrt ein Blick auf diese riesigen Bilder, in welchen Tizian, Tintoretto, Paul Veronese und andere Maler das Leben ihrer Zeit mit Meisterhand dargestellt haben. Es waren Aristokraten vom reinsten Wasser, diese Senatoren und Prokuratoren, und mit königlicher Würde saßen die Dogen auf ihrem Throne. Man möchte, sie kämen wieder daher geschritten, diese adeligen Männer, in ihren prächtigen Gewändern, geleitet von ihren Pagen und Mohren, und sammelten sich zur Rathssitzung. Da ist ja noch Alles vorhanden, der Thron des Dogen, die Sessel der Räthe, die Gestühle für die Senatoren! Welch ein herrlicher Anblick muß es gewesen sein, wenn diese stolzen Männer sich in dem goldgeschmückten Saale gruppirten, und wie mögen die fremden Gesandten gestaunt haben, wenn sie über die marmornen Treppen und durch eine Reihe von Prunksälen vor eine solche Versammlung geführt wurden!

Nun liegen diese Räume in schweigender Ruhe da. Armselige Menschen mit Gummischuhen an den Füßen und Regenschirmen unter dem Arm gehen darin umher und suchen sich nach Bädeker zu orientiren. Andere werden von schnatternden Ciceronen eilig entlang getrieben. Aber auch so noch übt der alte Palast eine große Wirkung auf den Beschauer aus und Nichts ist mehr geeignet, ein Bild von dem Glanze und der Macht des alten Venedigs zu geben, als ein Gang durch seine denkwürdigen Räume.

den 8. Dezember.

Als ich gestern Abend, um den Mondschein zu genießen, nach der Riva ging, sangen dort zwei Männerchöre, Gondoliers und Fischer. Sie waren, etwa je sechzehn Mann stark, einige hundert Schritte von einander aufgestellt und sangen abwechselnd. Das klang nun recht schön über das Wasser hin und ich freute mich schon über den musikalischen Sinn des Volkes. Aber ich erfuhr zu meiner Ernüchterung bald, daß die Leute nur auf Bestellung und für Geld singen. Für 40 Francs kann sich der Fremde diese Zuthat zur Mondscheinbeleuchtung verschaffen. Eigentliche Volkslieder trugen sie nicht vor, es waren richtige moderne Männerquartette mit zum Theil schwierigem Satze, sogar Fugen fehlten nicht. Die Leute sangen diese Sachen aus dem Kopfe flott und sicher herunter, ohne viel Ausdruck, aber glockenrein und mit gutem Klange.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Dir einiges Allgemeine über die Vokalmusik in Italien sagen, so weit ich jetzt darüber urtheilen kann. Die Italiener werden durchaus mit Recht ein musikalisch begabtes Volk genannt. Sie haben ein sehr gutes Gehör und sicheres Gefühl für den Rhythmus. Kaum jemals hört man eine falsche Note oder einen Taktfehler.

Die Männerstimmen sind meistens klangvoll, weich und sehr biegsam, man hört oft aus kleinen Werkstätten und Dachkammern heraus überraschend schöne Tenor- und Barytonklänge ertönen. Tiefe Baßstimmen sind auch hier selten.

Weit weniger scheint Apollo den Weibern gewogen. Schon beim Sprechen fällt der scharfe und harte Klang der meisten Frauenstimmen auf. Ihr Gesang ist gewöhnlich gellend und unmelodisch, die Reinheit des Tones kann hierfür nicht entschädigen. Hat einmal Eine eine schöne Stimme, so wird sie darum nirgend mehr geschätzt als in Italien.

Leider hört man fast niemals Volksweisen, an denen das Land doch so reich ist. Alle Welt singt Verdi'sche Opernmelodien, und

zwar stets in der auf der Bühne beliebten affektirten Manier, je theatralischer, desto besser; das Tremolo darf ja nicht fehlen. Die Opernmusik scheint überhaupt in Italien jede andere Gattung zu verdrängen. Wie selten hört man einmal in den Kirchen eine gute musica sacra! Selbst die Orgelspieler scheinen nur widerwillig Kirchenmusik zu spielen, sobald sie freie Hand bekommen, fallen auch sie in eine Opernmelodie. Es giebt zwar in den großen Städten Vereine, welche, wie bei uns, Oratoriengesang und Konzertmusik pflegen, aber ihrer sind doch nur sehr wenige. Ich glaube, daß in Hamburg allein mehr ernsthafte Konzerte stattfinden, als in ganz Italien zusammen genommen.

---

den 9. Dezember.

Venedig besitzt, wie ich Dir schon neulich schrieb, wenig antike Monumente, darunter jedoch einige von größtem Werthe: die Löwen vor dem Arsenal und die Pferde über dem Mittelportal der Markuskirche.

Zu den Seiten des Landeinganges des Arsenals halten vier antike Löwen von pentelischem Marmor Wache. Zwei derselben sind kolossal; der eine liegt in majestätischer Ruhe auf seinem Postament, der andere dagegen sitzt hoch aufgerichtet da und schaut gewaltig und ruhig vor sich hin. Es ist eigentlich außer der einfachen Großheit und Würde nichts besonders Schönes an ihm zu entdecken, seine Formen sind abgescheuert und stumpf. Und doch rieselt es mir jedesmal durch's Mark, wenn ich den ernsthaften alten Kerl sehe, denn es ist nach glaubwürdiger Ueberlieferung derselbe Löwe, den die Athener auf dem Schlachtfelde von Marathon aufstellten, zum Andenken ihres ruhmreichen Sieges über die Perser. Da mag ihm wohl Alles recht kleinlich vorkommen, was jetzt um ihn vorgeht, er gedenkt jener unsterblichen Helden, welche in kleiner Schaar sich todesmuthig auf die Heeresmassen der Barbaren stürzten und die

Freiheit und Existenz ihrer Stadt in siegreicher Schlacht retteten. Was hat der alte Löwe seitdem nicht Alles gesehen! Sein Rücken und seine Schultern sind mit allerhand sonderbaren Zeichen bedeckt; es sind, nach Aussage der Gelehrten, normännische Inschriften. Kühne Seefahrer des Nordens, welche an den griechischen Küsten umher schwärmten, haben sie eingeritzt. Im Jahre 1687 wurde der Löwe vom Piräus nach Venedig gebracht, und seitdem steht er auf seiner jetzigen Stelle. Sie ist nicht unwerth solchen Schmuckes, denn vom Arsenal auslaufend, hat manche Flotte ruhmreiche Siege erfochten.

Die vier Pferde über dem Mittelportal von San Marco sind von Bronze und vergoldet. Auch sie haben eine merkwürdige Geschichte. Ursprünglich sollen sie den Triumphbogen des Nero in Rom geschmückt haben und von dort durch Konstantin nach Byzanz gebracht sein. Gewiß ist, daß sie dort Jahrhunderte lang im Hippodrom gestanden hatten, als der neunzigjährige Doge Enrico Dandolo im Jahre 1204 an der Spitze eines Kreuzheeres die Stadt erstürmte. Unter der reichen Siegesbeute, welche damals nach Venedig kam, befanden sich auch die vier Bronzepferde. Zuerst brachte man sie in's Arsenal, dann an ihre jetzige Stelle. Aber noch einmal mußten sie Italien verlassen. Napoleon schleppte sie 1797 nach Paris, von wo sie im Jahre 1815 zurück kamen.

Es sind prachtvolle Pferde und schon dadurch merkwürdig, daß sie das einzige aus dem Alterthum erhaltene Viergespann bilden. Ich bin neulich von einer Gallerie im Innern der Kirche aus unter Führung des Küsters bis ganz in ihre Nähe gelangt und habe sie mir genau betrachtet. Es mag sein, daß ein moderner **Sportsman** an den Pferden Manches zu tadeln fände; englische Vollblutrenner sind es *nicht*, aber nach Art der Alten Typen des ganzen Geschlechtes, an denen jedes Zufällige und Absonderliche vermieden ist.

Diese Pferde scheinen den Künstlern in Venedig von jeher zum Vorbild gedient zu haben. Alle die Reiterstatuen auf den Gräbern

der Feldherren in den Kirchen zeigen denselben Typus. Auch Verrocchio hat sie augenscheinlich zum Muster genommen, als er das vorzügliche Denkmal des General Colleoni auf dem Platze vor Santi Giovanni e Paolo schuf. Die heranwachsende Jugend Venedigs, welche ja lebendige Pferde niemals zu sehen bekommt, muß sich nach allen diesen urwüchsigen Rossen eine gewaltige Vorstellung von der gesammten Thiergattung machen. Wie mag der Junge enttäuscht werden, wenn er an's Festland kommt und den ersten Karrengaul erblickt!

XXXI.

Venedig, den 11. Dezember 1875.

Seit einigen Tagen ist es sehr kalt. Nachts friert es mehrere Grade und heute thaute es sogar bei Tage nicht auf. Die Italiener sind merkwürdig wenig empfindlich gegen die Kälte. Sie schlagen sich den Mantel noch einen Zoll höher um die Nase, hocken aber nach wie vor vor den Kaffeehäusern. Ich sah heute sogar ein Paar feine Damen in gar nicht besonders warmen Kostümen im Freien sitzen und — ein Glas Eis verzehren. Mich schauderte, als ich das sah. Zu dem alltäglich auf dem Markusplatze stattfindenden Militärkonzerte kamen gerade heute viele Damen. Vielleicht war ihnen die Gelegenheit erwünscht, alles Pelzwerk, das sie besaßen, zu zeigen. Die Italienerinnen lieben solches außerordentlich, sie tragen es weniger der Wärme wegen als zum Schmuck, niemals nach innen gekehrt, sondern als zierenden äußeren Besatz. Die Hauptsache aber ist ihnen der Muff. Man sieht, wie sie mit ihm liebäugeln, wie sie stolz auf ihn sind und ihn mit dem anderer Damen vergleichen. Sie führen ihn förmlich spazieren, auch bei ganz warmem Wetter. Ich habe in Neapel beim herrlichsten Sonnenschein Damen in heller, sommerlicher Toilette gesehen, einen Muff in der Hand. Sie gehen in ausgeschnittenen Kleidern, mit nackten Armen auf einen Ball, in ein Konzert, in's Theater, aber der Muff muß mit. Nun — heute war er am Platze.

Das Volk macht sich noch weniger aus der Kälte, als die feinen Leute. Da arbeiten sie bei offenen Thüren, da sitzen sie an offenen

Fenstern, als wenn es Sommer wäre. Ich habe mich früher darüber gewundert, daß Weyprecht und Payer ihre Nordpolfahrt mit dalmatinischer Mannschaft unternommen haben; ich dachte mir, Dänen oder Norweger wären besser geeignet. Jetzt sehe ich ein, wie Recht sie hatten; diese Südländer sind viel unempfindlicher gegen Temperaturwechsel, als die Nordländer. Der Erfolg hat es bestätigt. Von den Dalmatinern ist trotz der unerhörten Kälte und den furchtbaren Anstrengungen, die sie zu ertragen hatten, kein einziger gestorben.

---

den 12. Dezember.

Heute besah ich in der Markusbibliothek das Breviarium Grimani, ein kalenderartiges Andachtsbuch, welches von flämischen Meistern mit Miniaturen geschmückt ist. Es ist das reizendste Bilderbuch, das man sehen kann, denn die einzelnen Blätter sind mit einer fast unglaublichen Feinheit und Sorgfalt ausgeführt. Man sieht deutlich, daß mehrere Hände an dem Buche gearbeitet haben, die Kompositionen und die Zeichnung sind im Werthe sehr verschieden. Manche der Bilder sind wahre Meisterwerke, besonders die Charakteristik der Köpfe an diesen ist bewunderungswürdig. Man schreibt die besten derselben dem Hans Memling zu, nach Schnaase irrthümlicher Weise. Reizend ausgeführt und von unglaublicher Mannigfaltigkeit sind durchgängig die Einfassungen und Verzierungen der Textseiten.

Nicht mit Unrecht ist dies Breviarium hoch berühmt. In seiner Weise ist es wohl niemals übertroffen und man kann sich freuen, daß es sich in der Markusbibliothek befindet, dadurch also zugleich sicher geschützt und Allen zugänglich ist. Das Buch wird alle Woche zu einer bestimmten Stunde gezeigt, der Bibliothekar läßt es indeß nicht außer Augen und schlägt selbst die Blätter um, eine Vorsicht, die gewiß gerechtfertigt ist, um den Schatz unverändert zu erhalten.

---

den 13. Dezember.

Von Alters her ist in Venedig die Kunst, Glas zu blasen und zu schmelzen, zu Hause. Noch heute wird sie in erheblichem Umfange betrieben. Die größeren Fabriken liegen auf Murano, der nördlichen Nachbarinsel Venedigs, doch auch in der Stadt selbst giebt es manche Werkstätten. Die Fabrikate sieht man vielfach an den Schaufenstern der Läden, den besten Ueberblick aber über die gesammte Glasfabrikation, wie sie war und noch ist, bekommt man in einem neuerdings in Murano seitens der Stadt angelegten Museum. Die alten Sachen sind nach Jahrhunderten geordnet, und was gegenwärtig geleistet wird, sieht man aus den dort von den bedeutendsten Firmen ausgestellten Mustersammlungen.

Es mag sehr schwierig sein, die Entwickelung der Glasindustrie kunstgeschichtlich zu verfolgen und eine solche Sammlung chronologisch sicher zu ordnen, denn die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse ist gar zu groß. Es giebt keine Farbe, welche man nicht dargestellt, kein Metall, keine Steinart, welche man nicht in Glasfluß nachgeahmt hätte. Und nun erst die Formen! Ihre Variation ist geradezu unendlich.

Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich gestehen, daß ich diesen Glassachen nur zum geringeren Theile Geschmack abgewinnen kann.

Die eigentliche Aufgabe der Glasindustrie wird immer sein: Gefäße zu bilden. Für diesen Zweck ist das Glas ein besonders geeignetes Material, welches in seiner Art durch kein anderes zu ersetzen ist. So lange die Glasindustrie sich an diese Aufgabe hält, bringt sie harmonische Produkte hervor. Schöne Trinkgläser, Kelche, Kannen und Schalen lassen sich aus Glas ohne Zwang herstellen. Eigentlich stylwolle Formen sind freilich auch an diesen Gefäßen selten, unmotivirte Linien machen sich an ihnen mehr als wünschenswerth breit. Bei den alten Gläsern läßt man sich diese Willkühr gefallen, sie erscheint dort als eine mit dem Wesen der Fabrikation eng verwachsene Eigenthümlichkeit. Der Arbeiter hatte während des

Blasens oder während er mit dem flüssigen Glasstifte arbeitete, nicht lange Zeit zu überlegen. Mit rascher Hand mußte er sein Werk vollenden. Manche Formen scheinen sogar unabsichtlich entstanden zu sein, wie sie aber einmal geworden, mußten sie bleiben. Dies Ringen des Arbeiters mit dem Stoffe, seine individuelle Geschicklichkeit und sein Gestaltungstalent sind in den alten Arbeiten deutlich erkennbar und geben ihnen einen besonderen, von der Linienschönheit unabhängigen Reiz. Bei den neuen Gläsern dagegen erscheint die Willkührlichkeit durchaus als eine absichtliche. Man sieht deutlich, die Sachen sind fabrikmäßig, nach der Schablone so gemacht. Da fragt man denn doch nach der Berechtigung aller dieser Schnörkel. Daß man natürlich auch manches tadellose Glas unter der Menge findet, zum Beispiel bei dem berühmten Salviati, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Außer zu Gefäßen scheint mir auch die Verwendung des Glases zu Perlen zweckmäßig und natürlich. In der That sieht man zierliche Perlenschnüre in den mannigfaltigsten Variationen in den Schaufenstern.

Aber nun macht man aus Glas auch alle möglichen anderen Gegenstände: Kronleuchter, Spiegelrahmen, Tische, Körbe, Figuren, Broschen, Schleifen, kurz Geräthe und Schmucksachen aller Art. Diese Arbeiten scheinen mir mit äußerst wenigen Ausnahmen weder zweckmäßig noch schön. Ueberdies sind sie theuer. Das Glas wird zu Formen gezwungen, die ihm nicht natürlich sind. Bei nicht wenigen dieser Sachen soll der Werth gerade darin bestehen, daß man sie nicht für von Glas gemacht hält! Wozu mit unendlicher Mühe gläserne Blumen und Figuren machen, wenn man sie aus Porzellan weit leichter und schöner herstellen kann? Wozu alle erdenklichen Steinarten kunstvoll nachahmen, wenn man doch der gewonnenen Masse keine Formen geben kann, wie sie dem Steine gebühren und der Meißel sie leicht hervorbringt? Und doch müssen diese Dinge viel gekauft werden, denn man sieht sie überall arbeiten und zu Kauf gestellt.

den 14. Dezember.

Will man sich eine gute Vorstellung von dem Reichthum und der Kunstliebe der alten Venetianer machen, so muß man die Antiquitätenhandlungen besuchen, deren es hier eine ganze Menge giebt. Nirgends ist der Trödel mit alten Möbeln, Geräthen und Bildern so entwickelt, als in Venedig. Es giebt ganze große Magazine, welche vollgestopft sind mit schönem alten Hausrath, der sich mit der steigenden Verarmung der Stadt allmählig aus den Palästen dahin verloren hat. Und wie Vieles ist nicht schon im Laufe der letzten hundert Jahre aus Venedig in die Fremde gewandert!

Einige dieser Handlungen haben den Charakter von wirklichen Museen, aber auch in den unzähligen kleinen Trödelbuden findet man die interessantesten Dinge. Mit der Absicht, eine schöne alte Glasvase, die ich verschenken wollte, zu kaufen, habe ich eine Reihe dieser Läden besucht. Ich fand zwar Nichts, was mir gerade für meinen Zweck konvenirte, aber dieses Herumstöbern zwischen den alten Sachen machte mir so viel Vergnügen, daß ich es fortsetzte, auch nachdem ich zu dem genannten Geschenk längst anderweitig einen passenden Gegenstand gefunden hatte. Freilich mußte ich dabei meine ganze Energie zusammen nehmen, um mir nicht alles Mögliche aufzuladen, und es bei kleinen Einkäufen bewenden zu lassen, um die Leute doch nicht ganz vergebens bemüht zu haben. Was sieht man für entzückende Möbel, für prachtvolle Geräthe und schnurrige Raritäten aller Art! Welche köstlichen Lügen werden einem aber auch dabei mit der ernsthaftesten Miene aufgetischt! Diese alten Bilder sind alle Tizian's und Giorgione's, zum wenigsten doch Tintoretto's, diese Kelche und Trinkhörner haben sämmtlich Dogen gehört, diese getriebenen Arbeiten sind sammt und sonders von Benvenuto Cellini oder Giambologna. Ich höre das Alles immer mit erstauntem, gläubigen Gesichte an, um die Leute zu ferneren ergötzlichen Flunkereien zu reizen.

den 15. Dezember.

Als ich heute Morgen auf den Markusplatz trat, kam ein feierlicher Leichenzug aus der Kirche hervor. Ein vornehmer Mann wurde begraben. Den Sarg bedeckte eine prachtvoll gestickte, rothe Sammtdecke und die Männer, die ihn zwischen sich trugen, waren mit reichen Schärpen geschmückt. Vor und hinter dem Sarge gingen Geistliche im Ornat mit ihren Meßknaben, die vorderen trugen das Allerheiligste. Trotz des hellen Sonnenscheins begleiteten eine Menge Leute mit brennenden Wachsfackeln den Zug, der sich unter dem Geläute von San Marco langsam über die Piazzetta nach der Riva begab. Dort lag eine große, mit silbergestickten, schwarzen Tüchern behängte Barke, in deren Mitte der Sarg auf ein dazu vorgerichtetes Postament niedergesetzt wurde. Dann stellten sich die Priester und nächsten Begleiter um den Sarg herum und vier, gleichfalls in Schwarz und Silber gekleidete Gondoliers ruderten die Barke in langsamen Schlägen der nördlich gelegenen Kirchhofsinsel zu. Denke Dir diese Reihe malerischer Scenen! Der farbenreiche, prächtige Zug bildete eine herrliche Staffage zu der Markuskirche und dem Dogenpalast. Die Schönheit der Piazzetta wurde mir erst durch diese Scene recht verständlich. Und nun hättest Du die Einschiffung des Sarges mit ansehen sollen! Das war ein echtes altes venetianisches Bild, selbst die nacktbeinigen Jungen auf den Stufen im Vordergrunde fehlten nicht.

Bei dieser Veranlassung muß ich einer anderen malerischen Scene gedenken, welche mich schon oft erfreut hat. Das Rossini-Theater, welches ich mit Vorliebe besuche, liegt so, daß man es sowohl zu Fuß, wie zu Wasser erreichen kann. Eine breite Treppe führt von einem Perron vor demselben in den nicht breiten Kanal. Ist die Vorstellung zu Ende, so fahren die vornehmen Damen von dort aus nach Hause. Ich pflege mich auf eine nahe gelegene Brücke zu stellen, von welcher man das nun sich entwickelnde Schauspiel vorzüglich übersieht. In höchster Toilette, in hellen Seiden-

roben mit langen Schleppen steigen die schönen Frauen die Stufen hernieder. Auf ihren schmucken, mit einer Schärpe gezierten Gondolier sich stützend, treten sie in ihre Gondel. Wenige Ruderschläge und das Fahrzeug hat die Treppe verlassen, es schlüpft unter der nächsten Brücke hindurch und ist dem Auge entschwunden. Denke Dir zu dieser anziehenden Scene die blendend helle Beleuchtung am Theater, das tiefe Dunkel in den engen Kanälen, aus welchem dann wieder die Brücken erleuchtet hervortreten, und Du wirst begreifen, daß ich meinen Posten erst verlasse, wenn die letzte Gondel davon gefahren ist.

---

den 16. Dezember.

Ich schrieb Dir neulich, daß die Einzelheiten der Mosaiken in der Markuskirche eigentlich nur für Archäologen und Jünger der Kunstgeschichte Interesse hätten. Dies vorschnelle Urtheil muß ich widerrufen, nachdem ich die Bilder genauer kenne. Ich schrieb Dir damals über die Markuskirche nach dem ersten Besuche derselben, damit mag sich meine Voreiligkeit entschuldigen.

Es ist eben keine Kleinigkeit, eine Uebersicht über diese Mosaikbilder zu gewinnen, sie bedecken — wie ich neulich schon anführte — 40000 Quadratfuß! Manche Stunde muß man umherwandeln, ehe man sie einigermaßen kennt. Lange Zeit hinter einander aber kann man sie unmöglich studiren, dazu müßte man einen Hals von Gummi haben. Es giebt nichts Ermüdenderes, als Deckenbilder zu betrachten, und um solche oder doch hoch angebrachte handelt es sich in San Marco.

An der Herstellung dieses ungeheuren Bilderschmuckes haben acht Jahrhunderte gearbeitet, die ältesten Werke sind aus dem elften und bis in die Neuzeit hinein war man beflissen, Lücken auszufüllen und zu Grunde gegangene Bilder durch neue zu ersetzen. Nun magst Du Dir denken, was das für ein Fressen für die Kunsthisto-

riker ist, das Alter und den Styl der einzelnen Arbeiten festzustellen. Da sehr wenig positive Nachrichten über die Entstehung der älteren Bilder vorhanden sind, so kann meistens nur nach den Werken selbst geurtheilt werden. Da sind ganz alte, rein byzantinische Arbeiten von griechischen Künstlern ausgeführt, und dicht daneben Mosaiken nach Kartons von Tizian, da sind die naivsten Erzeugnisse der allerersten nationalen Kunst neben ganz modernen Arbeiten von Salviati. Die meisten Kunsthistoriker scheinen indeß an dem Umfange der Aufgabe erlahmt zu sein. In den Werken, die ich bei mir habe, finde ich nirgends eine eingehende Besprechung; Crowe und Cavalcaselle, welche sonst jedes Bild von Wichtigkeit in seinen Einzelheiten beschreiben, fertigen diese merkwürdigen Mosaiken mit einigen ganz kurzen Worten ab.

Am wirksamsten und feierlichsten sind die großen byzantinischen Kompositionen in den Hauptkuppeln der Kirche. Sie sind auch sachlich interessant. So sind zum Beispiel bei der Ausgießung des heiligen Geistes Repräsentanten vieler verschiedener Nationen dargestellt, welche nach Tracht und Körperbildung lebhaft unterschieden und charakterisirt sind. In einer andern Kuppel sind in weitem Ringe sämmtliche christliche Tugenden personifizirt, griechische Jungfrauen, deren Haltung, Kleidung und Geberden unverkennbar an die antike Kunst erinnern.

Am anziehendsten sind die Mosaiken in der Vorhalle, welche dem dreizehnten Jahrhundert zugeschrieben werden. Hier ist von byzantinischer Steifheit wenig zu sehen. In einer großen Zahl einzelner Bilder sind die Erzählungen der heiligen Schrift bis auf Moses dargestellt, die vollständigste alttestamentliche Bilderbibel, die ich noch gesehen habe. In höchst anschaulicher und kühner Weise sind die einzelnen Vorgänge geschildert, natürlich möglichst genau nach dem Wortlaut der Bibel. Man sieht, wie Gott Vater — welcher hier sehr auffälliger Weise als ein unbärtiger, schöner Jüngling in goldenem Lockenhaar erscheint — die Welt und was in ihr

ist, Stück für Stück erschafft. Den Menschen knetet er in der That aus einem Klumpen schwarzer Erde. Auf dem nächsten Bilde haucht er ihm die „lebendige Seele" ein, das heißt, er läßt einen kleinen geflügelten Genius in ihn hinein fliegen.

Vorzüglich sind sodann die Schilderungen der Sündfluth. Der ganze Vorgang ist Schritt für Schritt auf's Deutlichste erzählt, die Thiere sind indeß so lebenswahr abgebildet, daß ich sie einer späteren Restauration zuschreiben möchte.

In allen diesen Darstellungen ist eine köstliche Naivetät. Scenen, welche man sonst sogar in der Erzählung zu übergehen pflegt, sind hier in realistischer Derbheit furchtlos hingemalt. Wir würden diese Bilder an keinem öffentlichen Orte dulden, geschweige denn in der Kirche. Die Ansichten über das, was sich für ein Gotteshaus schickt und nicht schickt, waren und sind eben in Italien von jeher bis auf den heutigen Tag von den unserigen sehr abweichend.

Venedig besitzt außer San Marco noch manche interessante Kirche. In Folge des hohen Alters der Stadt finden sich Bauten aus allen Epochen von der byzantinisch-romanischen Zeit bis zur Gegenwart.

Auf Murano steht ein alter, malerischer Dom romanischen Styles. Venedig selbst enthält zwei grandiose gothische Kirchen: Santa Maria dei Frari und Santi Giovanni e Paolo. Der Frührenaissance gehören San Zaccaria und Santa Maria dei Miracoli an, der Hochrenaissance die von Palladio entworfene Chiesa del Redentore und San Giorgio Maggiore. Erstere Kirche befindet sich auf der, hauptsächlich von Schiffern und Fischern bewohnten Insel Giudecca, welche sich als ein langer Streifen vor dem östlichen Theile Venedigs hinzieht, letztere liegt auf einer kleinen Insel der Piazzetta gegenüber. Du hast sie mit ihrem schlanken Glockenthurm oft genug abgebildet gesehen. Als charakteristische Repräsentanten

der Barockzeit endlich kann man Santa Maria della Salute und Gli Scalzi nennen.

Auf eine Beschreibung dieser Kirchen muß ich natürlich verzichten. Ich führe Dir vorstehendes kleine Register der wichtigsten nur vor, um Dir zu zeigen, wie lehrreich Venedig in dieser Hinsicht ist. Der Besuch der Kirchen lohnt sich aber auch für den, der an der Entwickelung der Architektur kein Interesse nimmt, und zwar durch ihre reiche Ausstattung. Sie sind voll von Denkmälern und kostbaren Schaustücken aller Art, wie sie dem früheren Glanze der Stadt entsprechen. Besonders reich sind sie an wundervollen Altarbildern. Die berühmtesten Namen tönen Dir überall entgegen und wer die alten großen Meister Venedigs recht kennen lernen will, der muß ihre Werke in den Kirchen aufsuchen. Wie ich schon neulich sagte: dort, an den Stellen, für welche sie geschaffen, wirken die Bilder ganz anders, als in den Sälen der Akademie.

---

den 18. Dezember.

Ich setze mich heute nicht so freien Herzens, wie sonst, zum Schreiben. Es ist mein letzter Tag in Venedig; morgen Mittag fahre ich nach Padua. Nun ist dies köstliche, beschauliche Leben zu Ende, fortan gilt es, umher zu reisen und, von Ort zu Ort eilend, die wechselnden Eindrücke rasch zu erfassen. Hier habe ich in ruhiger, geistiger Thätigkeit gelebt, völlig unabhängig, nur inneren Impulsen und Neigungen folgend. Das war ein hoher Genuß.

Um Abschied von Venedig zu nehmen, fuhr ich heute noch ein Mal den Canale grande auf und nieder, und dieser merkwürdigsten aller Wasserstraßen möge auch mein letzter Bericht aus der Lagunenstadt gewidmet sein.

Nirgends empfindet man die Eigenthümlichkeit der Bauart Venedigs mehr, als auf diesem breiten Kanale. Er durchschneidet die Stadt in zwei entgegengesetzten Kurven, welche sich wie bei

einem großen lateinischen S, nur in umgekehrter Lage, an einander schließen. Ursprünglich das Fahrwasser der Brenta, bildet er die Pulsader des Verkehrs der großen Stadt, unzählige Barken und Gondeln fahren allzeit auf ihm hin und her. Drei Brücken, weit von einander gelegen, überspannen ihn, von denen die mittelste, im Herzen der Stadt, die berühmte alte Rialtobrücke ist. Du kennst sie hinlänglich aus Abbildungen, es ist nichts Schönes an ihr, als ihr kühner, weiter Bogen. Im Uebrigen bildet sie einen der interessantesten Beobachtungspunkte in Venedig. Auf ihr umher schlendernd, kann man das Treiben zu Wasser und zu Lande im Herzen der Stadt am besten kennen lernen.

An dem Canale grande liegen bekanntlich die vornehmsten Paläste der Stadt. Manche derselben werden jetzt zu Waarenlägern benutzt, andere dienen als Sitz der Behörden oder sind zu Gasthöfen umgewandelt. Nur wenige sind heute noch, was sie ursprünglich waren: die Wohnung reicher Leute. Aber für den Beschauer ist es ziemlich gleichgültig, was im Innern der Gebäude geschieht, denn die nach dem Kanal gelegenen Façaden sind überall unverändert erhalten. Modernisirt ist an ihnen, Gottlob, fast Nichts. Da sieht man denn die Prachtbauten von acht Jahrhunderten in bunter Reihe neben einander stehen. Die ältesten zeigen byzantinischen Styl, es folgen die gothischen Formen. Dann gewinnt die Renaissance die Oberhand, man verfolgt ihre Entwickelung bis zur Verfallzeit und endlich kann man sehen, wie man gegenwärtig nichts Besseres zu thun weiß, als sich den vorhandenen Mustern anzuschließen.

Am anziehendsten sind für mich die gothischen Paläste. Die Fenster sind mit dem zierlichsten Maaßwerk versehen, zwischen je zwei Abtheilungen derselben, oberhalb der Bögen, befinden sich häufig durchbrochene Rosetten nach dem Muster der oberen Arkaden am Dogenpalast. In der Mitte des Gebäudes treten dann gewöhnlich eine Anzahl solcher Fenster zusammen und bilden so eine prachtvolle Loggia. Der untere Theil der gothischen Paläste pflegt ganz einfach

zu sein; diese Räume dienten von jeher zu Waarenlägern und sind nur mit einfachen vergitterten Fenstern und großen Thoren versehen. Anders ist dies bei den späteren Bauten, der reiche Schmuck der Renaissancepaläste pflegt sich bis auf's Wasser hinab zu erstrecken und eine elegante Treppe in das zu Wohnzwecken erbaute Untergeschoß zu führen. In große und schöne Höfe sieht man selten hinein, der Platz war wohl zu beschränkt und kostbar, die Fundationsarbeiten zu theuer, um sich diesen sonst in Italien so verbreiteten Luxus zu erlauben. Alles in Allem ist der Canale grande mit Recht so hoch berühmt, in seiner Weise ist er jedenfalls ein Unicum. Möge ich ihn nicht zum letzten Male durchfahren haben!

Liebe Mutter, diesem Briefe, der zu Weihnachten bei Dir eintrifft, füge ich den innigen Wunsch bei, daß Du das Fest in gewohnter Rüstigkeit und Freudigkeit verleben mögest. Daß Du in diesen festlichen Tagen, wo Du alle die Deinen doppelt durch Deine Liebe beglückst, auch meiner gedenken wirst, das darf ich sicher hoffen. Aber ich bin sehr habgierig in dieser Hinsicht und möchte mein redlich Theil haben. Deshalb schicke ich neben diesem Brief noch einen Boten*), der Dich an den fernen Sohn mahnen soll. Nimm ihn gütig auf, es ist ein anspruchloser, kleiner Kerl, der mit einem bescheidenen Platze zufrieden ist. Bruder John kennt ihn höchst wahrscheinlich und kann ihn Dir vorstellen, wo nicht — mag er sich auf sich selbst verlassen. Gelingt es ihm, Dein Wohlwollen zu erwerben und Deine Gedanken mitunter zu mir zu lenken, so ist der Zweck seines Kommens erreicht.

Herzliche Weihnachtsgrüße allen Geschwistern!

---

*) Es ist ein nach Bonifazio Venetiano kopirtes Bild gemeint, einen Engelknaben, welcher seine Laute stimmt, darstellend.

Von Venedig nach Mailand.

XXXII.

Padua, den 19. Dezember 1875.

Wer, wie ich, fünf Wochen in Venedig lebte, hat Muße gehabt, die alte Stadt lieb zu gewinnen, und trennt sich schwer von ihren gastlichen Stätten. Und nun gar an einem Tage wie heute! Die Sonne schien frühlingswarm von dem wolkenlosen Himmel herunter und an der Riva freute sich ein dichtes Menschengewimmel ihrer Strahlen. Unzählige Leute in Feiertagskleidern — es ist heute Sonntag — wandelten auf und ab. Wer aber sein Zeug nicht zu schonen brauchte, legte sich der Länge lang in die Sonne.

Ich stieg auf den Markusthurm, um noch einmal einen Rundblick zu thun. Die schneebedeckten Alpen im Norden und Westen lagen in wunderbarer Klarheit vor mir, trotz der großen Entfernung war jede einzelne Bergform sichtbar. Nach Osten zu aber lag grenzenlos ausgebreitet das pfadlose Meer. Zwei große Segelschiffe, ein Vollschiff und eine Brigg, kreuzten mit frischer Brise vor der Einfahrt von Malamocco.

Eine Stunde später rollte ich über die lange Brücke dem Festlande zu. Zuerst sieht man rechts und links nur Meer, dann fährt man durch die öde laguna morta, ein wüstes Durcheinander von Sumpfland und Wasser. Endlich erreicht man die Deiche und hinter ihnen weite beackerte Felder, dem von Venedig Kommenden ein ungewohnter Anblick.

Nun sitze ich in Padua in der „Croce d'oro". Nach dem Essen ging ich noch eine Stunde auf und ab. Lange, düstere,

menschenleere Straßen. Die Trottoirs meistens mit Arkaden überwölbt, alle Läden des Sonntags wegen geschlossen. Wie langweilig! — Ich bin schlechter Laune, schon das Rasseln des Omnibus, der mich von der Bahn in die Stadt brachte, verdroß mich. Wie viel angenehmer fährt es sich in einer Gondel, als in diesen Rumpelkasten, in denen die Fenster nervenzerstörend klirren. Das Hôtel ist ungastlich und öde. Nun hat mich dieser Spaziergang in der dunklen Stadt erst recht melancholisch gemacht. — Ja, ja! man wandelt nicht ungestraft so lange in Venedig!

---

den 21. Dezember.

Padua besitzt drei Freskencyklen von größtem Werthe: die Arbeiten Giotto's in Santa Maria dell' Arena, die Darstellungen Altichiero's in Sant' Antonio und San Giorgio und die Malereien Mantegna's in den Eremitani. Die Betrachtung dieser drei umfangreichen Arbeiten, welche etwa den Jahren 1306, 1376 und und 1450 angehören, ist außerordentlich lehrreich und zugleich sehr genußvoll, denn sie sind sämmtlich Meisterwerke, trotz ihrer großen Verschiedenheit. Merkwürdiger Weise kann man eine Einwirkung der älteren dieser Werke auf die jüngeren fast gar nicht wahrnehmen, vielmehr folgt jedes durchaus andern Stylprinzipien.

Am ansprechendsten sind mir die Fresken Giotto's. Erst hier meine ich den alten Meister ganz verstanden zu haben. Ein reicher Paduaner Bürger, Enrico Scrovegni, ließ die fragliche Kapelle bauen. Sie liegt für sich allein in einem Garten, welcher die Stelle eines alten Amphitheaters einnimmt, wie man noch jetzt an seiner Form deutlich erkennen kann. Giotto, damals ein Mann von nur etwa 30 Jahren, erhielt den Auftrag, dieselbe innen auszumalen. Ein gütiges Geschick hat gewollt, daß diese Dekoration bis auf den heutigen Tag wohl erhalten ist. Es scheint, daß die Kapelle wenig

benutzt wurde, man sieht nirgends Spuren von Rauch und keines Restaurators Hand hat die alten Bilder berührt.

Giotto theilte durch sehr geschmackvolle Ornamentstreifen die Seitenwände der Kapelle über einem in Marmorfarben gehaltenen Sockel in 38 Bildflächen. In diese malte er eben so viele Scenen aus dem Leben Maria's und des Heilandes. Die Eingangswand benutzte er zu einer großen Schilderung des jüngsten Gerichts und den Raum über dem nach dem kleinen Chorraum führenden Bogen zur Darstellung eines in der Glorie thronenden Christus.

Man kann nichts Rührenderes sehen als diese Bilder Giotto's. Er giebt die poetischen Erzählungen der heiligen Schrift und der Legende in der einfachsten und zugleich tief sinnigsten Weise wieder. Jedes Kind kann den Sinn der Bilder begreifen, denn jeder Vorgang ist auf das Deutlichste geschildert. Nur so viele Personen, als zur vollen Veranschaulichung nothwendig, sind vorhanden.

Burckhardt sagt über die Kunstweise Giotto's: „Jeder Thatsache ist ihre bedeutendste Seite abgewonnen, um auf diese die Darstellung zu bauen, das Einzelne ist dabei nur gerade so weit durchgebildet, als zum Ausdruck des Ganzen nothwendig ist. Die Bildung der menschlichen Gestalt erscheint so weit vervollkommt, als zum freien Ausdruck der geistigen und leiblichen Bewegung dienlich ist, letztere wird aber noch nicht dargestellt, weil oder wenn sie schön und anmuthig ist, sondern weil der Gegenstand sie verlangt."

Nirgends treffen diese, der ganzen Schule geltenden Worte besser zu, als bei den Bildern der Scrovegni-Kapelle. Aber man muß für diese noch hinzusetzen, daß auch die Schönheit überall vorhanden ist. Sie wirkt um so rührender, als sie unbeabsichtigt und nur als eine Folge der großen Begabung des Malers erscheint. Unter Giotto's Meisterhand gestalten sich die Linien unwillkührlich schön. Der Gesichtsausdruck seiner heiligen Personen ist einfach und edel, die Geberde stets würdig, so lebendig sie auch auftritt. Der Gesammtausdruck der einzelnen Figuren wird sodann durch die ein-

fache und großartige Gewandung mächtig gehoben. Diese ist eine ideale und entspricht zugleich den Bewegungen auf das Vollkommenste.

Der Styl Giotto's ist recht eigentlich der für die Wandmalerei geeignete, ein besserer hierfür ist niemals erfunden, und die jetzigen Künstler können nichts Besseres thun, als seinen Prinzipien folgen, wenn sie wirkungsvolle Wandbilder schaffen wollen.

Siebzig Jahre, nachdem Giotto die Scrovegni-Kapelle gemalt hatte, geschah die Ausschmückung der San Felice-Kapelle in der Kirche Sant' Antonio und der neben letzterer gelegenen San Giorgio-Kapelle. In großen Fresken sind dort Scenen aus dem Leben der Heiligen Jacobus, Georg, Katharina und Lucia geschildert. Nach Crowe und Cavalcaselle's Untersuchungen sind diese Bilder an einem wie dem andern Orte von denselben Händen ausgeführt und zwar erscheint Altichiero von Verona als der leitende Meister und Jacopo d' Avanzi als sein erster Gehülfe. Ob der Letztere aus Bologna oder aus Verona gebürtig war, ist eine viel erörterte Frage.

Für den, der sich den Entwickelungsgang der Malerei klar zu machen strebt, sind die genannten Fresken in hohem Grade überraschend. Es zeigt sich ein Kunstvermögen, welches über Giotto hinausgeht und dasjenige seiner Schüler und Nachfolger weit überragt. Diese Bilder passen — wenn man so sagen darf — schlecht in das allgemeine System der Kunstgeschichte, welche ein Zurückgehen der Malerei nach Giotto lehrt und den Wiederaufschwung derselben erst von dem Auftreten Masolino's und Masaccio's datirt. Die fraglichen Fresken sind aber etwa 50 Jahre vor diesen gemalt. In großen, figurenreichen Bildern sind die Vorgänge mit einer Lebenswahrheit vorgetragen, welche den Giottesken ganz fremd ist. Der Ausdruck der Gesichter ist durchaus individuell, während Giotto gewisse, allerdings sehr ausdrucksvolle Typen stets wiederholt. Die Hintergründe sind realistisch und perspektivisch, die betreffende Handlung geschieht in einer der Wirklichkeit möglichst getreu nachgebildeten Umgebung, während Giotto den Raum ideal behandelt und mehr

andeutet, als darstellt. Dabei sind die Bilder reich an schönen Gestalten, anziehenden Einzelheiten und vorzüglichen Gruppen. Endlich zeugen sie von einem für jene Zeit auffällig entwickelten Farbengeschmack.

Wer war denn nun dieser Altichiero, wo, wann und von wem bekam er die Anregung zu seiner Kunstweise, wie kam es, daß er mit einem Male Bilder schuf, die von ganz neuen und erweiterten Kenntnissen in der Malerei zeugen? Auf diese Fragen giebt die Kunstgeschichte keine Antwort. Wer seine Lehrer waren, ist völlig unbekannt. Der Mann kam aus Verona, er sah die Arbeiten Giotto's, das ist Alles, was man erfährt. Hat er, wie es scheint, ganz aus sich selbst die neue Kunstweise geschaffen, dann war er ein Mann allerersten Ranges.

Altichiero ist lange nicht in dem Maaße bekannt und berühmt, als er es verdient. Zwar zollen die Kunsthistoriker seinen Werken volle Anerkennung und denen, die sich um Kunstgeschichte kümmern, wird deshalb sein Name nicht fremd sein. Wer weiß aber im großen Publikum etwas von ihm? Du wirst Hunderte von gebildeten Menschen fragen können: „wer war Altichiero?" ehe Dir einer die richtige Antwort giebt, während die Namen vieler weit geringerer Maler in Jedermann's Munde sind. Die Erklärung dafür liegt nicht fern. Man kennt von Altichiero nur diese Fresken in Padua. In Rom, Florenz und Neapel tritt Dir deshalb niemals sein Name entgegen. Es giebt in keiner Gallerie der Welt ein Bild seiner Hand. So wird er aus eigener Anschauung nur Denen bekannt, die nach Padua kommen, und deren sind wenige.

Man sollte glauben, die vorzüglichen Arbeiten Altichiero's müßten den Paduanern des folgenden Jahrhunderts zum Vorbild gedient haben, aber dies ist nur in geringem Grade der Fall. Die Schule des Squarcione, welche in Mantegna ihren Gipfel erstieg, geht von ganz anderen Gesichtspunkten aus, nämlich von dem Studium der Antike.

Squarcione war seines Zeichens ein Schneider und Kunststicker. Sein Gewerbe stand damals in hoher Blüthe und umfaßte verschiedene Kunstzweige, es war mit dem Handwerk des Zeichnens und Malens eng verbunden. Eine Trennung zwischen Handwerk und Kunst kannte man damals nicht. Squarcione soll weite Reisen gemacht, besonders aber Griechenland und Italien durchzogen und dabei viele werthvolle Aufzeichnungen und Modelle gesammelt haben. Gewiß ist, daß er eine erhebliche Sammlung solcher Gegenstände besaß und eine förmliche Akademie einrichtete, in welcher die Schüler nach diesen Vorlagen zeichneten und malten. Es wird berichtet, daß er im Laufe der Zeit nicht weniger als 137 Schüler erzog. Unter diesen war Andrea Mantegna, den er — sein Talent richtig würdigend — an Sohnes Statt annahm.

Mantegna war in Uebereinstimmung mit seinem Lehrer der Meinung, daß Statuen die besten Vorbilder für die Malerei seien, da sie die lebenden Menschen an Schönheit überträfen. Er zeichnete deshalb weniger nach lebenden Modellen, als nach Statuen. Zugleich verwandte er, dem realistischen Zuge seiner Zeit folgend, eine ungeheure Sorgfalt auf die täuschende Darstellung. Seine Figuren heben sich vollkommen plastisch von einander und dem Hintergrunde ab, die Perspektive an ihnen selbst und diejenige der räumlichen Umgebung ist mathematisch richtig. Seine Gebäude sind von klassischen Formen und beruhen auf dem sorgfältigsten Studium antiker Baudenkmäler. Die Details sind meistens offenbar genau nach den von Squarcione gesammelten Bruchstücken und Abbildungen gezeichnet.

Wie sich dieser Styl Mantegna's entwickelte, sieht man in der dem Christophorus und dem Jacobus geweihten Kapelle der Eremitenkirche Sant' Agostino. Mantegna setzte dort als ganz junger Mann die Arbeiten anderer Schüler des Squarcione fort. Letztere sind rohe Werke, welche nur in sofern Interesse gewähren, als sie die Richtung der Schule zeigen. Die Darstellungen geben Scenen aus dem Leben der genannten Heiligen. Die von Mantegna gemalten

Bilder kennt man leicht heraus, da sie die übrigen weit übertreffen. Charakteristisch für die gesammte Paduanische Schule sind die — gleichfalls antiken Vorbildern entnommenen — reichen Frucht- und Blumenguirlanden, mit denen die einzelnen Bilder abgetheilt und umrahmt sind. Sie finden sich auch sehr häufig auf den Paduanischen Tafelbildern dekorativ verwendet.

Wie anziehend es ist, diese Werke Giotto's, Altichiero's und Mantegna's nach einander zu sehen, wirst Du begreifen. Ich bin mehrmals zwischen ihnen hin und her gegangen, um mir ihre Unterschiede möglichst einzuprägen. Man erkennt da recht deutlich, auf wie verschiedenem Wege Meisterwerke entstehen können, und daß gerade ein Hauptreiz der Kunst auf ihrer Mannigfaltigkeit beruht.

---

den 22. Dezember.

Die größte und prachtvollste Kirche der Stadt, dieselbe, in welcher sich die erwähnte, von Altichiero ausgemalte San Felice-Kapelle befindet, ist dem heiligen Antonius geweiht. Von Geburt ein Portugiese, Namens Ferdinando de Buglione, kam dieser nach einem wechselvollen Leben nach Padua, wo er 1231, nur 36 Jahre alt, starb. In der Kirchengeschichte hat er sich als eifriger Franziskaner berühmt gemacht. Er setzte eine energische Reformation des nach dem Tode seines ascetischen Stifters rasch verweichlichten Ordens durch.

Sant' Antonio di Padova ist einer der populärsten Heiligen in Italien, in Padua selbst heißt er kurzweg: „il Santo". In der Legende werden ihm viele Wunderthaten zugeschrieben, er erweckte Todte, heilte Kranke und Verwundete. Deshalb ist er im Volksmunde der rechte Nothhelfer, der Retter in plötzlicher Gefahr.

Auch außerhalb Padua's sind dem Heiligen viele Kirchen und Kapellen geweiht. Man erkennt letztere mitunter daran, daß an die Pfeiler derselben Votivtafeln gehängt sind, welche Unfälle schil-

dern, in denen der Heilige sich hülfreich bewiesen. Die merkwürdigste Sammlung solcher Bilder habe ich in der alten Kirche Araceli zu Rom gesehen. Es sind die naivsten Darstellungen, die man sich denken kann. Am häufigsten scheint durch Ueberfahren Unglück zu entstehen. Da sieht man die kuriosesten Wagen, von sonderbaren diabolischen Bestien, in welchen man wilde Pferde erkennen soll, gezogen, über den unglücklichen, am Boden Liegenden dahinsausen. Fast eben so oft fallen Kinder hohe Treppen hinunter, sie pflegen in kühner, diagonaler Richtung kopfüber die Stufen hinab zu schießen, während die oben stehende Mutter die Hände zum Himmel streckt und der heilige Antonius in den Wolken sichtbar wird. Und so geht es fort, alle denkbaren Unglücksfälle findet man drastisch dargestellt.

In Padua, in der Hauptkirche der Stadt, ist also der wohlthätige Mann begraben. Seine Gebeine ruhen in einer prachtvollen Kapelle. Durch Marmorschmuck und Skulpturen hat man die heilige Stätte auf das Reichste ausgestattet. Die hervorragendsten Wunderthaten des Antonius sind in neun großen Reliefs an den Wänden angebracht. Die Arbeit ist aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, sie ist vorzüglich wie Alles, was aus jener Zeit stammt.

Padua besitzt außer den von mir erwähnten noch manche andere sehenswerthe Gebäude. Zu diesen gehört vor Allem der Palazzo della Ragione, jetzt das Rathhaus, welcher zwischen zwei ansehnlichen Marktplätzen gelegen ist. Den ganzen oberen Theil des imposanten alten Baues nimmt eine einzige ungeheure Halle, der „Salone", ein, gewiß der größte existirende Rathhaussaal. Besonders berühmt ist aber die Stadt als uralte Universität. Unser deutscher Kaiser Friedrich der Zweite hat sie 1238 gegründet. In Verbindung mit derselben besteht schon seit über dreihundert Jahren ein botanischer Garten. Man sagt mir, es sei der älteste seiner Art in der Welt. Als ich in ihm eine besonders schöne, alte Palme bewunderte, erfuhr ich, daß schon Goethe sich über sie gefreut und lange neben ihr ge-

sessen habe, weshalb sie noch jetzt „la palma di Goethe“ hieße. Aus Freude darüber gab ich dem Gärtner ein doppeltes Trinkgeld. Da hat also unser Altmeister gesessen und über die „Urpflanze“ gegrübelt.

Bologna, den 23. Dezember 1875.

Der Weg von Padua nach Bologna führt über Ferrara. Welcher Zauber liegt über diesem Namen! War doch der Hof von Ferrara lange Zeit der Sammelplatz der ersten Geister Italiens. Wer kann die Stadt nennen, ohne an Tasso, Alphons den Zweiten, Antonio und die beiden Leonoren zu denken, wem drängen sich nicht unwillkührlich Citate aus dem herrlichen Gedicht Goethe's auf die Lippen, welches uns das erlauchte Fürstenhaus der Este so lieb gemacht hat wie nur ein vaterländisches!

Erwartungsvoll betrat ich die Stadt. Lange, breite, menschenleere Straßen nahmen mich auf, in denen das Gras wucherte. Nichts sagende Häuser an beiden Seiten, hier und da ein modernder, todtenstiller Palast. Endlich kam mir das Schloß in der Mitte der Stadt zu Gesicht, ein finsteres Kastell, von einem Festungsgraben umgeben, freilich nicht ohne malerischen Reiz. Mit Mühe fand ich einen Custoden, der mich umher führte. Die Räume sind sämmtlich von dem Munizipium und städtischen Bureaus in Beschlag genommen. Einige wenige Deckengemälde von zweifelhaftem Werth, ein kahler Raum, in welchem Leonore von Este gewohnt haben soll, einige stockfinstere Gefängnisse wurden mir gezeigt. Das war Alles. Nirgend mehr eine Büste, nirgend ein Portrait.

Ich ging über den Marktplatz und erblickte die Kathedrale. Sie hat eine alte, imposante und merkwürdige Façade, innen aber ist alles modern. Hier im Centrum der Stadt war allerdings Leben, denn es war gerade Markt, aber die Bevölkerung scheint verarmt und herunter gekommen. Bettler in Unzahl. So wie man

die Mitte der Stadt verläßt, überall wieder dieselbe Todtenstille. — Ich suchte die städtische Gemäldegallerie auf. Ein schläfriger Custode führte mich verdrossen durch die großen, eiskalten Räume. Ich war der einzige Besucher. Meinetwegen mußten erst die riesigen Fensterläden geöffnet werden. Grabesstille und Grabesluft überall, als wenn schon seit Jahren kein Mensch in diese Räume gedrungen wäre.

Ich fand wenigstens ein Portrait Alphons des Zweiten. Ein ritterlicher Mann mit hoher Stirn und blondem Kinnbart. Auch zeigte mir mein Begleiter das Bild einer schönen Frau, welche vielleicht Eleonore von Este sei. Auf mein Forschen, wo denn alle die Bilder der Familie geblieben seien, erfuhr ich, daß das gesammte bewegliche Eigenthum des Hauses Este nach Modena gekommen sei. Nach dem Tode Alphons des Zweiten, welcher kinderlos starb, fiel Ferrara als erledigtes Lehen an den Pabst, während in Modena eine Seitenlinie des Hauses Este succedirte.

Mir ward unheimlich zu Muthe in der verödeten Stadt, ich flüchtete mich enttäuscht wieder zum Thore hinaus und zum Bahnhof. Ohne zu übernachten fuhr ich nach Bologna weiter.

XXXIII.

Bologna, den 25. Dezember 1875.

In schroffem Gegensatz zu Ferrara ist Bologna eine Stadt, in welcher Handel und Wandel blühen. Sie hat den Beinamen „la grassa“, die Fette. In den Straßen geht es sehr lebhaft her. Besonders auf dem geräumigen Marktplatze und in seiner nächsten Umgebung herrscht ein bewegter, großstädtischer Verkehr. Man sieht viele gut genährte, augenscheinlich wohlhabende Leute.

Seit meiner Abreise von Venedig begünstigt mich ein herrliches Wetter. Die Sonne strahlt beständig hell herunter. In ihrem Schein ist es warm und frühlingsmäßig. Wo sie ihre Strahlen nicht hinsendet, ist es freilich bitter kalt. Nachts friert es mehrere Grade. Auch heute am ersten Festtage war solch helles Wetter. Ich brachte die warmen Stunden mit behaglichem Umherschlendern zu, betrachtete mir die stattlichen Paläste Bologna's und freute mich der schönen Frauen, die in festlichen Kleidern unter den Arkaden der Hauptstraßen auf und ab wandelten. Ich sah manche reiche Pariser Toilette, aber auch die einfacheren Frauen wissen sich mit „chic“ zu kleiden.

Von den Merkwürdigkeiten der Stadt habe ich bisher nur gesehen, was sich dem Spaziergänger darbietet. Auf dem Markte steht ein großer, erzener Neptun von unserem Giambologna, flott und energisch, wie Alles, was er gemacht hat. Zwei schiefe Thürme drängen sich dem Auge auf. Der eine, schlank und viereckig wie

ein Schornstein, mit einer hübschen Krone hängt bei 272 Fuß Höhe etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß über. Augenscheinlich ist er einmal senkrecht gewesen. Der andere aber, dicht daneben, ist mit Absicht schief gebaut. Er ist nur 138 Fuß hoch, hängt aber $8\frac{1}{2}$ Fuß über. Weiter hat man den unsinnigen Bau nicht führen können; ohne jeden Abschluß steht das Ding da, einem mißrathenen Schornstein gleich. Die Bolognesser thäten am gescheidtesten, das häßliche und alberne Bauwerk schleunigst abzureißen.

Hier und da habe ich in eine Kirche hinein gesehen. Von Weihnachtsfestlichkeiten war in denselben Nichts zu bemerken, nicht ein einziges Wachs-Bambino habe ich gesehen, wie es doch an andern Orten zu Weihnachten ausgestellt wird. Die Bolognesser stehen in dem Rufe, große Skeptiker zu sein und wenig Sinn für christliche Ceremonien zu haben.

---

den 26. Dezember.

Heute machte ich einen Spaziergang nach der Kirche der Madonna di San Luca. Sie liegt wohl eine Stunde außerhalb der Stadt, hoch oben auf einer Bergkuppe, welche zu den Ausläufern der Apenninen gehört. In derselben befindet sich ein sehr altes, von Konstantinopel gekommenes Gnadenbild, welches in großem Ansehen bei den alten Bolognesern gestanden haben muß, denn der ganze weite Weg vom Thor bis zur Kirche ist von einem geräumigen Portikus überwölbt, eine Anlage, die viel Geld gekostet hat.

Oben erschließt sich dem Auge eine sehr umfassende Rundsicht. Nach Süden zu sieht man die hohen Rücken der Centralkette der Apenninen, nach Norden überschaut man die ganze Stadt mit ihren festen Mauern und Thoren, mit ihren Palästen und seltsamen Thürmen. Rings um dieselbe breitet sich eine überaus fruchtbare, von Flüssen und Kanälen durchschnittene Ebene aus. Unzählige einzelne Häuser sind darüber wie ausgesäet.

Eigentliche Dörfer in unserem Sinne giebt es in Italien nicht. Die Häuser schließen sich entweder zu kleinen Städten eng zusammen oder aber sie liegen gänzlich zerstreut, ein jedes in seinem Grundbesitz. In landschaftlicher Hinsicht entbehrt man wohl die malerischen Häusergruppen unserer Dörfer, andererseits aber wird durch die unzähligen einzelnen Wohnungen, welche die fruchtbaren italienischen Ebenen unabsehbar bedecken, die Nährkraft des Bodens dem Auge ungemein deutlich vorgeführt. Unwillkührlich und direkt schließt man aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit der Bebauung auf den Grad der Fruchtbarkeit. Man übersieht eben ohne Weiteres, wie viele Menschen von dem Boden ernährt werden, während sich die Zahl der in unseren Dörfern Zusammenwohnenden nicht durch den einfachen Ueberblick erkennen läßt.

Der Eindruck des Reichthumes, welchen aus genanntem Grunde die italienischen Ebenen machen, wenn man sie von Weitem übersieht, schwindet leider meistens, wenn man sie durchwandert. Wohl erkennt man die Fruchtbarkeit des Bodens, aber selten erblickt man, wie bei uns, als unmittelbar sichtbaren Beweis der durch die Bebauung desselben gewonnenen Wohlhabenheit gut gebaute, freundliche Wohnungen. Von der Behaglichkeit eines reichen deutschen Bauernhauses ist fast nirgends eine Spur. Der italienische Landmann hat, wie es scheint, überhaupt keinen Sinn für die auf das Haus gerichtete Behaglichkeit. Er kennt nur eine solche im Freien; wenn ihn aber das Wetter hinein treibt, genügt ihm der Sitz an seinem Heerde. Ein gut eingerichtetes Zimmer hat er nicht und braucht er nicht.

Ich schreibe dieses spät Abends. Auf den Straßen geht es auffallend lärmend zu. Singend und johlend zieht das Volk gruppenweis umher, manche Betrunkene dazwischen. Gestern war es eben so, fast die ganze Nacht hindurch dauerte der Spektakel. Ich sehe hier zum ersten Male in Italien eine solche Unmäßigkeit.

den 28. Dezember.

Eine halbe Stunde vor der Porta di Sant' Isaia liegt der Kirchhof Bologna's, die „Certosa". Niemals hat ein Friedhof einen so harmonischen und wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht, wie dieser. Ich könnte mir denken, daß Jemand sich todtkrank nach Bologna bringen ließe, nur um in der Certosa begraben zu werden.

Zur Anlage des Kirchhofes im Jahre 1801 wurde ein altes Karthäuserkloster benutzt. Die Kirche mit ihrem hübschen Glockenthurm ließ man bestehen; die großen Klosterhöfe dienten, wie sie waren, zur Bestattung der Todten, ebenso die ringsum laufenden Kreuzgänge. Die Mönchszellen, welche wieder diese allseitig umgaben, wurden beseitigt und an ihrer Stelle ein System von Grabkammern angelegt, welche unmittelbar an die Umfassungsmauern der Kreuzgänge stoßen. Die Beisetzung der Leichen geschah von der Außenseite durch dort befindliche Oeffnungen, welche sodann vermauert wurden. So entstanden Gräber, welche die allergünstigste Lage für jeden künstlerischen Schmuck besaßen. An der inneren Seite, im Kreuzgange, konnte man auf das Leichteste Marmortafeln mit Inschriften, Reliefs, Nischen mit architektonischem und bildnerischem Schmucke aller Art anbringen, welche, obwohl unmittelbar an den Gräbern selbst befindlich, vor der Witterung geschützt waren und durch die architektonischen Linien des Kreuzganges umrahmt und zusammen gefaßt wurden.

Die auf diese Art entstandene Anlage war so zweckmäßig und schön, daß man den in ihr enthaltenen Grundgedanken nun auch für die mit der Zeit nothwendig werdende Vergrößerung des Friedhofes beibehielt. Man baute hallenartige Gebäude verschiedener Art, deren Wände und Fußböden aus Grabkammern bestanden. Die Konstruktion und Einrichtung derselben vervollkommnete sich mit der wachsenden Erfahrung, bis man zu der jetzt angewandten, nach meiner Meinung vorzüglichen Bauart gelangte. Sie ist die folgende: Man errichtet langgestreckte, überwölbte, durch Kuppeln und Seiten-

schiffe unterbrochene Räume mit etwa drei Meter starken Umfassungswänden. In letzteren liegen dicht über und neben einander die Grabkammern, mit ihrer Längenrichtung der Achse des Gebäudes zugekehrt. Diese Kammern haben nur nach außen eine Oeffnung, welche, nachdem der Sarg hineingeschoben ist, durch Mauerwerk geschlossen wird.

Der innere Raum ist eine schöne, geräumige, im besten römischen Style erbaute Halle. Sie ist mit Säulen geschmückt und oben durch ein mit Kassetten geziertes Gewölbe geschlossen. An den Wänden erblickt man in drei Reihen über einander Marmortafeln mit Inschriften und Reliefs, welche den dahinter liegenden Gräbern entsprechen. Die runden und halbrunden, mit Kuppeln versehenen Räume, welche diese Halle und deren Seitenarme unterbrechen und schließen, sind für die Familiengräber bestimmt. Sie bilden einen unvergleichlichen Raum zur Aufstellung größerer Monumente. Theils sind solche dort in Nischen an den Wänden angebracht, theils stehen sie frei vor den betreffenden Gräbern. So kann Jeder in diesen schönen Hallen seine Todten in der ihm zusagendsten Weise bestatten. Dem Bescheidenen genügt die einfache Inschrifttafel, der Wohlhabende und Prunkliebende kann durch Skulpturwerke die Grabstätte seiner Lieben auf das Reichste schmücken. Nirgends können solche Werke zur volleren Wirkung kommen, als in dieser herrlichen architektonischen Umgebung. Zugleich finden sie den vollkommensten Schutz, weil sie eben in einem geschlossenen Gebäude stehen. Die zartesten Marmorstatuen erhalten sich für eine unbegrenzte Zeit, während solche im Freien aufgestellt, einem raschen Verderben entgegen gehen. Die Leidtragenden, welche die Gräber ihrer Angehörigen besuchen, sind umgeben von künstlerischen Werken, welche alle bestimmt sind, die tröstenden Gedanken der Religion und Poesie zum Ausdruck zu bringen. Ehe sie noch die Stelle, wo ihre Lieben ruhen, erreichen, hat schon die Kunst ihre schmerzbesänftigende Wirkung ausgeübt. Kein finsterer Eindruck tritt ihnen je entgegen, kein offenes Grab,

keine neue Beerdigung erinnert sie an das Grausige des Todes und an die schreckliche Stunde, da sie ihr Liebstes für immer dahin gaben. Die Beisetzung der Leichen geschieht, wie gesagt, von außen, der feierliche Frieden in den schönen Hallen selbst wird niemals gestört.

Die Kirchhofsanlage in Bologna, welcher die neuen Friedhöfe in Genua und Mailand nachgebildet sein sollen, scheint mir so vorzüglich, daß ich mich wundere, sie nicht auch in Deutschland nachgeahmt zu sehen. Für denjenigen, der einmal das Einsenken der Särge in die Erde vorzieht und ein Grab unter freiem Himmel, beschattet von Bäumen, gelegen wissen will, dienen die weiten, von den erwähnten Gebäuden umschlossenen Höfe und Gärten in jeder Weise. Soll aber der bildenden Kunst, speziell der Skulptur, die Aufgabe zufallen, das Grab zu schmücken und die Hinterbliebenen zu trösten, so kann sie das ungleich wirksamer in schönen Hallen, als im Freien. Für meine Empfindung wenigstens ist die Umgebung der freien Natur mit dem durch sie gebildeten zerstreuenden Hintergrunde mit wenig Ausnahmen ungünstig für die Betrachtung von Skulpturwerken. Der Realismus der Natur wirkt zu eindringlich auf den Beschauer, als daß er sich von demselben frei machen und dem vom Künstler gewollten rein geistigen Ideengange in ungestörter Sammlung folgen könnte. Die meisten in Gärten aufgestellten Statuen sinken deshalb zu bloßen Dekorationen herab. Will man im Freien Statuen zur Wirkung bringen, so ist man, um sie von ihrer realen Umgebung einigermaßen abzulösen, genöthigt, sie entweder kolossal zu bilden, sie mit einer architektonischen Anlage in Verbindung zu bringen, oder durch, die Augen stark auf sich ziehende Postamente zu isoliren. Alle diese Mittel können auf offenen Kirchhöfen nicht wohl zur Anwendung kommen. Ueber dieses Thema läßt sich Manches sagen, ich muß mich hier mit diesen Andeutungen begnügen.

Eines läßt sich nicht leugnen: das in Bologna angewandte System fördert die Eitelkeit. Die Monumente stehen nahe bei ein-

ander und fordern lebhafter zum Vergleich auf, als die unter freiem Himmel zerstreut stehenden. Es kann auch Niemand die Geringfügigkeit des Grabschmuckes mit ungünstiger Lage, Mangel an harmonischer Umgebung, Unsicherheit und ungewisser Dauer der Aufstellung entschuldigen. Vielmehr liegt das Streben nahe, den Nächsten zu überbieten. Aber soll man nicht diese Eitelkeit gern in den Kauf nehmen, wenn sie, wie hier, die lebhafteste Förderung der bildenden Kunst mit sich bringt? Ich wüßte gar keinen stärkeren Hebel zur Belebung der Skulptur, als die allgemeine Einführung solcher Grabhallen. Die würdigsten und mannigfaltigsten Aufgaben ergeben sich in Menge.

Möge doch jede Stadt, welche einen neuen Friedhof anzulegen hat, kundige Männer nach Bologna senden, um zu berathen, ob die dortige Einrichtung nicht auch in der Heimath möglich ist! — Es wird gewiß Keiner die „Certosa" ohne tiefen Eindruck verlassen.

---

den 29. Dezember.

Ich habe mich in den letzten Tagen in Bologna tüchtig umgesehen und wollte Dir gestern über Manches berichten. Aber die Beschreibung des schönen Kirchhofes hat die mir zur Korrespondenz verfügbare Zeit für sich allein in Beschlag genommen. Du magst daraus entnehmen, daß er mich ganz besonders angezogen hat. In Folge dessen kann ich Dir nun aber von den übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt nur kurz erzählen, denn heute Abend noch fahre ich nach Ravenna weiter, wo mich ganz andere Dinge in Anspruch nehmen werden.

Bologna ist zunächst bekannt als eine der ältesten Universitäten. Sie wurde schon 1119 gegründet und war im dreizehnten Jahrhundert derartig berühmt, daß sie zeitweilig bis zehntausend Studenten zählte. Von allen Theilen der Welt strömten sie zusammen. Auch jetzt noch ist Bologna eine der hervorragendsten Stätten italienischer Wissenschaft. In neuester Zeit bildet sie besonders

einen Anziehungspunkt für die Archäologen. Die Umgegend der Stadt hat sich nämlich als eine ergiebige Fundstätte für etruskische Alterthümer erwiesen, man ist eifrig mit Nachgrabungen beschäftigt und hat ein Museum angelegt, welches sich rasch füllt. Besonders interessant in diesem sind eine Anzahl Gerippe, welche man auf dem Terrain der gestern beschriebenen Certosa gefunden hat. Es hat sich herausgestellt, daß vier bis fünf Meter unter dem Niveau des jetzigen Kirchhofes sich ein alter etruskischer befindet. Die Leichen wurden dort in hölzernen Särgen begraben, die vollständig vergangen sind. Der Boden, welcher günstiger Weise aus Thonmergel besteht, hat sodann die Gerippe dicht umschlossen und gänzlich unversehrt erhalten. Eine Reihe solcher Skelette, mit dem sie umgebenden Thon, hat man nun in großen Kasten in's Museum gebracht und dort die die Gerippe bedeckende Schicht vorsichtig abgenommen. So sieht man diese unberührt da liegen, ganz in ihrer ursprünglichen Lage, neben ihnen kleine Urnen mit Weihgeschenken und manche andere Dinge, welche die Liebe der Ihrigen ihnen vor Tausenden von Jahren mit in's Grab gab. Die Frauen tragen meistens Schmuck um den Hals. Neben einem Kinde liegt noch das Spielzeug, das ihm lieb war. Fast Alle halten in der einen Hand das Erzstück, mit welchem sie den Fährmann über den Styx, oder wie sonst die Etrusker den die Unterwelt begrenzenden Fluß genannt haben mögen, bezahlen sollten.

Auch werthvolle ägyptische Alterthümer besitzt dasselbe Museum. Ein gerade anwesender Professor hatte die Liebenswürdigkeit, mir manche der Inschriften zu lesen und eine Idee von dem Wesen der Hieroglyphenschrift zu geben, so daß ich höchst anregende Stunden dort verlebte.

In der Geschichte der Malerei nimmt Bologna eine ehrenvolle Stelle ein.

Am Ende des fünfzehnten und im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts lebte hier Francesco Francia. Anfänglich hauptsächlich

mit Goldschmiedearbeiten und Stempelschneiden beschäftigt, wandte er sich erst im reifen Mannesalter der Malerei zu. Sein Vorbild war Pietro Perugino, die Aehnlichkeit seines Vortrages mit dem des umbrischen Meisters ist unverkennbar. Seine Bilder sind im hohen Grade fesselnd durch die Innigkeit und Frömmigkeit des Ausdrucks, welchen er seinen Figuren zu geben weiß. Raphael nennt die Madonnen Francia's die schönsten Andachtsbilder, die er kenne. Die Heiligen, zart geformte, weiche Gestalten, umstehen den Thron der Maria in leidenschaftlicher, tief innerlicher Anbetung. Das Seelenleben der Personen ist so gesteigert, der geistige Ausdruck so überwiegend und packend, daß man kaum dazu kommt, auch die vorzügliche, höchst sorgfältige Ausführung nach Gebühr zu würdigen.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erblühte sodann in Bologna die Schule der Caracci. Die Stifter derselben waren Lodovico Caracci und seine Neffen Annibale und Agostino. Nach dem Tode der großen Maler des Cinquecento waren die von ihnen zurückgelassenen Schulen bald in Manierismus verfallen. Sie gefielen sich in konventioneller Nachahmung und affektirter Ueberbietung der äußeren Eigenthümlichkeiten ihrer verstorbenen Meister. Gegen diesen Schlendrian reagirten die Caracci. Sie suchten die ihnen nachahmungswerth scheinenden Eigenschaften der verschiedenen Schulen zu vereinigen und drangen energisch auf selbstständige Erfindung und Zeichnung. Man nennt deshalb mit Recht ihre Schule eine eklektische. Aus ihr gingen Guido Reni, Domenichino und Guercino hervor, wohl die größten italienischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts. Es gab eine Zeit, wo ihre Werke dem Höchsten, was die Kunst geleistet, zugezählt wurden. Als Goethe nach Italien kam, wandte sich sein Interesse vor Allen diesen Malern zu. Er preist sie in den lebhaftesten Worten. Gegenwärtig wird ihnen von den Kunstkritikern nur eine ziemlich bescheidene Stelle eingeräumt. Relativ, aus ihrer Zeit heraus, beurtheilt, muß man sie indeß als höchst bedeutende Maler gelten lassen.

Schöne Werke aller dieser Künstler findet man in den Kirchen der Stadt und in der vortrefflich eingerichteten Pinakothek. Letztere besitzt auch die „heilige Cäcilie" Raphael's, welche aus der kleinen Kirche San Giovanni in Monte dorthin kam.

Bologna ist reich an merkwürdigen Kirchen der verschiedensten Art. Ich habe die wichtigsten besucht und mich gut in ihnen umgesehen, aber es bleibt mir nicht die Zeit, Dir von ihnen zu erzählen.

Neben den Kirchen interessiren die Paläste Bologna's, besonders diejenigen aus der Frührenaissance. Nirgends spielt die Architektur so naiv und anmuthig mit den antiken Formen, wie hier, obwohl ihr fast nur der Backstein als Material zur Verfügung steht. Aber auch die späteren Bauten bis zur Gegenwart fesseln angenehm das Auge. Ihnen allen sind geräumige, mit Säulenhallen und Arkaden umgebene Höfe gemein. Auch von außen haben sie durchweg ein sehr stattliches Ansehen. Alles ist monumental und grandios gestaltet. Unsere privaten Neubauten in Berlin und Hamburg würden sich, in eine Reihe mit den modernen Palästen Bologna's gestellt, kleinlich ausnehmen.

Charakteristisch für den Gesammteindruck der Stadt sind die Arkaden, mit welchen die Fußsteige fast aller Straßen überbaut sind. Ich habe diese Anordnung niemals in so allgemeiner Anwendung gesehen.

Dieser Brief trifft in den ersten Tagen des neuen Jahres bei Euch ein. Herzliche Glückwünsche Dir, den Geschwistern und Freunden. Bringe das neue Jahr Euch Allen, was Euer Herz wünscht!

XXXIV.

Modena, den 4. Januar 1876.

Fast fünf Tage habe ich in Ravenna zugebracht. Ich wäre gern noch länger in der alten, höchst interessanten Stadt geblieben, aber ich konnte es nicht ferner in meinem Logis aushalten. Ein dunkles, eiskaltes Zimmer, in welchem die Temperatur nicht über vier Grad Wärme zu bringen war, wie viel Holz man auch in den Kamin werfen mochte. Ich mußte da sitzen wie in der Eisenbahn, im dicken Oberrocke, die Füße in Pelzstiefeln, die Beine mit der Reisedecke umwickelt, an den Händen Handschuhe. So eingehüllt konnte ich wohl lesen, nicht aber schreiben; als ich es versuchte, erstarrten mir die Finger. Nun will ich von hier aus das Versäumte nachholen und Dir von der merkwürdigen Stadt erzählen, so gut und ausführlich, als es mir in dem engen Rahmen eines Briefes möglich ist.

Ravenna nimmt einen sehr hervorragenden Platz in der Kunstgeschichte ein. Es sind dort eine Reihe Denkmäler aus einer Zeit erhalten, deren Spuren sonst überall fast vollständig verwischt sind.

Der Kaiser Honorius verlegte im Jahre 404 seine Residenz nach Ravenna, weil er sich in der durch Sümpfe geschützten Seestadt, aus welcher er schlimmsten Falles zu Schiff entkommen konnte, sicherer fühlte, als in Rom. Thatenlos lebte der feige, schwachsinnige Kaiser seine Tage dahin, während Alarich mit seinen Gothen ganz Italien verwüstend durchzog. Nach Honorius herrschte in Ravenna seine Schwester Galla Placidia als Vormünderin ihres Sohnes, des

Kaisers Valentinian III. Sie war eine begabte, merkwürdige Frau; ihre Geschichte liest sich wie ein schwermüthiger Roman und man kann sich eines innigen Mitgefühls mit ihren Schicksalen nicht erwehren. Nicht lange nach ihrem Tode brach das morsche römische Reich vollends zusammen und der germanische Heerführer Odoaker schwang sich zum Könige Italiens empor (476). Auch er residirte in Ravenna, bis Theodorich, der König der Ostgothen, ihn (493) überwand und die Herrschaft über Italien erkämpfte. Glänzend hielten der große König und seine Nachfolger Hof in der alten Stadt bis zum Jahre 539, in welchem Belisar, der Feldherr Justinian's, als Sieger in sie einzog. Ihm und Narses gelang es, ganz Italien den Gothen zu entreißen. In der Folge war Ravenna zwei Jahrhunderte lang der Sitz der Exarchen, der Statthalter, welche Italien im Namen der byzantinischen Kaiser beherrschten. Erst 727 oder 728 vermochte der Longobardenkönig Liutprand in die feste Stadt einzuziehen, ohne sie indeß schon auf die Dauer halten zu können. Sie war abwechselnd in den Händen der Longobarden und der Griechen, bis mit der Vertreibung des Exarchen Eutychius im Jahre 752 die byzantinische Herrschaft in diesem Theile Italiens und die hervorragende politische Stellung Ravenna's für immer erlosch.

Ravenna war somit von 404 bis 752, also während eines Zeitraumes von drei und einem halben Jahrhundert die Hauptstadt Italiens, von welcher aus Rom wie eine Provinzialstadt regiert wurde.

Diese kleine geschichtliche Vorrede konnte ich Dir nicht ersparen. Ohne die historischen Verhältnisse im Auge zu halten, kann man die Denkmäler Ravenna's weder verstehen, noch von ihnen erzählen. Es handelt sich, wie Du siehst, um drei Epochen: die Zeit der letzten römischen Kaiser, das Königthum der Germanen und die byzantinische Herrschaft. Aus allen drei Perioden sind wohl erhaltene Denkmäler vorhanden. Ich kann sie natürlich hier nicht alle

beschreiben, ich muß mich darauf beschränken, aus jeder Zeit die bedeutendsten auszusuchen. Wenn ich zurück komme, werde ich Dir zwei Monographien über Ravenna geben, — die eine ist von Gregorovius, die andere von Professor Karl Witte, — in denen Du Ausführlicheres über die merkwürdige Stadt lesen kannst. Diese vorzüglichen Arbeiten sind mir hier von großem Nutzen gewesen und ihnen habe ich auch die vorhin mitgetheilten geschichtlichen Daten entnommen.

Das älteste Denkmal, welches ich sah, und zugleich das anziehendste von allen, ist das Grabmal der Galla Placidia. Schon zu ihren Lebzeiten errichtete die fromme Frau die Stätte, in welcher ihre Gebeine nach ihrem schicksalsvollen Leben ruhen sollten. Das Gebäude, außen ganz unscheinbar, hat die Form einer kleinen, in der Mitte von einer Kuppel überwölbten Kreuzkirche. Sie mißt in ihrer längsten Richtung nur etwa 15, in der Breite $12\frac{1}{2}$ Meter. Die Wände in ihrem oberen Theile, die Wölbungen und die Kuppel sind gänzlich mit Mosaiken bedeckt. Sie sind die schönsten, die ich je gesehen.

In der Lünette über der Eingangsthür ist Christus als guter Hirte dargestellt. In einer felsigen Landschaft sitzt der Heiland auf einem großen Steine. Ein Purpurmantel umgiebt seine jugendliche, schöne Gestalt; sein edles, bartloses Haupt ist von langen, goldenen Locken umwallt. Mit der Linken umfaßt er ein neben ihm stehendes Kreuz, mit der Rechten liebkost er eines der ihn umgebenen Lämmer. An diesem rührend einfachen Bilde ist absolut Nichts, was nicht auch unserem jetzigen Empfinden entspräche; es ist nichts Fremdes zwischen ihm und uns. Und doch ist es über vierzehnhundert Jahre alt!

In der gegenüber liegenden Lünette sieht man einen Flammenrost, auf welchem Bücher brennen. An der einen Seite desselben steht ein bärtiger Mann in weißen, fliegenden Gewändern, auf der rechten Schulter ein kleines Kreuz tragend, in der Linken ein Buch

haltend. An der andern befindet sich ein geöffneter, goldener Schrank, in welchem die vier Evangelien liegen. Der Mann wird als Christus gedeutet, welcher als Siegeszeichen der Kirche und des Evangeliums ein Buch hält, während auf dem Rost ketzerische Schriften brennen. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Auslegung. Ich glaube zunächst nicht, daß Christus gemeint ist, erstens weil der Mann ein weißes Kleid trägt, während Christus sonst in Ravenna stets im Purpurgewand dargestellt wird, zweitens, weil seine Züge von sämmtlichen anderen Christusbildern abweichen. Ferner scheint mir der Mann nicht sowohl das Buch zu halten, als es in die Flammen werfen zu wollen. Seine ganze Haltung und Bewegung deuten darauf hin. Schließlich scheint es mir wahrscheinlicher, daß heidnische Bücher verbrannt werden, im Gegensatz zu den so ostensibel in dem goldenen Schranke gehüteten Evangelien, welche durch Aufschriften deutlich als solche bezeichnet sind. Ich möchte demgemäß als Deutung des merkwürdigen Bildes vorschlagen: Ein unbekannter Heiliger, ein Gottesstreiter, welcher heidnische Bücher verbrennt.

In den beiden anderen Lünetten, welche die Seitenarme des kleinen Gebäudes schließen, erblickt man ein herrlich gezeichnetes Rankenwerk, aus welchem je zwei Hirsche hervor treten, um aus einer in der Mitte befindlichen Quelle zu trinken: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir".

An den Oberwänden, welche die Kuppel tragen, sind je zwei Propheten abgebildet, würdige, schön bewegte Gestalten in weißer, antiker Gewandung. Zwischen ihnen stehen Schalen mit Wasser, aus denen Tauben trinken. Letztere sind reizend gezeichnet und stehen den berühmten Kapitolinischen wenig nach. Sie mögen wohl die reinen und glücklichen Seelen bedeuten, die nach dem Gesetz leben. Die Kuppel ist blau und mit goldenen Sternen übersäet. In der Mitte prangt das Kreuz und in den vier Zwickeln die Symbole der Evangelisten. Die Wölbungen der kleinen, nischen-

artigen Schiffe sind mit sehr schönen Arabesken ausgeschmückt, mit eben solchen und Fruchtschnüren sind alle Linien des Gebäudes bezeichnet und die Bilder umrahmt.

In der dem Eingange gegenüber liegenden Nische steht der große Steinsarg der Galla Placidia. Glaubwürdiger Ueberlieferung zufolge saß sie darin aufrecht auf einem kunstvoll aus Cedernholz verfertigten Stuhle. Goldgewirkte, kaiserliche Purpurgewänder umhüllten die Leiche, deren Gesichtszüge sich wunderbar erhielten. Durch eine Oeffnung in der Rückwand des Sarkophages konnte man sie so sitzen sehen. Am 3. Mai 1577 leuchteten neugierige Jungen mit einem Wachsstock hinein, da fingen die Gewänder Feuer und die unheimliche Gestalt zerfiel in Asche.

Noch vier andere Sarkophage befinden sich in der Kirche, in denen wahrscheinlich Verwandte der Galla Placidia ruhen. Sichere Nachrichten darüber fehlen.

Der Gesammteindruck des Gebäudes ist überaus ergreifend. Es tritt gerade genug Licht durch die kleinen Fenster in den stillen Grabraum, um die harmonischen Farben des wundervollen Mosaikschmuckes zur vollen Geltung zu bringen. Die antike Kunst tritt uns hier noch einmal in ihrer Herrlichkeit entgegen, sie bietet uns eine Nachblüthe der schönsten und seltensten Art. Es wird einem wehmüthig zu Sinn in der alten, schönen Gruft, erscheint sie doch auch wie ein Grabmal der antiken Kunst, welche zur selben Zeit dahin starb. Die folgenden Jahrhunderte traten die Erbschaft an, aber sie wußten sie nur selten und ganz beschränkt zu nutzen.

Doch nicht diese Empfindungen und Betrachtungen allein sind es, zu denen das Grabmal der Placidia anregt. Zugleich mit der Mahnung an den Untergang der antiken Welt und ihrer Kunst wendet es die Gedanken lebhaft dem Ideenkreise zu, welcher nun an die Stelle des alten trat. Das Christenthum tritt uns aus den antiken Formen siegreich und im Gewande einer tief sinnigen Symbolik entgegen. Rührende Gedanken ziehen tröstend und erwärmend

durch unsere Seele, wenn wir dieser Symbolik nachdenken, wie sie kein heidnisches Kunstwerk je in uns hervor ruft.

Ravenna besitzt noch mehrere Denkmäler aus der letzten Römerzeit, die Kirche San Giovanni Evangelista, die Kapelle im erzbischöflichen Palast und das Baptisterium San Giovanni in Fonte. Letzteres besonders ist ein höchst interessantes Gebäude, welches ich Dir gern schilderte. Ich muß leider darauf verzichten, um auch späteren Perioden gerecht werden zu können. Nur ein einziges Mosaikbild will ich anführen, weil es so sonderbar ist und die jener Zeit eigene Vermischung antiker und christlicher Ideen mit großer Deutlichkeit zeigt. In der Mitte der Kuppel ist die Taufe Christi dargestellt. Der Heiland steht bis zur Hüfte im Jordan, Johannes, eine schön gezeichnete, klassische Gestalt, gießt, am Ufer stehend, eine Schale über sein Haupt aus. Abgesehen von der tiefen Stellung Christi entspricht dies Bild durchaus der später üblichen Darstellung. Während bei dieser aber traditionell zwei Engel die Gewänder Christi und das Handtuch halten, besorgt dies auf dem alten Bilde kein Geringerer als der Flußgott Jordan selbst. Genau wie die Flußgötter auf den pompejanischen Bildern anzusehen, mit einer Hand ein Schilfrohr, mit beiden die Gewänder tragend, schwimmt er, auf eine Vase gelehnt, neben dem Heiland auf der Fluth. Ein heidnischer Gott neben Christus und ihm dienend!

Wandelt man nun, träumend und der antiken Kunst gedenkend, von dem Grabmal der Placidia oder dem Baptisterium zu den Denkmälern der germanischen Zeit, so glaubt man plötzlich in einer andern Welt zu sein. Urdeutsche Namen grüßen das Ohr, von Dietrich von Bern, von Amalaswintha und Athalarich erzählt man Dir.

Vor dem Thore steht das Grabmal des großen Theodorich, des Dietrich von Bern der Nibelungen, dessen fester Bau den Jahrhunderten siegreich widerstanden hat. Kernfest ist es aus istrischen Marmorquadern zusammen gefügt. Auf einem zehneckigen Unterbau

erhebt sich ein rundes Obergeschoß von 11 Meter Durchmesser, das Dach aber bildet ein einziger, kuppelförmig bearbeiteter Stein! Man denkt unwillkührlich an die Riesen der deutschen Sage, man sagt sich, hier ist einer der gewaltigen Recken begraben, nun haben sie ihm nach altgermanischer Sitte einen ungeheuren Stein über das Grab gewälzt, den Niemand wieder davon bringen kann. Die ganze Idee dieses Kuppelsteines ist so urgermanisch, so völlig unrömisch.

Wie haben sie den Stein an seine Stelle gebracht? Ein unlösbares Räthsel. Sein Gewicht berechnet sich nahezu auf zehn Tausend Centner. Noch heute, trotz allen modernen Hülfsmitteln der Technik, würde die Heranbringung und Hochhebung des Steines auf dem weichen Alluvialboden mit den allergrößten Schwierigkeiten verknüpft sein. Ich, als Ingenieur, kann das ja ein wenig beurtheilen.

Die Last des Steines scheint das ganze Gebäude in den Boden zu drücken, es steht in einer mit Wasser gefüllten Grube, so daß man nicht in die eigentliche Thür hinein gehen kann. Sieht man durch sie in das untere Geschoß, so erkennt man, daß es innen einen kreuzförmigen Grundriß hat. Auf gewundenen, modernen Treppen, welche mit dem alten Bau wenig harmoniren, kann man von außen in das gänzlich leere Obergeschoß gelangen und den riesigen Kuppelstein auch von innen bewundern.

Leider ist Nichts mehr von dem Grabe selbst zu sehen. Theodorich war ein Arianer und deshalb hielten die Ortodoxen es später für ein verdienstliches Werk, die Asche des alten Helden in alle Winde zu zerstreuen. In einer der Hauptstraßen der Stadt erhebt sich eine verwitterte, mit Säulen und Nischen gezierte Mauer, welche aller Wahrscheinlichkeit nach dem Palast des Gothenkönigs angehört hat. Dort sieht man einen Behälter von Porphyr eingemauert und eine Inschrift aus dem Jahre 1566 verkündet, daß die Gebeine des Königs in diesem Sarkophage ruhen. Die Gelehrten sprechen jedoch

dieser Nachricht jede Richtigkeit ab und ich glaube ihnen um so mehr, als der angebliche Sarkophag augenscheinlich nichts weiter als eine antike Badewanne ist.

Von dem Palast Theodorichs ist leider Nichts als der erwähnte Mauerrest erhalten. Karl der Große hat hauptsächlich dessen Zerstörung auf dem Gewissen, er schleppte, was in und an ihm war, nach Aachen. Was dort aus diesen Dingen wurde, ist mir nicht bekannt.

Nun zu den Denkmälern der dritten Periode, der byzantinischen. Das merkwürdigste scheint mir die Kirche San Vitale, deren Bau zur Zeit der Gothen begonnen, aber erst zur byzantinischen vollendet wurde. Theodorich und seine Nachfolger legten auch zu noch anderen Kirchen Ravenna's den Grund, deren Ausbau und Schmuck ebenfalls erst zur griechischen Zeit geschah. Theodorich selbst war ein eifriger Verehrer und Förderer der Kunst, welche er in Italien vorfand. Es ist deshalb begreiflich, daß die von den Gothen begründeten Kirchen in keiner Weise einen Anklang an germanisches Wesen zeigen. San Vitale soll in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit der berühmten Sophienkirche in Konstantinopel haben, welche etwa gleichzeitig von Justinian erbaut wurde. Jedenfalls ist sie ein glänzendes Beispiel byzantinischer Baukunst.

Die Grundform der Kirche ist achteckig. Um acht Pfeiler, welche die Kuppel tragen, zieht sich ein Nebenschiff oder Umgang herum, welcher in mittlerer Höhe durch einen gewölbten, von einer Balustrade umgebenen Boden in zwei Etagen getrennt wird. Dieser Boden tritt zwischen den Pfeilern halbkreisförmig zurück und wird in den so entstehenden Nischen durch zwei Säulen getragen, welche mit eben solchen in der oberen Etage korrespondiren. Eine der Nischen wird durch den Eingang zum Chor ersetzt, welcher sich wie eine Kapelle an das Achteck anschließt. Das Ganze, auf diese Weise reich gegliederte Innere, gewährt einen überaus malerischen Anblick.

Die Säulen zu dieser, wie den übrigen Kirchen jener Periode in Ravenna sind nicht, wie bei den gleichzeitigen römischen, antiken Gebäuden entnommen, sondern eigens für den betreffenden Bau angefertigt. Es ist nun höchst interessant zu sehen, wie die antiken Formen sich abwandeln. Von dem korinthischen Kapitäl ausgehend, gelangt die Kunst mit mancherlei Variationen zu dem Würfelkapitäl. Andere mögen den Verfall der klassischen Kunst auch hier beklagen, ich muß gestehen, daß mir die Betrachtung dieser mannigfaltigen Formen viel Vergnügen macht. Sie sind in ihrem originellen und vielgestaltigen Wesen, in ihrer frischen Verzierungslust den späteren romanischen Formen ähnlich und ebenbürtig.

Der kleine Chor von San Vitale besitzt noch seine vollständigen alten Mosaiken. Den Mittelpunkt des farbenreichen Schmuckes bildet, wie fast überall, Christus. Auch hier ist er als schöner, bartloser Jüngling gebildet, im Purpurmantel auf der Weltkugel sitzend. Zu seinen Füßen entspringen die vier Paradiesströme. Ihm zur Seite stehen zwei schöne Engel mit großen Flügeln, in lange, weiße Gewänder gehüllt. Von der Linken her naht sich dieser Gruppe der heilige Vitalis, welchem Christus die Krone reicht, zur Rechten steht St. Ecclesius, das Modell der Kirche in der Hand.

Von den vielen übrigen musivischen Darstellungen des Chores will ich Dir nur zwei nennen, weil sie durch ihren Inhalt sehr merkwürdig sind. An der einen Wand sieht man den Kaiser Justinian selbst, wie er, von Bischöfen und Kriegern umgeben, ein Weihgeschenk darbringt, an der gegenüber liegenden seine Gemahlin Theodora, gefolgt von ihren Frauen, gleichfalls Gaben herbeitragend. Männer wie Frauen sind im reichsten Hofkostüm abgebildet und die Hauptfiguren tragen unverkennbar Portraitzüge. Das musivische Bild Justinians kommt noch an zwei anderen Stellen Ravenna's vor. Das Haupt des Kaisers, wie das der Kaiserin ist mit einem Goldnimbus umgeben, welcher damals noch nicht ausschließlich Heiligen gegeben, sondern als ein allgemeines Ehrenzeichen betrachtet

wurde. Auch Moses und Melchisedek auf benachbarten Bildern tragen einen solchen. Bei der Theodora frappirt der Nimbus allerdings, wenn man sich erinnert, daß sie vor ihrer Erhebung zur Gemahlin Justinian's eine übel berüchtigte Tänzerin war. Diese lebensgroßen Portraitfiguren sind meines Wissens die ältesten, welche man aus dem Mittelalter hat, sie beweisen in ihrer vorzüglichen Erhaltung, wie sehr geeignet das Mosaik für monumentale Malerei ist.

Neben San Vitale sind es zwei Basiliken der byzantinischen Zeit, welche das Interesse in Anspruch nehmen, Sant' Apollinare Nuovo und Sant' Apollinare in Classe.

In ersterer sind noch die ganzen Langwände des Mittelschiffes mit den alten Mosaiken bedeckt. An der einen Seite sieht man an dem, dem Chore zugewandten Ende Maria mit dem Jesuskinde auf einem Throne sitzen, vier sehr schöne, ernste Engel halten ihr zur Seite Wacht. Es nahen sich die heiligen drei Könige mit ihren Gaben. Sie prangen in einem sonderbaren, bunten Schmucke, auffallend sind vor Allem ihre buntgefleckten Hosen von verhältnißmäßig modernem Schnitt. Hinter ihnen kommt eine Schaar von 22 heiligen Jungfrauen daher gewallt, ihr Zug nimmt fast die ganze übrige Länge der Kirchenwand ein. Sie kommen aus dem Thore von Classis, der alten Hafenstadt Ravenna's, hervor, wie eine Inschrift deutlich besagt. In weiße Gewänder gehüllt, schreiten die Jungfrauen feierlich einher, in den Händen ihre Kronen, welche sie der Mutter Gottes darbringen wollen. Sie sind wenig von einander verschieden und wandeln eine hinter der andern in ganz gleichen Abständen. Hinter ihnen steht eine Reihe Palmen, deren Kronen immer zwischen je zweien der Jungfrauen sichtbar werden. Die Regelmäßigkeit dieses Zuges hat natürlich in malerischer Hinsicht etwas Steifes, aber sie bringt einen besonders feierlichen Eindruck hervor. Auch muß man zugeben, daß diese regelmäßige Gestaltenreihe in architektonischem Sinne eine bessere Dekoration der

langen Wand bildet, als es ein so langes Bild mit verschieden bewegten Figuren und Gruppen vermöchte.

In ganz ähnlicher Weise ist die gegenüber liegende Wand geschmückt. Eine Reihe von heiligen Märtyrern, geführt von St. Martin, welchem die Kirche ursprünglich geweiht war, bringen ihre Kronen dem Erlöser, welcher, wie Maria, auf einem von vier Engeln umstandenen Throne sitzt. Christus ist hier bärtig dargestellt. Die Heiligen kommen aus ihrem Palast hervor, über welchem die Bezeichnung „Palatium" steht. Es ist ohne Zweifel der Königspalast Theodorich's gemeint, in welchem auch die Exarchen residirten.

Ueber diesen beiden großen Bildern sind die Flächen zwischen den dort befindlichen Fenstern mit Einzelfiguren von Aposteln und Propheten geschmückt. Ueber diesen wiederum, unter dem Dache, zieht sich ein Streifen her, welcher in 26 Bildern Scenen aus der heiligen Schrift enthält. Es ist mir gelungen, sie sämmtlich in Photographien zu erhalten. Sie sind höchst interessant als älteste Bilderbibel, als uralte Darstellungen derselben Vorgänge, welche den Malern der späteren Jahrhunderte so unerschöpflichen Stoff gegeben haben. Bezeichnend ist, daß auf die Hinausführung nach Golgatha als letztes Bild „Christus unter seinen Jüngern" folgt. Die Kreuzigung selbst wagte man damals noch nicht darzustellen, wie denn überhaupt jedes Marterbild jener frühen Zeit ganz fremd ist.

Die Ausführung aller dieser Mosaiken reicht nicht an jene der Zeiten Galla Placidia's heran, aber sie ist noch immer eine sehr gute. Die vorzüglichen Vorbilder, welche Ravenna besaß, hielten hier die Kunst auf einer größeren Höhe als anderswo. Von jener Morosität des späteren byzantinischen Styles ist noch Nichts zu bemerken und den gleichzeitigen römischen Werken sind sie unbedingt überlegen.

Sant' Apollinare in Classe liegt eine Stunde außerhalb der Stadt. Von dem alten Classis, einst die Hafenstadt Ravenna's, ist

im Uebrigen keine Spur mehr vorhanden. Das Meer ist jetzt sieben Miglien weit entfernt. Die Küste hat sich durch Alluvialbildungen weiter hinaus geschoben und erhöht. Hierdurch erklärt sich auch die anscheinende Versenkung des Grabmals des Theodorich und aller anderen alten Bauten in Ravenna selbst.

Die Kirche Sant' Apollinare in Classe liegt jetzt in völliger Einsamkeit zwischen Feldern und Wiesen, etwa wie San Paolo fuori le mura bei Rom. Sie ist besonders interessant als Beispiel der frühchristlichen Basilika. Ich kenne keine andere, welche ihren ursprünglichen Charakter so gut bewahrt hat, wie diese. Der Eindruck ist in Folge dessen sehr ehrwürdig und feierlich. Der Mosaikschmuck, welcher indeß nur in der Tribuna erhalten, ist durch seine Symbolik merkwürdig. In der Mitte sieht man die Verklärung Christi dargestellt. Der Heiland ist durch ein mit Edelsteinen geschmücktes Kreuz angedeutet, dessen Mitte ein Bildniß seines Hauptes trägt. Daneben schweben auf Wolken Moses und Elias. Ganz oben ragt aus einem, mit kostbaren Steinen geschmückten Kreise die Hand Gottes hervor. Unterhalb des Kreuzes stehen drei Schafe, die Jünger bedeutend, welche die Verklärung Christi auf Tabor sahen.

In den Seitenschiffen der Kirche stehen eine Reihe alter großer Steinsärge, in welchen Exarchen und Erzbischöfe bestattet sind. Auch sie tragen mannigfaltigen symbolischen Schmuck. Denke Dir, wie reizvoll es ist, in der ehrwürdigen, feierlich stillen Kirche umher zu gehen und sich an der Erklärung dieser vielen symbolischen Darstellungen zu versuchen. Es liegt etwas Geheimnißvolles und Rührendes in ihnen. In kindlich frommer Scheu wagte man in jener frühen Zeit nicht, die heiligsten Dinge selbst darzustellen, man glaubte sie dadurch zu entweihen. Man ersetzte sie durch Symbole und überließ dem Beschauer, sich das heilige Geheimniß aus ihnen zu deuten. Eben dadurch wirken aber diese Darstellungen so ergreifend. Um sie zu verstehen, muß man selbst den

heiligen Lehren und Ueberlieferungen nachdenken. So sind sie besonders geeignet, den Geist religiösen Betrachtungen zuzuwenden. Die modernen Kirchenbilder geben dagegen stets ihren Gegenstand möglichst deutlich, in realem Sinne wieder. Sie erzählen die Sache selbst und fordern von dem Beschauer keine eigene Geistesthätigkeit. Deshalb sieht man auch so leicht gleichgültig über sie hinweg, wenn sie nicht durch ihren künstlerischen Werth das Auge fesseln.

Nun noch einige Worte über das jetzige Ravenna. Man liebt es, die Stadt als verödet und verkommen zu schildern, es macht sich dies ja in der Schilderung recht gut als Gegensatz zu der alten Herrlichkeit, von der man soeben erzählt hat. In Wahrheit ist Ravenna eine wohlhabende, kleine Stadt von etwa 25000 Einwohnern. Sie liegt in einer sehr fruchtbaren Alluvialebene und man sieht auf den Straßen viel gutgenährte Herren und Damen in Pelzröcken und eleganter Toilette spazieren gehen. Freilich wird man auch viel angebettelt, aber dies ist häufig gerade dort der Fall, wo, wie hier, wohlhabende, mildthätige Leute wohnen und reiche Klöster existirten. Ganz Ravenna war in Aufregung über eine neue Opernvorstellung, zu welcher in dem geräumigen Theater kein Platz zu bekommen war. Das spricht doch nicht für eine Verarmung der Stadt. Die reinlichen Straßen sind mit modernen Häusern aus den letzten Jahrhunderten bebaut, aus denen die, Ravenna eigenthümlichen, mittelalterlichen, runden Glockenthürme fremdartig aufragen. Natürlich ist es ziemlich still auf den Gassen, wie in jeder Stadt von gleicher Einwohnerzahl.

Nach den vorstehenden Schilderungen, so wenig erschöpfend sie sind, wirst Du Dich nicht mehr wundern, daß ich trotz des unbehaglichen Quartiers fünf Tage in der alten Stadt aushielt. Es ist wahr, ich habe schändlich gefroren. Aber die kalten Füße vergißt man, sobald sie wieder warm geworden, während man die Erinnerung an die merkwürdigen und schönen Kunstwerke sein Leben

behält. Ravenna's Denkmäler gehören jener dunklen Zeit an, in welcher die antike Welt zu Grunde ging und das Mittelalter begann. Wir sehen die letzten Kunstgedanken der heidnischen Zeit und zugleich die erste freie Entfaltung der christlichen, welche bisher nur in den Katakomben zur Geltung gekommen waren. Außer in Ravenna befinden sich auf italienischem Boden meines Wissens nur in Rom und etwa in Mailand gleichzeitige Baudenkmäler von Bedeutung, aber während sie dort nur als Theile von stark veränderten und modernisirten Gebäuden erhalten sind, treten hier ganze Bauten fast unverändert dem Auge entgegen.

Nun zum Schluß und zur Belohnung dafür, daß Du mir bei den alten Mosaiken so geduldig zugehört, ein reizendes Bild frischesten Lebens.

In Sant' Apollinare Nuovo, gerade unter dem oben geschilderten Bilde der thronenden Maria, hatte man eine Kapelle in eine kleine Bühne verwandelt, auf welcher die Geburt Christi dargestellt war. Man sah in den offenen Stall, in welchem Maria mit dem Christuskinde auf der Streu lag, von Engeln umschwebt. Draußen waren die Hirten auf dem Felde und der Stern leuchtete über dem Hause. Im Hintergrunde die Häuser von Bethlehem. Das Alles plastisch dargestellt und zwar sehr hübsch. Eine geschickte Beleuchtung erhöhte den Effekt des rührenden Bildes.

Vor dieser Bühne, in der Kirche selbst, war durch zusammen geschobene Bänke ein kleiner, viereckiger Raum umgrenzt. Auf den Bänken saßen eine Menge Kinder, meistens ganz kleine, von ihren Müttern gehütet. Arme und reiche bunt durch einander, einige kamen, andere gingen. Sie traten nach einander, einzeln in den freien Raum vor der Bühne und deklamirten, gegen das Christkind gewendet, ein Weihnachtslied. Wie heimathlich! So sagen ja auch bei uns die Kinder, wenn der Tannenbaum brennt, den Eltern ihr heimlich eingeübtes Gedicht auf. Herzige kleine Geschöpfe waren darunter, und alle die reizenden Scenen, die mit solchem Vorgange

verknüpft sind, kamen zu Tage. Einige sagten ihr Lied frisch und flott her und begleiteten es durch zierliche Gesten, andere leierten ihren Text in komischer Weise rhythmisch ab, wieder andere blieben stecken und flohen nach einigen vergeblichen Versuchen und Wiederholungen weinend in den Schooß ihrer Mutter zurück. — Ich brauche das Bild nicht weiter auszumalen, Kinder sind ja überall gleich, ob sie nun deutsch oder italienisch plappern. Nun denke Dir aber diesen Vorgang in der uralten Kirche unter dem feierlichen Bilde der Maria. Welch reizender Gegensatz zwischen dem tiefen Ernst der Umgebung und der rosigen, fröhlichen Kinderschaar!

Modena, den 5. Januar.

Von Modena weiß ich Dir wenig zu erzählen. Ich brachte die beiden Tage, die ich hier verweilte, hauptsächlich mit Abfassung der vorstehenden Schilderung Ravenna's zu. Modena präsentirt sich dem Fremden als eine langweilige Stadt, nur der alte romanische Dom mit seiner charakteristischen Krypta flößte mir Interesse ein.

Die Familienbilder des Hauses Este suchte ich hier so vergeblich wie in Ferrara. Franz der Fünfte, der letzte Herzog, nahm alle beweglichen Besitzthümer der Familie im Jahre 1859 nach Oesterreich mit.

Gestern Abend floh ich in's Theater in der richtigen Voraussetzung, daß es dort warm sein würde. Ich sah eine neue Oper: „Salvator Rosa", von einem Komponisten Gomes, welche zur Zeit in Italien viel Furore macht. Es wurde recht gut gesungen und die Musik war weniger trivial, als ich nach dem herrschenden Geschmack erwartet hatte.

Parma, den 7. Januar.

In Parma machte ich Halt, hauptsächlich um Correggio kennen zu lernen, welcher vom Jahre 1518 bis 1534 hier lebte.

Ueber Correggio sind die Meinungen der Kunstrichter sehr getheilt. Burckhardt, auf dessen Ansicht ich Viel gebe, läßt wenig Gutes an ihm. Er wirft ihm besonders zweierlei vor: die Einführung der Deckenmalerei mit sogenannter Untersicht und eine Verweltlichung und Versinnlichung der Kunst im Allgemeinen.

Dem ersteren Vorwurf kann ich nur zustimmen. Correggio war der erste, der es wagte, die Vorgänge an den Decken gänzlich so zu malen, wie sie sich von unten ansehen würden, wenn sie wirklich stattfänden. Er umgiebt den Rand seiner Kuppeln mit einer gemalten Balustrade, durch welche man in den geöffneten Himmel sieht. Dort schweben nun die heiligen Gestalten, umgeben von zahllosen Engeln, empor, während von der Balustrade Apostel, Kirchenfürsten und andere bevorzugte Leute ihnen nachsehen.

In zweierlei Weise ist eine solche Anordnung verwerflich. Erstens befindet sie sich im vollkommensten Widerspruch mit der Architektur. Sie hebt die Wirkung der Kuppel gänzlich auf, indem sie, ihr Vorhandensein negirend, den offenen Himmel zeigt. Zweitens ist eine unvermeidliche Folge einer solchen „Untersicht", daß man von den Gestalten besonders die Füße, Beine und gewisse andere untere Theile zu sehen bekommt, während die oberen und das Gesicht, in denen doch der geistige Gehalt des Bildes zum Ausdruck kommen soll, entweder stark verkürzt erscheinen oder durch gewaltsame Bewegungen der Figuren zur volleren Ansicht gebracht werden müssen. Von unten sieht man in Corregio's Kuppeln in der That ein wirres Durcheinander von Armen und Beinen, und mit Recht bezeichnet ein bekanntes Witzwort diese Darstellungen als „Froschragouts".

In der Folge wurde diese Art der Deckenmalerei in Italien sehr populär, besonders in der Barockzeit leistete man darin Unglaubliches. Ich habe sehr viele derartige Decken gesehen. Die

beabsichtigte Wirkung, die Täuschung des Auges, wird natürlich nirgend erreicht, man glaubt doch nie in den offenen Himmel zu sehen, da ja die Gestalten sich nicht bewegen. Ferner kann die Perspektive der Bilder nur von einem einzigen Punkte aus richtig sein. Von jedem andern Platze aus ergeben sich Verzerrungen wie bei Theaterdekorationen.

Den andern, die Versinnlichung der Kunst betreffenden Vorwurf, welchen Burckhardt dem Correggio macht, möchte ich nicht in solcher Strenge unterschreiben. Es ist wahr, seine heiligen Gestalten haben meistens wenig Heiliges an sich, aber sie sind zum Theil von wunderbarer Schönheit und dadurch in anderem Sinne veredelt.

Besonders entzücken mich Correggio's Kinderengel, die Putto's, wie man hier sagt. Es scheint mir, daß außer Raphael niemals Jemand so reizende Jungen gemalt hat. Zu Hunderten sieht man sie auf seinen Kompositionen, einer ist immer schöner als der andere. Eine köstliche Auswahl hat er der Aebtissin des Klosters San Paolo in ihr Zimmer gemalt. Er verwandelte dasselbe mittelst seines Pinsels in eine grüne Weinlaube mit 16 medaillonartigen Oeffnungen, in welche immer je zwei der entzückenden kleinen Kerle hineinlugen. Jetzt würde wohl kaum eine Aebtissin den Muth haben, sich ihr Klosterzimmer mit so weltlich heiteren Bildern schmücken zu lassen.

Das Interesse des Kunstfreundes ist übrigens in Parma nicht auf das Studium Correggio's beschränkt. Die Stadt bietet auch sonst Mancherlei. Der Liebhaber alter Fresken findet im Dom und dem sehr alten Baptisterium sein redliches Theil. Die Gemäldegallerie ist voll schöner Bilder, mich entzückten dort besonders zwei Francesco Francia's. Natürlich finden sich auch manche Tafelbilder Correggio's in der Gallerie, ferner enthält sie vorzügliche Kopieen seiner Deckengemälde, die mir das Verständniß der Originale, welche sich leider in sehr defektem Zustande befinden, wesentlich erleichterten.

In den ansehnlichen Straßen Parma's auf und ab gehend, begegnet einem an manchen Stellen der Name der Marie Luise.

Die Exkaiserin Frankreichs, welcher auf dem Wiener Kongreß das Herzogthum Parma zuertheilt wurde, hat sehr viel für die Stadt gethan und eine Reihe gemeinnütziger Anstalten hinterlassen.

Das große Ereigniß in Parma während meiner Anwesenheit war der eben erfolgte Tod des Senators Sanvitale. Seine vor acht Jahren gestorbene Frau war eine Tochter der Marie Luise. Ich sah das prunkvolle Leichenbegängniß dieses Mannes, und freute mich des feierlichen, reichen Zuges, der bei Fackellicht die Stadt durchzog. Man wird als Reisender bedenklich gefühllos. Man freut sich, wenn es nur irgend etwas Besonderes und Malerisches zu sehen giebt, ob es ein Freudenfest oder ein Leichenzug ist, gilt einem ziemlich gleich. So geriethen wir zum Beispiel voriges Jahr in Rom in eine Art freudige Aufregung, als die Fürstin Torlonia starb, weil wir in Folge dessen die gesammten Galla-Equipagen der Kardinäle und des hohen römischen Adels zu sehen bekamen.

Man sagte mir, daß die Familie Sanvitale eine der ältesten und angesehensten des Landes sei, und wenn ich den Nachrichten, welche ich als gänzlich Fremder einzuziehen in der Lage war, Glauben schenken darf, hat auch die Leonore Sanvitale, welche uns in Goethe's Tasso begegnet, derselben Familie angehört.

Mailand, den 8. Januar.

Soeben in Mailand angekommen, habe ich mir von der Post einen ganzen Packen Briefe geholt. Darunter auch Deine liebevollen Zeilen vom 27. December. Die Schilderung der festlichen Weihnachtstage war der beste Gruß, den Du mir aus der Heimath schicken konntest.

Mein kleiner Bote ist also rechtzeitig eingetroffen und es ist ihm gelungen, sich bei Dir einzuschmeicheln, ohne seine Herkunft zu verrathen. Keiner kennt ihn bei Euch. Da muß ich ihn wohl selbst legitimiren und melde also, daß sein Vater Bonifazio Venetiano

heißt. Er ist also ein echtes Venetianer Kind. Ich fand ihn an den Stufen eines Thrones, auf welchem Christus, von mehreren Heiligen umgeben, lehrend sitzt. Er stimmt seine Laute, um dem Erlöser zu lobsingen.

Das Bild befindet sich in der Akademie und trägt die Jahreszahl 1530, es ist also zu einer Zeit gemalt, in welcher die Venetianische Schule in hoher Blüthe stand. Deshalb glaubte ich, dies Bildchen sei ein schicklicher Gruß aus Venedig.

Hänge es womöglich über Dein Klavier. Da ist ja doch Dein Lieblingsplatz. Wenn Du dann musizirst, magst Du denken, der schelmische kleine Bursche stimme seine Laute, um mit einzufallen in Dein Spiel.

XXXV.

Mailand, den 15. Januar 1876.

Schon sechs Tage bin ich in Mailand, aber ich habe noch wenig von der Stadt gesehen. Das Wetter ist gar zu schlecht, es regnet und schneit unaufhörlich. Mit dem Schirm über dem Kopfe kämpft man sich gegen den Sturm die Straßen entlang, was kann man da von der Stadt sehen! Die Mailänder sind selbst ganz grimmig über das Wetter und es ist erheiternd, die Ausbrüche ihrer schlechten Laune in den Zeitungen zu lesen. Der Domplatz wird als ein Sumpf geschildert, in welchem man Gefahr läuft, seine Stiefel stecken zu lassen, den öffentlichen Garten soll man nur in Schneeschuhen passiren können. Natürlich hat der Magistrat Schuld an dem Allen — warum stellt er nicht mehr Leute an, die den Schnee fortschaffen, warum läßt er nicht die Trottoirs mit warmem Wasser bespritzen u. s. w.

Man sieht aus diesen Uebertreibungen, daß solches Wetter hier in der That ungewöhnlich ist. Es gereicht mir zum Trost, zu lesen, daß der Schneesturm sich über ganz Italien erstreckt. Sogar in Neapel ist augenblicklich Alles weiß. Ich wäre also im Süden nicht besser daran.

Ich freue mich nun doppelt, auf der Reise von Venedig nach hier so sehr helles, wenn auch kaltes Wetter gehabt zu haben, es kam mir außerordentlich zu statten. Die Mosaiken in den alten Kirchen Ravenna's, die Kuppeln des Correggio in Parma, von denen ein deutliches Bild zu gewinnen sich mancher Reisende ver-

gebens bemüht hat, habe ich in der günstigsten Beleuchtung gesehen; das ist viel werth.

Nach längerem Suchen ist es mir gelungen, ein Zimmer mit einem Ofen zu bekommen. Letzterer ist zwar ein kümmerliches Ding, eine unsinnige Konstruktion, die ein rationeller Techniker nur mit mitleidigem Lächeln betrachten kann, aber es ist doch immer ein Ofen. Kommt es auf einige Lire mehr nicht an, steckt man einige Stunden lang geduldig ein Holzscheit nach dem andern in den Schlund dieses primitiven Wärmeerzeugers, so bringt man es in der Nähe desselben auf eine Temperatur von 10 Grad! Ein brillantes Resultat, mit dem ich nach meinen bisherigen Erfahrungen in Oberitalien außerordentlich zufrieden bin.

Bis jetzt ertrage ich das Unwetter in Mailand ohne Ungeduld. Ich fand viele Briefe bei meiner Ankunft vor und bin erst heute mit deren Beantwortung fertig geworden. Dann und wann ist eine solche Pause auf Reisen sehr günstig, ja geradezu nothwendig. Unterwegs von Venedig hierher hatte ich Tag für Tag eine Menge der interessantesten Dinge in bunter Abwechselung zu sehen, die herrliche Reise nach Sicilien steht nahe bevor, da ist es ganz gut, daß ich meine Auffassungskraft inzwischen schone. In dieser Hinsicht nach einer richtigen Diät zu leben, die Fähigkeit, „zu sehen", stets frisch zu erhalten, ist eine der wichtigsten Aufgaben auf einer langen Reise. Ich schmeichle mir, diese Kunst ein wenig zu verstehen, wenigstens ist der Erfolg auf meiner Seite. Während ich Manchen begegne, denen die Uebersättigung und Langeweile unverkennbar aus dem Gesicht sieht, wird bei mir die Lust am Reisen und Schauen immer größer.

Natürlich gehe ich trotz des Wetters täglich einige Stunden aus. Alle Welt versammelt sich in der prachtvollen neuen Galleria Vittorio Emanuele, einer großen, mit Glas überdeckten Passage zwischen dem Domplatz und der Piazza della Scala. Dort kann man seinen Regenschirm zusammen schlagen und unter Dach spazieren

gehen. Die feinsten Restaurationen und elegantesten Läden der Stadt befinden sich in dieser Gallerie, deren Hauptgang nicht weniger als 195 Meter lang und 14½ Meter breit ist. In der Mitte erhebt sich ein mächtiger Kuppelraum, von welchem sich zwei Querarme nach benachbarten Straßen abzweigen. Das Glasgewölbe, welches diesen kreuzförmigen Bau deckt, ist circa 40 Meter hoch. Nach diesen Maaßen magst Du Dir die außergewöhnliche Größe der Gallerie vergegenwärtigen. Denke Dir nun die Wände in fast überreicher Weise durch architektonischen, figürlichen und malerischen Schmuck belebt, so empfängst Du den Eindruck eines überaus imposanten Gebäudes, welches in seiner Art weder in Paris, noch in London seines Gleichen hat.

Zwei Uebelstände kann ich indeß nicht verschweigen. Erstens zieht es ziemlich stark in dem langen Gange. Man versichert mir freilich, daß dies nur bei der augenblicklichen ungünstigen Richtung und Stärke des Windes der Fall sei. Zweitens resultirt aus den Schritten und dem Gespräch der Tausende von Passanten ein starkes, monotones, summendes Geräusch, ganz so, wie an der Hamburger Börse, welches auf die Dauer die Nerven belästigt. Ich halte es deshalb nicht lange in der Gallerie aus, so amüsant auch das Umherschlendern in derselben ist.

Man braucht nicht weit zu gehen, um andere Hallen zu finden, in welchen man ohne diese Störungen auf und ab wandeln kann. Dicht dabei ist der Dom, dies Riesenwerk gothischer Baukunst. Unter seinen himmelhohen, ernsten Wölbungen, in dem magischen Lichte, welches durch die farbenreichen Fenster eintritt, umher zu gehen, ist gar herrlich. Wie streben die Säulenbündel schlank und kräftig empor, wie leicht überspannt die Decke die ungeheuren Räume! Der ganze Zauber der deutsch-gothischen Baukunst, die Würde und Feierlichkeit ihrer zum Himmel strebenden Formen kommt hier zur vollen Geltung. Der Totaleindruck ist so überwältigend, daß man ihm gegenüber einige Absonderlichkeiten und Stylfehler,

welche die Architekten mit Recht tadeln, leicht vergißt. Es bleibt doch immer eine herrliche deutsch-gothische Halle, deren es in Italien so wenige und keine von dieser Größe giebt. Wie etwas ganz Neues und Ueberraschendes tritt sie deshalb dem Reisenden entgegen. Unter den Baumeistern waren die bedeutendsten in der That deutsche. Einer der ersten war Hans von Fernach, welcher von Freiburg im Breisgau kam, ferner nennt die Chronik Heinrich von Gmünd, Ulrich von Fusingen und Johann von Gratz.

Von dem Aeußeren des Domes brauche ich Dir keine nähere Schilderung zu entwerfen. Wenige der italienischen Gebäude sind bei uns durch Abbildungen so allgemein bekannt, wie dieses, und gar Mancher hat uns begeistert von ihm erzählt. Man preist die Unmassen von Pfeilern und Thürmchen, von Giebeln und Baldachinen, von Spitzen und Statuen, welche ihn allseitig bedecken. Man vergleicht ihn mit einem wundersamen versteinerten, oder mit Schnee bedeckten Walde, oder nennt ihn eine zauberhafte marmorne Blume. Die Architekten dagegen sind kühler, sie sind mit Manchem nicht einverstanden, sie tadeln Dies und Das.

Soll ich meine eigene Meinung sagen, so muß ich das ketzerische Geständniß ablegen, daß überhaupt nur wenige gothische Kirchen mir von außen eine unbedingte Befriedigung gewähren, so sehr auch stets die Majestät der inneren Hallen mich ergreift. Diese unzähligen Thürmchen und Zacken, diese Menge von Verzierungen und Kreuzblumen, welche, durch keinen baulichen Zweck motivirt, um die Wette empor streben, geben manchen gothischen Kirchen in meinen Augen etwas von dem Ansehen einer riesigen Konditorarbeit. Der Mailänder Dom macht mir diesen Eindruck lebhafter als irgend ein anderes gothisches Gebäude, das ich kenne. Ich freue mich an manchem Detail, an dem phantastischen Gewirre von Zierformen, dem köstlichen Material und dem Reichthum des Aufbaues, aber ich werde von dem Gebäude als Ganzem nicht innerlich ergriffen. Ich sehe nur ein riesiges Kunststück, ein Steinhauermeisterwerk und

wundere mich, daß man Geschicklichkeit, Geduld und Geld genug gehabt hat, es zu Stande zu bringen. Daß die Renaissance diesen Styl in Italien so schnell und vollständig überwand, ist mir sehr begreiflich.

---

den 16. Januar.

Heute sah ich in der Brera, der großen Kunstsammlung Mailands, das „Sposalizio" Raphael's. Es ist bekanntlich das letzte Bild, welches der junge Meister in Perugia gemalt hat, die Weise seines Lehrers tritt in manchen Dingen, besonders in den Frauengestalten, deutlich hervor.

In zwei Dingen weicht die Vorstellung, welche ich mir bisher nach den Stichen von diesem Bilde machte, von dem Originale ab. Ich habe immer geglaubt, der Priester, welcher die Hände der Brautleute zusammen fügt, sei ein Greis in silberweißem Bart. Nun sehe ich, daß es ein ziemlich junger Mann in blondem Bart mit frischen Gesichtszügen ist. Im Gegensatz hierzu erscheint Joseph weit älter als auf den Stichen, seine Züge sind müde, ja geradezu grämlich. Raphael ist zu dieser Darstellung Josephs ohne Zweifel durch die herrschende theologische Auffassung der Vermählung veranlaßt worden, welche jeden Gedanken einer weltlichen Zuneigung Maria's zu ihrem Bräutigam ausschloß.

Da Du Dich jetzt wohl für Bonifazio Venetiano interessirst, will ich erwähnen, daß die Brera ein herrliches Bild seiner Hand besitzt: die „Findung Moses", eine große, figurenreiche Komposition. Der einfache biblische Hergang ist in der damals üblichen naiven Art völlig in's Venetianische übersetzt. Die Tochter Pharao's, eine vornehme Venetianerin, ist von einem großen Hofstaat umgeben. Alle tragen das kleidsame reiche Kostüm des Cinquecento. Kavaliere mit Falken auf der Hand, wunderschöne Hofdamen mit ihren Pagen, Jäger mit Hunden, Musiker, Mohren und Zwerge bilden bunte Gruppen.

Ein köstliches Bild genießenden, vornehmen Lebens. Die Frauen sind sämmtlich von auserlesener Schönheit, man kann sich kaum losreißen von diesen bezaubernden Gesichtern, eine ist immer noch entzückender als die andere. Ich wüßte mir gar keinen erfreulicheren Zimmerschmuck, als dieses Bild.

---

den 18. Januar.

Die älteste Kirche der Stadt ist San Lorenzo. Der Mittelraum derselben wird durch ein achteckiges, mit einer Kuppel überdecktes Gebäude gebildet, über welches die Archäologen und Kunsthistoriker Viel hin und her gesprochen haben. Einige halten es für eine antike Thermenhalle, Andere für den Rest eines Palastes aus dem vierten Jahrhundert, noch Andere erklären es für eine frühchristliche Kirche. Die Grundformen des Gebäudes haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit San Vitale in Ravenna. Für die erste Auffassung spricht ein nahe bei der Kirche befindlicher Portikus von schönen korinthischen Säulen, welcher jedenfalls antik ist und sehr wohl zu einer Thermenanlage gehört haben kann. Der gut erhaltene Säulengang steht jetzt in einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, und bildet mit seinen edlen und großen Formen einen sonderbaren Gegensatz zu dem Alltagstreiben, das ihn umgiebt. Das erwähnte Kuppelgebäude ist innen mehrfach modernisirt, doch gewähren die alten imposanten und ganz eigenthümlichen Grundformen immer noch viel Interesse. In einer Nebenkapelle befinden sich Mosaiken aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert. Bei dem dunklen Wetter sind sie kaum bemerkbar und ich weiß deshalb über ihren Werth aus eigener Anschauung Nichts zu sagen.

Eine andere sehr alte Kirche Mailands ist San Ambrogio. In ihr wurden die lombardischen Könige und später die deutschen Kaiser mit der eisernen Krone gekrönt. Es sind viel merkwürdige Dinge in der alten Kirche zu sehen, auch ist dort der ehrwürdige

Ambrosius selbst begraben. Ich ging an einem Sonntag hin, weil Bädeker behauptet, daß bei der Messe der alte ambrosianische Gesang zur Anwendung käme. Allerdings schien mir die Messe nach einem etwas anderen Ritus, wie sonst, celebrirt zu werden, von einem „Gesang" war indeß keine Rede. Das gewöhnliche Geplärre. Aber ich wurde nach der Messe durch eine prunkvolle Prozession in der Kirche selbst belohnt, welche sich in dem alten Bau höchst malerisch ausnahm.

Gestern Abend war ich im Teatro della Canobbiana. Man gab ein Ballet, Namens „Rolla". Auf den Anschlagzetteln war als eine der Hauptpersonen „Michelangelo" genannt. Dadurch war ich angelockt, ich war neugierig, wie das aussähe, wenn Michelangelo tanzte. Nun — Gottlob — der große Meister wirkte nur mimisch mit, er spielte eine sehr würdige Rolle und war ein wenig deus ex machina. Die Maske war vorzüglich, den Portraits zum Verwechseln ähnlich.

Das Ballet wurde ausgezeichnet aufgeführt. Die Ausstattung war reich und zeugte von feinem, künstlerischem Geschmack. Unter den Tänzerinnen waren auffallend viel schöne Gestalten, wie ich sie in solcher Anzahl nur in Paris und etwa in Petersburg beisammen gesehen habe.

Vor Kurzem hörte ich die „Favoritin" in der „Scala", dem berühmten großen Theater Mailands. Es gewährt 4000 Zuschauern Platz und imponirt durch seine Dimensionen. Was die Ausstattung betrifft, so wird sie von den neuen Opernhäusern in Wien und Paris weit übertroffen.

Seit einigen Tagen bleibt der Schnee liegen. Alles ist weiß. Nun sieht der Dom vollends wie verzuckert aus. Morgens erwache ich von dem dumpfen Ton der Schneemassen, welche man von den Dächern auf die Straße wirft. Ein heimathlicher Ton! Die Zeitungen sind voll von Unglücksfällen. Eine ganze Liste von gebrochenen Armen und Beinen, von zerschundenen Nasen und zer-

stoßenen Kniescheiben. Zwei alte Herren haben sich zu Tode gefallen. Die Italiener sind nicht, wie wir, gewohnt, auf glatten, beschneiten Wegen zu wandeln. Der Magistrat hat an Allem Schuld. Die Oppositionsblätter drohen ihm mit Anklagezustand, Schwurgericht, Ansprüchen auf Schadenersatz u. s. w.

Wäre es wenigstens hell bei der Kälte, so ließe ich sie mir meinetwegen gefallen. Aber dunkelgraue, schneeschwangere Wolken liegen bleiern über der Stadt. Welcher Esel wohl die Sage von dem „ewig blauen Himmel, der über Italien lacht", in die Welt gesetzt hat. Rasch noch ein tüchtiges Stück Holz in den Ofen!

---

den 19. Januar.

Seit 1863 ist Mailand damit beschäftigt, einen großen allgemeinen Kirchhof vor der Porta Garibaldi einzurichten. Eine Reihe den Bestattungszwecken dienender Gebäude ist bereits fertig, andere sind in Bau. Alles wird in wirklich grandiosen Verhältnissen und mit einer Pracht angelegt, wie sie unseren deutschen Kirchhöfen ganz fremd ist.

Man wendet in Mailand verschiedene Bestattungsarten an. Ein Theil des Kirchhofes enthält Erdgräber, welche, wie bei uns, auf eine lange Ruhezeit vergeben werden, ein anderer ist mit Gebäuden für die Bestattung in gemauerten Grabkammern bedeckt, welche denen in der Certosa di Bologna ähnlich sind, doch ist das Prinzip weniger glücklich durchgeführt. Die Grabkammern befinden sich in einem Kellergeschoß, über welchem sich eine offene Loggia zur Aufstellung der Monumente hinzieht.

Eine dritte, mir bisher unbekannte Art der Bestattung scheint mir so vorzüglich und nachahmungswürdig, daß ich sie Dir etwas ausführlicher schildern will.

Die Leichen werden in ganz leichten Särgen, welche bald zerfallen, wenige Fuß tief in die Erde eingesenkt. Dort verwesen sie

erfahrungsmäßig in 10 Jahren so vollständig, daß nur die Knochen übrig bleiben. Diese werden nach Ablauf der erwähnten Zeit ausgegraben und in ein großes gemauertes, gemeinschaftliches Grab gelegt, welches mit einer Kapelle überbaut ist. Zahlt man indeß innerhalb der 10 Jahre den geringen Betrag von 20 Lire, so werden die Gebeine des Verstorbenen für sich gesammelt, in eine kleine Thonkiste gelegt, und mit dieser in eine der unzähligen Nischen beigesetzt, welche in den Wänden und Pfeilern des Souterrains der erwähnten Kapelle und anderer Gebäude angebracht sind. Die Nische wird durch eine Marmorplatte geschlossen, welche den Namen, den Geburtstag und Todestag des Verstorbenen angiebt. Die Räume, welche zu diesem Zwecke dienen, haben eine große Aehnlichkeit mit den sogenannten „Columbarien", den gemeinschaftlichen Grabräumen, in welchen die Alten die Asche der Verstorbenen in irdenen Vasen beisetzten. In Rom sind manche solche Columbarien erhalten.

Die eben geschilderte Bestattungsart vereinigt viele Vorzüge. Sie ist billig, denn dieselbe Grabstelle kann nach 10 Jahren wieder benutzt werden. Der Friedhof dient nur zur Verwesung, nicht zur dauernden Aufbewahrung der Leichen. Sie ist pietätvoll, denn sie sichert die Gebeine des Verstorbenen gegen jede spätere unwürdige Behandlung, und giebt ihnen eine, von den Nachkommen leicht auffindbare, gesonderte und definitive Ruhestätte. Sie ist endlich vom Standpunkte der Gesundheitslehre rationeller als irgend eine andere, die Verbrennung ausgenommen.

Uebrigens ermöglicht der Mailänder Kirchhof jetzt auch diese. Es ist ein entsprechender Ofen erbaut worden, und vor einigen Tagen die Leiche eines gewissen Herrn Keller als die erste verbrannt worden, um so der testamentarischen Verfügung des Verblichenen zu genügen.

den 20. Januar.

Santa Maria delle Grazie, das Kloster, in dessen Refektorium Lionardo sein Abendmahl gemalt hat, ist jetzt eine Kavalleriekaserne. Aber das Refektorium selbst ist ein unbenutzter Raum, in welchen man für einen Franc Zutritt hat. Da sieht man denn das herrliche, von der Kindheit an gekannte Bild leibhaftig vor sich! Es nimmt eine Schmalwand des Saales ein, durch deren Mitte eine Thür geschlagen ist, deren Bogen fast bis zur Höhe des Tisches reicht.

Leider hat das wundervolle Werk sehr gelitten, aber ich war doch erfreut, daß noch so viel übrig ist, und hatte mir nach der Beschreibung den Zustand desselben noch schlimmer gedacht. Freilich bin ich nicht im Stande, überall zu erkennen, was durch Uebermalung ergänzt worden ist. Der Hauptgrund des Verderbens soll darin liegen, daß Lionardo, welcher ungemein gern experimentirte, von der üblichen Technik abwich und Oelfarben zu dieser Wandmalerei verwandte. Ein etwa gleichzeitiges Freskobild an der gegenüber liegenden Wand ist viel besser erhalten. Gottlob ist die Reproduktion nicht auf das Original allein angewiesen, man hat alte Kopieen und Stiche, welche zu Zeiten gemacht sind, in denen das Bild noch weit weniger zerstört war.

Der Besuch des Refektoriums ist auch heute noch sehr lohnend, besonders die Harmonie der Farben ist noch wirksam. Dann aber auch versteht man ein solches Bild doch erst recht an dem Orte, für welchen es gemalt ist. Die Größenverhältnisse, die Beleuchtung, die Form des Saales, alle diese Faktoren sind für den Maler bedingend, und wer den Abgrund von Künstlerweisheit, welcher in diesem Abendmahle Lionardo's liegt, recht erkennen will, der muß seinen Franken daran wenden und sich dem Eindruck an Ort und Stelle hingeben.

Lionardo da Vinci lebte etwa 20 Jahre in Mailand und man sollte glauben, es müßten dort manche seiner Werke erhalten sein. Leider ist dies nicht der Fall, die Zahl der beglaubigten Bilder ist

äußerst gering. In der Brera befindet sich ein Christuskopf, eine Studie zu dem Abendmahlsbilde, und in der Ambrosiana, der berühmten Bibliothek Mailands, zwei Portraits, ein männliches und ein weibliches. Letzteres ist ein wunderbar schön ausgeführtes Profilbild. Man weiß nicht genau, wessen Portraits man vor sich hat. Nach Einigen sind es Lodovico Moro und seine Gemahlin Beatrice d'Este, nach Anderen Giovanni Galeazzo Sforza und seine Gemahlin Isabella von Aragonien. Der Custode endlich, ein gebildeter Mann, dessen Aeußerungen Beachtung verdienen, sprach die Ueberzeugung aus, daß das weibliche Portrait Bianca Sforza, die zweite Gemahlin Kaiser Maximilians, darstelle.

In der Ambrosiana befindet sich sodann eine Reihe von Handzeichnungen Lionardo's, Köpfe aller Art. Einige sind von großer Schönheit, weitaus die meisten indeß Karrikaturen. Der Maler hatte eine Vorliebe für alles Phantastische und Sonderbare. Man erzählt von ihm, daß er sich häufig die häßlichsten Menschen, die ihm nur zu Gesichte kamen, zu Gast lud. Er zechte dann lange mit ihnen und reizte sie zum Lachen, zur Wuth, zum Weinen, nur um ihre Fratzen mit Muße studiren zu können. Wie vorzüglich er dann nachher das Gesehene mit wenigen Zügen zu Papier zu bringen wußte, beweisen die Zeichnungen in der Ambrosiana. Auch in der Akademie zu Venedig befinden sich einige solche Blätter.

Mailand ist voll von Werken der Schüler und Nachahmer Lionardo's. Man erkennt sie häufig auf den ersten Blick an dem eigenthümlichen Typus der Frauenköpfe. Das Ideal des Meisters: das schmale, feine Kinn, die großen, verschleierten Augen, das wehmüthige Lächeln, die ovale Kopfform kehren an vielen Stellen wieder. Lionardo überträgt diese Idealzüge sogar mehr oder minder auf seine Portraitsköpfe. Die „Mona Lisa" im Louvre, welche Dir bekannt ist, trägt sie unverkennbar.

Die Mailänder haben das Andenken des großen Meisters in neuester Zeit durch ein schönes Denkmal geehrt. Auf der Piazza

della Scala steht seit 1872 auf hohem Postamente eine Marmorstatue Lionardo's, umgeben von denen seiner vier bedeutendsten Schüler. Das Ganze ist ein vortreffliches Werk Magni's. Der Künstler hatte eine dankbare Aufgabe. Lionardo war der schönste Mann am Hofe der Sforza, eine ritterliche, imposante Erscheinung, welche alle Herzen eroberte.

---

den 23. Januar.

Meine Tage in Mailand sind dahin gegangen, ohne daß jemals ein Stück blauen Himmels sichtbar geworden wäre. Alles liegt unter weißer Schneedecke und während ich diese Abschiedsworte zu Papier bringe, fallen dichte Flocken vom Himmel, gegen welche alles Schaufeln vergeblich ist.

Ich wäre gern einmal auf den Dom gestiegen, von dem man bei klarem Wetter ein weites Stück der Hochalpen übersehen kann, ich wäre gern nach der merkwürdigen Certosa di Pavia gefahren, aber alle solche Pläne waren die ganze Zeit hindurch unausführbar.

Ich will mich indeß nicht beklagen. Man kann in Mailand schlechtes Wetter besser überstehen, als vielleicht irgendwo in Italien. Die ausgezeichneten Restaurationen, die amüsanten Theater, die großstädtischen Verhältnisse der reichen Stadt bieten Annehmlichkeiten, welche von der Witterung unabhängig sind. Vierzehn Tage kann man unter allen Umständen in der gastlichen Stadt angenehm verbringen.

Augenblicklich freue ich mich eigentlich über das Schneetreiben draußen. Heute Abend bin ich in Genua und von dort geht es mit dem nächsten Dampfboot direkt nach Sicilien. Dort wird es denn doch gewiß nicht frieren und schneien. Ein entzückender Gedanke: so über hundert Meilen schnurstracks nach Süden zu fahren, und je nordischer es in Mailand ist, desto berauschender wird die milde Luft in Palermo und Girgenti sein!

Von der schönen Südinsel wirst Du meinen nächsten Brief empfangen. Könnte ich Dich doch mit mir nehmen, wie wollten wir uns der blauen Meereswellen mit einander freuen! Aber das kann ja nicht sein, Du sitzest zu fest daheim, in tausend Liebesbanden verstrickt, und überstehst den kalten Winter in Deinen behaglichen Zimmern. Aber Deine Gedanken werden mir folgen, weit über das Meer, das weiß ich, und wenn der Nordwind an Deinen Fenstern rüttelt, wirst Du Dich freuen, daß er mir nun Nichts mehr anhaben kann. Was ich aber erlebe und schaue auf der herrlichen Insel, das will ich Dir treulich berichten.

Sicilien.

XXXVI.

Genua, den 23. Januar 1876.

Als ich heute Mittag in Mailand zur Bahn fuhr, fror es etwa 5 Grad. Düstere Schneewolken lagen tief über der Stadt, so daß man die Spitze des Domes nicht sehen konnte. Die Räder des Omnibus gaben auf dem harten Schnee jenen unheimlichen singenden, knirschenden Ton, der uns Nordländern so wohl bekannt ist.

Kaum hatten wir indeß den Bahnhof verlassen, so klärte sich das Wetter auf. Eine halbe Stunde weiter nach Süden und ein wolkenloser, blauer Himmel überspannte die weiten Felder der lombardischen Ebene. Alles weit und breit unter dichter Schneedecke. Die Bäume köstlich überzuckert. Völlige Windstille, der Rauch aus den Schornsteinen der Häuser, an welchen wir vorbeiflogen, stieg senkrecht in die Höhe. Alles blendend hell, kaum ertrug das Auge den Reflex der Sonne auf den ungeheuren weißen Flächen. Der schönste nordische Wintertag, den man sich denken kann.

Als wir an die Apenninen kamen, war es schon dunkel. Nicht weit vor Genua saust der Zug in einem langen Tunnel durch den Hauptstock des Gebirges. Mit einem Schlage war Alles verändert. Kein bischen Schnee mehr zu sehen. Weiche Frühlingsluft strömte uns entgegen. Mein kleiner Taschenthermometer zeigte acht Grad Wärme.

Ich wohne im selben Gasthof, ja im selben Zimmer, wie voriges Jahr. Nach dem Abendessen ging ich trotz der späten Stunde noch

ein wenig auf der hohen Terrasse spazieren, welche den Hafen von der Stadt trennt. Acht Grad Wärme, wie köstlich! Ein Sterngefunkel sonder Gleichen. Das Meer spiegelglatt und doch sanft schwellend, als wenn es athmete.

Genua, den 24. Januar.

Erst spät entrang ich mich dem Schlafe. Die Läden meines Zimmers schlossen so dicht, daß kein Lichtstrahl eindrang. Als ich sie öffnete, da lag das unendliche Meer in funkelnder Pracht vor mir. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am reinen azurnen Himmel und hüllte die fernen Vorgebirge in wunderbare violette Farben. Eine entzückende, balsamische, laue Südbrise wehte über das Meer her. Mein Thermometer zeigte 12 Grad im Schatten, o Wonne!

Ich zog mich ungeduldig an, nahm mein Frühstück hastig ein und eilte auf die Straße. Ich dachte nicht daran, Kirchen oder Kunstsammlungen aufzusuchen, ich ging direkt nach der Acqua Sola, dem öffentlichen Garten Genua's, und legte mich in die Sonne. Ein Gefühl unbeschreiblichen Behagens überkam mich, nun war es endlich vorbei mit dem Frieren! Und dann — als ich so über das blaue Meer dahin sah — überkam mich eine wonnevolle Vorahnung Siciliens, eine tiefe, träumerische Sehnsucht nach der sagenvollen Insel. Nach Süden, nach Süden! — Man kann den Zauber dieses Gedankens nicht tiefer empfinden, als nach einer solchen Winterreise in Norditalien.

Endlich — nach langem seligen Träumen — raffte ich mich auf, nahm mir einen Wagen und fuhr nach dem, eine halbe Stunde außerhalb der Stadt, in einem anmuthigen Thale gelegenen Cimiterio hinaus. Seitdem ich die Certosa di Bologna gesehen habe, interessiren mich die modernen Kirchhöfe Italiens. In Genua hat das Prinzip, die Todten in Grabkammern beizusetzen, die umfassendste

Anwendung gefunden. Man hat riesige Gebäude an der Bergwand errichtet, deren einzelne Etagen und Korridore etwa den beschriebenen einstöckigen Gebäuden in Bologna entsprechen. Nach vorne öffnen sich diese Etagen in Loggien, oben sind sie durch Terrassen gekrönt. So ruhen die Todten in großen, vielstöckigen Palästen, welche durch unzählige Inschriften, Reliefs, einzelne Statuen und Marmorgruppen geschmückt sind. Neben diesen hohen Gebäuden giebt es aber auch große, mit einstöckigen Hallen umgebene Höfe, die denen in Bologna ähnlich sind. Auch diese sind voller Skulpturwerke. Es ist erstaunlich, wie große Kosten man gegenwärtig in Italien auf die Ausschmückung der Gräber verwendet.

Von den bisher gesehenen Kirchhöfen bleibt in meinen Augen die Certosa di Bologna der schönste. In Mailand, besonders aber in Genua, tritt dem Beschauer eine anspruchsvolle Prunksucht entgegen, welche nirgend weniger am Platze ist, als auf einem Kirchhofe.

Nach der Stadt zurückgekehrt, machte ich dem Palazzo Brignole-Sale einen kurzen Besuch, um die schönen van Dyck'schen Portraits wieder zu sehen, welche mich bei meinem vorigen Aufenthalte so entzückten.

Wie es im Uebrigen in der Stadt aussieht, brauche ich Dir nicht zu erzählen. Ich bin in der bequemen Lage, sagen zu dürfen: Siehe meinen Genueser Brief vom vorigen Jahre.

Genua, den 25. Januar.

Das Schiff nach Palermo fährt erst heute Abend. So hatte ich auch diesen Tag noch zu freier Verfügung. Ich fuhr mit der Bahn nach Pegli, einem kleinen Orte an der „Riviera ponente", der Küste westlich von Genua. Ich schlenderte am Strande umher und nahm zum ersten Male seit den Tagen von Malcesine mein Skizzenbuch aus der Tasche, um ein altes malerisches Kastell zu zeichnen.

Dann ging ich in die Villa Pallavicini. Der Garten dieser Villa ist sehr berühmt und viel besucht. Gewiß mit Recht. Die Anlagen ziehen sich von der Ebene aus bis zu einer bedeutenden Höhe die Bergwand hinauf und es bieten sich deshalb die köstlichsten Aussichtspunkte in Menge. Die Lage des Gartens ist so geschützt, daß viele südliche Pflanzen in ihm gedeihen, welche sonst auf diesem Breitegrade nicht ausdauern. Durch eine Menge größerer und kleinerer Zierbauten, mannichfacher Art, sind in geschickter Weise Abwechselung und Ruhepunkte für das Auge geschaffen.

Es ist neuerdings üblich geworden, über die Villa Pallavicini die Nase zu rümpfen. Man tadelt die Künstlichkeit dieser und jener Anlage, man spottet über die kleinen Wasserfälle, die künstlichen Grotten, die mancherlei Spielereien. Nun ja — man muß nicht gerade aus den großartigen Hochalpen kommen, — es ist ferner kein stylvoller italienischer Garten, sondern ein englischer — im Uebrigen, was schaden diese kleinen Dinge? Sie verschwinden dem Ganzen gegenüber; Alles in Allem bleibt der Park einer der entzückendsten Gärten der Welt, schon durch seine wunderschöne Lage. Uebrigens war ich nicht im Mindesten kritisch aufgelegt. Denke Dir, wie mir zu Muthe war in der weichen, warmen Sommerluft, zwischen den frisch grünenden Bäumen und Blumen. Ich ging wie verzaubert umher. Vorgestern noch Eis und Schnee und nun dieser blühende Garten!

Livorno, den 26. Januar 1876,
an Bord der „Scylla".

Gestern Abend um acht Uhr ging ich an Bord der „Scylla", des Dampfbootes, welches mich nach Palermo führen soll. Der Name klingt für uns Deutsche ominös, in italienischer Aussprache ist er kaum von „Schiller" zu unterscheiden. Wer denkt nicht an den schrecklichen Untergang des deutschen Schiffes dieses Namens.

Bald wurden die Anker gelichtet, in langsamen Schlägen fuhren wir zum Hafen hinaus. Das Meer spiegelglatt, kein Lüftchen zu spüren. Ich blieb noch eine Zeit lang auf Deck, um mich des Rückblickes auf Genua zu erfreuen. Bei der amphitheatralischen Lage der Stadt ergeben sich vom Meere aus die wundervollsten Lichtstreifen über einander. Dann ging ich hinunter. Ein einziger Reisegefährte war vorhanden, ein Tapetenfabrikant aus Düsseldorf. Der Mann war auf Italien und seine Bewohner sehr schlecht zu sprechen. Diese Esel von Italienern wollen partout seine Tapeten nicht kaufen, sie haben gar keine Idee von Geschmack! Sie wissen auch nicht einmal die Ehre zu schätzen, daß der große Fabrikant sich selbst zu ihnen begiebt. Es ist in der That ein gänzlich verstocktes und in der Kultur zurückgebliebenes Volk! Ich veranlaßte den aufgeregten Mann, einige Gläser Bier mit mir zu trinken, welche ihn wenigstens etwas zu beruhigen schienen.

Als ich heute Morgen erwachte, lagen wir im Hafen von Livorno. Erst heute Abend fahren wir weiter. Was thut man solchen langen Tag hindurch? Daß in Livorno Nichts zu sehen ist, habe ich schon auf meiner vorigen Reise zur Genüge ermittelt. Ich blieb also vorläufig an Bord, ging mit dem liebenswürdigen Kapitain auf dem Quarterdeck auf und ab, las einige Stunden, guckte über Bord in's Wasser, zeichnete als einziges sich darbietendes Objekt einen der Leuchtthürme am Ausgange des Hafens, natürlich mit einigen darüber hin fliegenden Möven, und schrieb an Freunde. Dann ließ ich mich an's Land setzen und brachte meine Briefe auf die Post. Es war in der Stadt noch gerade eben so langweilig wie früher, ich zog vor, zum Mittagessen um fünf Uhr wieder an Bord zurückzukehren. Mit Grausen dachte ich an voriges Jahr, an das einsame Diner in dem großen Marmorsaale und die drei feierlichen Kellner. Weit lieber wollte ich mit dem Kapitain und dem Tapetenmann in der Kajüte essen.

Der Tapetenmann, der schon früh Morgens an's Land gefahren,

ist indeß nicht wieder an Bord gekommen. Er hat inzwischen sein Gepäck abholen lassen und will erst mit dem nächsten Schiff weiterfahren. Wer hätte das gedacht, daß die Leute in Livorno in der Kultur so weit voraus sind! Sie kaufen Düsseldorfer Tapeten! Da ist denn doch noch eine leise Hoffnung vorhanden, daß auch die übrigen Italiener mit der Zeit Gesittung annehmen.

Nach Tisch noch ein Spaziergang auf Deck. Mehrere große, flache Fahrzeuge liegen an der Seite des Dampfschiffes. Mit merkwürdiger Behendigkeit werden die Waaren übergeladen, es ist ein Vergnügen, den elastischen und kraftvollen Bewegungen der Männer zuzusehen. Unter Lachen und Scherzen verrichten sie ihre schwere Arbeit. Man möchte mit anfassen.

Nun sitze ich in der Kajüte bei der hellen Lampe und schreibe dieses. Ich bin mutterseelenallein. Leider kann ich nicht an meinen Koffer kommen, um mir Lektüre zu holen. Der Kapitain hat mir einen Schauerroman geliehen, mit dem muß ich mir die Abendstunden vertreiben.

Palermo, den 28. Januar.

Von Livorno fuhren wir in der Nacht nach Civitavecchia. Ich wachte unterwegs davon auf, daß das Schiff zu ächzen begann und stärker und stärker rollte. Als ich Morgens auf Deck kam, lagen wir ruhig im Hafen, aber der Wind pfiff unheimlich durch die Takelage und draußen am Molo spritzte die Brandung hoch empor. Etwa hundert Mann Soldaten kamen an Bord, und da wir schon einige Dutzend Ochsen von Genua mitgebracht hatten, so war das Mittel- und Vorderdeck dicht besetzt.

Gegen Mittag fuhren wir hinaus, einer steifen Südwestbrise entgegen. — — O weh! — o weh! — — — Bald fiel Alles über einander, Ochsen, Menschen und was sonst an Bord nicht niet- und nagelfest war. Ein unbeschreibliches Elend begann. Ich kroch

in eine große aufgerollte Tautrosse, die auf der Mittelbrücke am Schornstein lag. Darin hielt ich leidlich aus, bis es dunkel wurde. Dann schlich ich mich mit vieler Mühe in meine Koje und — war die ganze Nacht jämmerlich seekrank.

Als es heute Morgen hell wurde, erblickte ich durch mein Kojenfenster zur Rechten eine kleine Felseninsel, das war Ustica, und als ich endlich auf das Deck gelangte, sah ich vor uns die Berge Siciliens sich fernher tröstlich aus dem Meere erheben. Allmählig, je mehr wir in den Schutz der Insel gelangten, wurde die See ruhiger. Ich kam so weit zu mir, daß ich mich über die schönen Formen des Capo Gallo und des Monte Pellegrino freuen konnte, an denen vorbei wir gegen Mittag in den Hafen von Palermo einliefen.

XXXVII.

Palermo, den 30. Januar 1876.

Wie soll ich es anfangen, Dir die Schönheit der Bucht von Palermo zu schildern? Ich möchte viele Bogen voll schreiben und Dir von all den wunderbaren Dingen erzählen, die sich dem trunkenen Auge darbieten, aber womit beginnen? Und wann soll ich schreiben? Bei Tage auf dem Zimmer zu sitzen, wäre geradezu Sünde. Ich streife den ganzen Tag umher, athme in vollen Zügen die wonnige Luft und berausche mich an dem Anblick der märchenhaften Landschaft. Abends aber fesselt mich die angenehme deutsche Gesellschaft, welche ich im Albergo della Trinacria getroffen habe. Nur ungern entziehe ich mich nach Tische dem anregenden, lange entbehrten Geplauder mit den Landsleuten. Ich sehe schon, in Zukunft muß ich eine Stunde früher aufstehen, um Dir wenigstens das Wichtigste mitzutheilen.

Ja, die Lage Palermo's ist unvergleichlich schön, sie übertrifft in meinen Augen selbst die Neapels. Seit alter Zeit sind denn auch die Menschen von den Reizen, welche die Natur so verschwenderisch über diese selige Küste ausgeschüttet hat, bezaubert worden. Griechen, Karthager, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier haben sich nach einander ihren Besitz errungen. Wer einmal hier gelandet, dem wollte kein anderes Land mehr behagen, dessen Sinn war fortan nur darauf gerichtet, für immer an dem paradiesischen Gestade zu bleiben.

Die beste Uebersicht über die Lage Palermo's gewinnt man von dem Dache des Domes von Monreale, eines etwa eine Stunde landeinwärts an den Bergen gelegenen Städtchens. Als ich heute dort stand und die weite Landschaft vor mir ausgebreitet lag, wurden mir die Augen feucht vor unbeschreiblichem Entzücken. Man übersieht die ganze „Conca d'oro", die fruchtbare Ebene, an deren Meeresrande Palermo sich weit hin ausbreitet. Ringsum ist sie von hohen, felsigen, bronzefarbigen Bergen eingefaßt, links bildet ein wunderschönes Vorgebirge, der Monte Pellegrino, den Schluß der Kette. Ueber die hellen Häuser der Stadt, welche aus der Ferne wie Paläste erscheinen, hinweg sieht man grenzenlos über das Meer. Schiffe mit blendend weißen Segeln ziehen wie Schwäne durch die tief blaue Fluth. Und nun die Ebene selbst! Ein großer Garten voll üppigster Vegetation, ein Bild unendlichen Segens. Unzählige Villen und Häuser sind darüber ausgesäet, umgeben von dunkelgrünen Orangenhainen und silberglänzenden Oliven. Hier und da blühende Mandelbäume, rosige kleine Wolken, die auf der grünen Fläche schweben. An den Bergwänden dichte Massen phantastischer Kaktuspflanzen und riesiger Aloen.

Die Ebene, das Meer und die Berge zur Linken lagen in dem ganzen Zauberlichte der südlichen Sonne da, rechts aber verhüllte ein dichter Dunst die Berge, so daß sie unsagbar ernst und schwermüthig aussahen.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf dem Dache der Kirche blieb, versunken in den Anblick dieser Herrlichkeit. Ich ging erst, als der Custode ernstlich drohte, wenn ich jetzt nicht endlich hinunter ginge, würde er mich ausschließen.

---

den 31. Januar.

Palermo mit seinen Vorstädten hat etwa 200,000 Einwohner. Die Stadt wird durch zwei lange, breite Hauptstraßen, welche

schnurgerade von einem Thor zum andern laufen und sich in der Mitte rechtwinkelig schneiden, in vier ziemlich gleich große Theile zerlegt. Diese Hauptstraßen sind von sauberen, geräumigen, größtentheils modernen Palästen und Häusern eingefaßt, ein großstädtischer, reger Verkehr durchfluthet sie. Biegt man von ihnen ab, so geräth man dagegen fast überall in enge, krumme, schmutzige Gassen.

Zur Zeit der Sarazenen, welche von 831 bis 1072, also fast drittehalb Jahrhunderte lang Palermo besaßen, war die Stadt weit volkreicher und größer als jetzt. Die Chronisten erzählen, daß sie mehr als 300 Moscheen gehabt habe, darunter eine, welche 7000 Menschen faßte. Besonders aber werden die vielen Schlösser und Lustgärten gerühmt, welche die Hauptstadt umgaben, „wie eine Perlenschnur den Hals eines jungen Mädchens". Mit begeistertem Entzücken singen die arabischen Dichter von den plätschernden Springbrunnen, den wasserspeienden Löwen und den geräumigen Fischteichen, auf welchen man in Gondeln umher fuhr; von Orangenhainen und dichten Myrthen-Gebüschen erzählen sie, verschwiegene Plätze für Liebesabentheuer, von kühlen Grotten und goldgeschmückten Pavillons, in denen man sich Abends versammelte, um zur Guitarre zu singen und zu improvisiren. In Friedrich von Schack's „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien" sind eine Anzahl gereimter und ungereimter Beschreibungen Palermo's übersetzt. Ich lese sie mit Entzücken, aber auch mit Wehmuth. Es ist das Alles dahin, fast spurlos dahin! Von aller der gerühmten Herrlichkeit ist Nichts erhalten, als ein Paar kümmerliche Baureste, welche nicht im Stande sind, von dem alten Glanze ein irgend wie deutliches Zeugniß abzulegen.

Zwei alte Sarazenenschlösser werden in allen Kunstgeschichten genannt, die Cuba und die Zisa. Es ist nicht ausgemacht, ob sie wirklich zur Zeit der Sarazenen erbaut sind, oder nicht vielmehr während der Herrschaft der Normannen. Gregorovius nimmt das erstere an, Schnaase das letztere. Es kommt nicht viel darauf an,

jedenfalls sind sie von arabischen Baumeistern nach den Vorbildern der vorhandenen Sarazenenschlösser errichtet.

Beide Gebäude liegen außerhalb der jetzigen Stadt, unfern der Porta nuova. Nur mit Mühe fand ich die Cuba auf. Sie ist in Vergessenheit gerathen unter den Palermitanern und, wie es scheint, auch unter den Reisenden, denn selbst die Droschkenkutscher kannten sie nicht. Niemand wußte, wo sie sei. An der Stelle, wo sie nach der Karte sein mußte, fand ich einen Kasernenhof. Einige Offiziere standen am Thore, auch sie wußten Nichts von einem alten Sarazenenschloß. Ich ging mit ihnen auf den Hof und erblickte dort ein würfelförmiges, aus Bruchsteinen errichtetes Mauerwerk, an welches sich die Kaserne anlehnte. Die Form der Fenster und Nischen ließ keinen Zweifel, dies Mauergerümpel war die Cuba. Der innere Raum war völlig wüst; in der einen Ecke sah man den Ansatz einer Stalaktitenwölbung, das war das einzige Charakteristische. Die Offiziere lachten und waren nicht wenig erstaunt, zu hören, daß diese Ruine ein altes Sarazenenschloß sei und in jeder Kunstgeschichte als solches figurire.

Die Cuba war einst von einem großen Garten umgeben, in welchem sich viele Pavillons befanden. Einer derselben soll noch vorhanden sein, und zwar in einem unfern gelegenen Garten. Ich konnte ihn bisher nicht ausfindig machen.

Etwas besser sieht es mit der Zisa aus. Auch dieses Schloß hat die den sarazenischen Bauten eigenthümliche, schlichte, viereckige Gestalt. Die Außenmauern sind durch Gesimse, Nischen und Fenster in drei Stockwerke getheilt, und bis auf das oberste Gesimse, welches später in einen Zinnenkranz verwandelt wurde, ziemlich unverändert erhalten. Die inneren Räume sind in moderne Zimmer und Säle umgestaltet, mit Ausnahme der Vorhalle. Hier sieht man noch an den Wänden mit Stalaktitengewölben überdeckte Nischen und einen zierlichen Brunnen, dessen Wasser über Marmorstufen herab fließt. Die Wände sind mit bunten Kacheln und Marmorstücken verziert.

Auch sind daselbst Mosaiken, Pflanzen, Pfaue und Bogenschützen darstellend, angebracht, welche indeß ohne Zweifel später hinzugefügt sind.

Von dem Dache der Zisa hat man eine entzückende Aussicht auf die blühenden Gärten ringsum, auf die Stadt und die Berge, die Küste und das Meer.

Außer der Cuba und der Zisa existiren noch einige wenige andere Spuren sarazenischer Paläste und Gartenanlagen in der Umgegend Palermo's. Den Beschreibungen zufolge sind sie indeß so geringfügig, daß ihre Aufsuchung sich nicht belohnt.

---

den 1. Februar.

Palermo ist reich an Denkmälern aus der Normannenzeit. Sie sind besonders interessant wegen der Mischung morgenländischer und abendländischer Baugedanken, welche ihnen eigen ist. Als Robert und Roger Guiscard mit ihren tapferen Schaaren Sicilien erobert hatten, galt es vor allen Dingen, den Sieg über den Islam durch Errichtung von Kirchen zu feiern und zu bestätigen. Da die Insel vor der Eroberung durch die Sarazenen Jahrhunderte lang im Besitz der Byzantiner gewesen war, so wies der Kultus und die Tradition der einheimischen Christen auf den byzantinischen Styl hin. Andererseits waren die sarazenischen Bauformen so allgemein verbreitet und den Handwerkern so geläufig, daß sie sich nicht verdrängen ließen. Dazu kamen die Einwirkungen des lateinischen Kirchenthums, welchem die zu erbauenden Kirchen angehören sollten, und endlich die Erinnerungen, welche die Normannen aus Nordfrankreich mitbrachten. Aus der Mischung aller dieser Elemente entstand nun eine neue glänzende, phantastische Bauweise, der sicilisch-normannische Styl.

Das schönste Denkmal jener Periode ist der schon erwähnte Dom in Monreale. Er ist in seiner Grundform eine lateinische dreischiffige Basilika mit ganz kurzen Kreuzarmen und einem offenen

Sparrendach, aber statt eines geraden Gebälkes tragen die Säulen arabische Spitzbögen. Die Anordnung des Chors und besonders der viereckige Kuppelraum über der Kreuzung der Schiffe ist entschieden byzantinisch, die Mosaiken sind ebenso griechischen Styles. Ganz nordisch gedacht sind dagegen die beiden viereckigen Thürme, welche den Eingang der Kirche flankiren. Der Italiener baut den Glockenthurm fast niemals in die Façade hinein, sondern neben oder hinter die Kirche.

Der Eindruck des Domes von Monreale ist überwältigend, in seiner Art hat er nicht seines Gleichen. Das Innere ist von großen Dimensionen, von einfachen, erhabenen Formen. Die Wände sind mit dem köstlichsten Marmor, mit Gold und unzähligen Mosaiken geschmückt, es ist ein Prachtbau ersten Ranges. Alles ist vollkommen erhalten, respektive restaurirt. Es mag sein, daß, wenn man ein gleiches Gebäude im Norden bauen wollte, die glänzenden Farben dem kirchlichen Eindruck schaden würden. Hier aber, wo das Auge überall in der Landschaft auf die wunderbarsten Farben trifft, sind sie völlig am Orte.

Neben der Kirche liegt ein Klosterhof mit zierlichen Doppelsäulen. Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Kapitäle ist erstaunlich. Ganze biblische Scenen sind in die Ornamente hinein verwebt. Das Köstlichste aber ist die Stille und Heimlichkeit des alten Hofes. Es war so wonnige Luft, als ich dort war. Ein balsamischer Hauch, der über die blüthenreiche Conca d'oro herkam, bewegte leise die Blumen und Gräser, welche zwischen den alten Steinen hervor sprossen. Schillernde, grüne Eidechsen trieben ihr Spiel auf dem warmen Steinboden. Kein Laut ließ sich hören. Märchenhafte Stille, wie in einem verzauberten Schloß. Ganze Tage könnte ich dort verträumen.

Von den Kirchen sicilisch-normannischen Styles in Palermo selbst ist die Cappella Palatina weitaus die interessanteste. Sie ist in den königlichen Palast eingebaut und von bescheidenen Dimen-

sionen. Ein magisches Dämmerlicht herrscht in ihr, so daß man erst nach längerem Verweilen die Dinge erkennen kann. Alle Wände sind auch hier überreich mit Marmor, Gold und Mosaikschmuck bedeckt. Die alten Bilder wirken in dem mystischen Lichte besonders phantastisch und geheimnißvoll. Mir wurde ganz wunderlich zu Sinn in der dunklen, alten Kirche. Sie steht im größten Gegensatz zum Dom von Monreale. Dort ein weiträumiger, sonnenheller, farbenglühender Dom, hier eine geheimnißvolle, fast schauerliche Stätte mystischer Gottesverehrung.

Der Königspalast ist im Uebrigen im Laufe der Zeiten völlig umgebaut und modernisirt. Außer der Kapelle hat nur ein einziges Zimmer einigermaßen seine alte Gestalt bewahrt, die sogenannte Stanza di Ruggiero, das Gemach Roger's. An die Hohenstaufen, an Friedrich den Zweiten, der doch in diesem Schlosse seine Jugend verlebte, erinnert nicht das Geringste.

Aehnlich wie dem Königspalast ist es dem Dom ergangen. Von der ursprünglichen Anlage ist fast Nichts mehr übrig. Das Innere ist völlig modernisirt, weniger das Aeußere, welches in sehr verschiedenen Kunstperioden seine jetzige Gestalt erhalten hat, und eben durch seine Stylmischung einen zwar wunderlichen, aber malerischen Anblick gewährt.

Um dies Kapitel zu schließen, muß ich noch zwei andere normannische Kirchen Palermo's nennen, San Giovanni degli Eremiti und Santa Maria del Ammiraglio, genannt la Martorana. Erstere ist baulich fast gar nicht verändert und deshalb in ihren Grundformen sehr interessant, indeß ihres alten Schmuckes gänzlich beraubt. Letztere, viel verändert, wird gegenwärtig nach dem alten Plane wieder hergestellt. Sie wird mit ihren merkwürdigen Mosaiken in Zukunft eine Zierde Palermo's sein.

den 2. Februar.

Unfern der Stadt, nicht weit vom Wege nach Monreale, liegt ein altes Kapuzinerkloster. Unter demselben, in einem Kellergeschoß, befinden sich ausgedehnte Gänge, in denen die Leichen der Klosterbrüder und anderer Leute, die es bezahlen wollen, beigesetzt werden. Die Leichen verwesen nicht, sondern sie vertrocknen. Ein Jahr lang läßt man sie in eigens dafür bestimmten Räumen auf eisernen Rosten liegen, dann werden sie in die erwähnten Gänge gebracht. Ueber achttausend Mumien sind schon dort. Je nachdem die Betreffenden es bezahlen konnten, liegen die Körper in kojenartigen Kammern an den Wänden, in Särgen von Stein, Holz oder Glas, oder in alten Kisten. Die todten Klosterbrüder sind in ihre Kutten gehüllt, in die Ecken und an die Wände gestellt. Mit ihnen wird nicht viel Federlesens gemacht. Damit sie nicht umfallen, sind sie mittelst um den Hals gelegter Bindfadenschlingen an die Wand genagelt. Schockweise hängen sie auch von der Decke herunter.

Nun denke Dir, wie sonderbar es ist, zwischen dieser enormen Todtengesellschaft umher zu gehen. Der Anblick ist mehr seltsam und widerwärtig, als gerade grausig. Eine einzelne solcher Leichen oder einige würden einen schauerlichen Eindruck machen, sieht man aber Tausende, so gewöhnt sich das Auge sehr rasch an den Spuk. Am stylvollsten sind jedenfalls die todten Mönche, sie grinsen meistens merkwürdig vergnügt aus ihren Kutten hervor. Sofern sie nicht hängen, neigen sie sich mehr oder minder gegen einander, man könnte glauben, sie erzählten sich lustige Geschichten. Grausiger sind die in den Mauerkammern und Särgen ruhenden weltlichen Todten, deren prunkvolles Kostüm in fatalem Kontrast zu den verdorrten Gesichtern steht. Die jungen Mädchen liegen in hellen Atlasgewändern und Ballschuhen, auf dem Haupte eine goldene Krone.

Die ältesten dieser Leichen zählen etwa zweihundert Jahre, aber noch jetzt fährt man fort, hier Todte beizusetzen. Außer den

Mönchen des Klosters sind es besonders reiche Palermitaner, welche Aufnahme in diesen Grabgewölben finden. Es mag den Leuten ein tröstlicher Gedanke sein, daß ihre Körper in so guter Gesellschaft der Auferstehung harren. Sie glauben vielleicht, wenn die Posaune ertönt, mit den frommen Kapuzinermönchen über einen Kamm geschoren und nicht so genau nach ihrer Legitimation für das Himmelreich gefragt zu werden. Irgend ein solcher Ideengang muß wohl vorhanden sein, um die Vorliebe für diese widerwärtige Bestattungsart zu erklären.

Das merkwürdigste von Allem, was ich bei den Kapuzinern sah, war übrigens der Mönch, der mich umher führte, ein alter, hübscher Mann mit langem weißen Bart. Eine seltsame Freudigkeit, ein unverkennbarer Humor leuchtete aus seinen gutmüthigen Augen. Als ich ihn fragte, ob denn nicht eine ungesunde Luft zwischen diesen vielen Leichen entstände und Krankheiten im Kloster hervor riefe, lachte er und sagte: „Sehen Sie mich an, Signore, seit über vierzig Jahren bin ich Wächter in diesen Grabräumen, wie sehe ich aus?“ In der That, er hatte trotz seines hohen Alters ein rosiges, frisches Gesicht. Der Mann schien überhaupt nirgendwo lieber als zwischen seinen Todten zu sein. Er hatte augenscheinlich Lieblinge unter ihnen. Einigen streichelte er die Hände, anderen kniff er die Backen, einem zog er sogar die Zunge heraus, um mir zu zeigen, daß sie noch elastisch sei. Besonders stolz war er auf seinen Bruder, der seit zwanzig Jahren an der Wand hängt und sich in Folge seiner Pflege sehr gut hält. Daneben hat er bereits einen Nagel für sich selbst eingeschlagen. Für diesen Mann hat der Tod in der That gar keine Schrecken, das mag zu seinem guten Humor Viel beitragen, für ihn ist er nur der Uebergang zum getrockneten Zustande und dieser scheint ihm der eigentlich normale. Dauert er doch viel länger als der frische!

Als ich die ungeheure Gruft verlassen hatte, ging ich, um mich zu erholen, in die nahe gelegene Villa des Grafen Tasca. Ein

sonniger Garten voll wunderbarer tropischer Gewächse. Dort las ich arabische Gedichte in von Schack's vorzüglicher Uebersetzung. Ein köstlicher Ort, um sich in solche Lektüre zu vertiefen. Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn ein stolzer Emir oder eine arabische Schöne mit der Guitarre aus den Palmen hervor getreten wäre.

---

den 3. Februar.

Die Hohenstaufen haben merkwürdiger Weise in Palermo keine Baudenkmäler hinterlassen. Aber in der Kathedrale sieht man die Gräber Heinrichs des sechsten und Friedrichs des zweiten. Der Letztere ruht in einem einfachen, großen Porphyrsarge, welcher von vier Löwen getragen wird. Wohl jeder Deutsche mag ergriffen sein, der an dieser fernen Küste das Grab des großen Kaisers besucht. Wie leicht begreift man hier die Liebe Friedrichs für sein Sicilien! Wie mußte diese märchenhafte Landschaft auf sein empfängliches Herz wirken, und der Zauber der morgenländischen Welt, die ihn hier umgab, seinen poetischen Sinn unwiderstehlich anziehen. Aber, obgleich Friedrich sich dem Lebensgenusse rückhaltlos hingab, ging doch seine große Seele niemals darin unter; Poesie und Wissenschaft, Liebes- und Sangeslust, zauberische Feste, sie stählten nur seinen genialen Sinn und spornten ihn an zu neuen Heldenthaten und großartigen Unternehmungen.

Gestern Abend besuchte ich einen Maskenball, welcher in einem freundlichen Theater der Stadt seitens der Karnevalgesellschaft arrangirt war. An der Spitze des Unternehmes stand ein Duca und demgemäß war das Publikum ein sehr gewähltes, die einheimische und fremde feine Welt war versammelt. Masken waren nur wenige zu sehen, aber ich freute mich eigentlich darüber, denn so hatte ich besser Gelegenheit, die Gesichter zu betrachten. Schöne, üppige Frauen waren zugegen, aber alle wurden überstrahlt von einer

jungen Spanierin, welche spät in der Nacht, am Arme eines russischen Fürsten, eintrat. Sie trug eine schwarze, ganz mit blitzenden Steinen übersäete Robe, welche sich ihren tadellosen Formen eng anschloß. Ein Gefunkel begleitete jede ihrer anmuthigen Bewegungen. Wahrlich, eine „Königin der Nacht", wie sie nicht berückender gedacht werden kann. Die junge Dame von eben so strahlender Schönheit wie zweifelhaftem Rufe wohnt im selben Hotel wie ich, unter der Aegide jenes Fürsten. Ihr Erscheinen auf dem adeligen Ball gab den Damen entschiedenes Aergerniß, besonders da die Blicke der gesammten Männerwelt sich fortan nur auf sie richteten. Aber man konnte der Dame am Arm des Fürsten wohl nicht die Thür weisen, besonders da sie ein leichtes Schleierchen vor dem Gesicht trug und somit als maskirt gelten durfte.

Da ich einmal auf Leute aus dem Hotel Trinacria zu sprechen komme, muß ich Dir doch auch kurz berichten, mit welchen ich dort verkehre. Gleich am ersten Tage begrüßte mich der Maler Eugen Krüger aus Hamburg, welchen ich dort häufig getroffen habe. Krüger ist ein sehr vielseitiger und begabter Künstler, am liebsten und besten malt er Waldlandschaften mit Thierstaffage. Leider ruht nun seine fleißige Hand; er ist recht krank und darf sich nicht die leiseste Anstrengung zumuthen. Ferner sind hier Professor P., ein Naturforscher aus Heidelberg, mit seiner Frau; Doktor F., ein Geologe aus Bonn; Doktor B., ein Arzt, welcher sich dauernd hier aufhält; Prinz R. aus Berlin und noch diverse andere Deutsche. Sie sitzen alle zusammen an dem einen Ende der langen Wirthstafel, leider konnte ich unter ihnen keinen Platz bekommen. Ich habe meinen Platz zwischen einer nicht schönen, aber sehr unterrichteten und liebenswürdigen englischen Dame und einem jungen italienischen Conte. Nach dem Essen aber rücke ich zu den Landsleuten, wir bleiben meistens noch eine geraume Zeit am Tische oder im Lesezimmer plaudernd beisammen. Mitunter mache ich auch meine Ausflüge mit einem dieser Herren, wie es sich gerade paßt. Doktor F.,

der die Insel nach allen Richtungen durchstreift hat, verdanke ich ausgezeichnete Informationen, welche mir bei meiner beabsichtigten Reise in's Innere sehr zu Nutze kommen werden.

---

den 4. Februar.

Im Norden der Stadt, am Meere, erhebt sich, ganz für sich und durch einen Arm der Conca d'oro von den übrigen Höhen getrennt, der Monte Pellegrino, ein Berg von wunderschönen, plastischen Formen. Ich glaube, wer ihn einmal gesehen, kann ihn niemals wieder vergessen. In einer Höhle desselben entdeckte man im Jahre 1664 die Gebeine der heiligen Rosalia, welche sich angeblich im zwölften Jahrhundert in blühender Jugend dorthin flüchtete, um fortan in ascetischer Frömmigkeit als Einsiedlerin zu leben. Zur Zeit der Entdeckung wüthete eine verheerende Pest in Palermo und diese hörte plötzlich auf, als man die Gebeine der Rosalia dorthin brachte. Seitdem ist sie die Schutzheilige der Stadt. Noch jetzt feiert man jährlich große Feste ihr zu Ehren.

Mit vielen Kosten hat man einen Zickzackweg nach der denkwürdigen Stätte hergestellt, auf welchem man sehr bequem den steilen Berg hinauf reiten kann. Der Eingang der Höhle ist durch ein kirchenartiges Gebäude geschlossen, dessen Chor durch die Grotte selbst gebildet wird. In der letzteren steht ein hohler Altar. Sieht man durch das Gitterwerk der Seitenwände in das Innere, so erblickt man dort ein schönes Marmorbild, von Lichtern erleuchtet. Die Heilige, eine liebliche Jungfrau, liegt mit geschlossenen Augen in Verzückung da, in anmuthiger Stellung, mit einem prachtvollen goldenen Gewande bekleidet. Dieses Gemisch von Natur und Kunst, das monotone Geräusch des an den Wänden niedertropfenden Wassers, welches geschickt aufgefangen und abgeleitet wird, das Zwielicht — das Alles zusammen macht einen höchst eigenthümlichen Eindruck. Goethe wurde von dieser Grotte tief ergriffen, er schreibt darüber

etwas sonderbar, aber sehr treffend: „Es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbenen Wüste; eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholischen, besonders Sicilianischen Gottesdienstes hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend: genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an".

Von der Grotte aus hat man keine weite Aussicht, wohl aber von einem, in Ruinen gefallenen kleinen Tempel, welcher, nicht weit entfernt, auf einer der Spitzen des breiten Berges steht, und eine Kolossalstatue der Heiligen umgiebt, deren Kopf vom Blitz heruntergeschlagen ist. Man steht in schwindelnder Höhe über dem Meere und übersieht ein Küstenland von zauberhaftem Reize. Wer doch diese sicilischen Aussichten beschreiben könnte! Nicht einmal *malen* lassen sich diese Landschaften, wie mein Freund Krüger richtig sagt, sie sind zu groß und farbenreich. Man kann nur Prospekte, das heißt Ansichten machen, keine Bilder, oder aber man muß sich auf Details beschränken.

Zum Scherz muß ich noch erzählen, daß ich heute Morgen bei meinem Banquier meinen alten Kapuzinermönch traf. Er wollte türkische Koupons einlösen! Die üblen Nachrichten, welche ihm der Banquier über den Werth seiner Papiere gab, schienen ihn nicht im Geringsten zu betrüben. Waren es nicht seine eigenen, oder half ihm sein resignirter Humor über den Verlust fort? Er grinste mich seelenvergnügt an und offerirte mir eine Prise.

---

den 5. Februar.

Noch immerfort dieses entzückende Wetter. Am Tage 14 bis 16 Grad, Nachts etwa 10. Wie köstlich ist es überall, an der Marina, in den Gärten, auf den Bergen! Jetzt, wo ich dieses

Paradies kenne, begreife ich nicht, wie Kranke an der Riviera herum frieren mögen, während sie so leicht diesen gesegneten Strand erreichen können. Hier ist wirklich „das Land, wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn", so steht es uns Nordländern seit unseren Kinderjahren vor der Seele. Hier erfüllt sie sich ganz und voll, die tiefe Sehnsucht nach dem Süden, nur ist Alles noch viel schöner und beglückender als in unseren Träumen.

Eine gute Woche bin ich nun in Palermo, länger darf ich leider nicht bleiben, wenn ich meine ferneren Reisepläne nicht gefährden will. Ich möchte gern möglichst viel von der Insel sehen und beabsichtige, sie, mehr oder minder der Küste folgend, ganz zu umreisen. Ich wende mich nach Westen und hoffe schließlich am östlichen Thore von Palermo wieder anzukommen.

Obwohl ich Dir noch Manches aus Palermo erzählen möchte, muß ich doch jetzt meinen Brief abbrechen, um noch einige Reisevorbereitungen zu treffen. Nimm vorlieb mit dem Wenigen, was diese Blätter enthalten. Auch dieses habe ich nur zu Stande gebracht, indem ich täglich eine gute Stunde früher als sonst aufstand. Daraus magst Du erkennen, daß ich doch guten Willen hatte, wenn auch die Resultate meiner Feder nur gering sind.

XXXVIII.

Alcamo, den 6. Februar 1876.

Heute Morgen um 5 Uhr holte mich der Vetturino aus dem Hôtel in Palermo ab. Mit mir stieg Herr Habel aus Berlin ein, welcher sich noch gestern Abend entschlossen hat, die Reise mitzumachen.

Als wir durch die Straßen Palermo's fuhren, war es noch dunkel, es regte sich eben das erste Leben. Nach der Weise der Vetturini hielten wir an verschiedenen Stellen der Stadt um Passagiere und allerhand Paquete mitzunehmen. Hier und da vor den Schenken brannten auf der Straße kleine Feuer, über welchen in großen Kesseln Kaffee gekocht wurde. Betteljungen standen und lagen daneben, um sich ihre nackten Beine zu wärmen. Ich bedauerte die armen Kerle, aber daneben freute ich mich über die köstlichen Murillos.

Als die Sonne empor stieg, waren wir in Monreale, bald darauf verloren wir die Conca d'oro aus dem Gesicht, und mühsam zogen die drei Pferde den schweren Wagen höher und höher bergauf. Die Gegend war wenig einladend, öde, felsige Berge, unfruchtbare Haide ringsum. Ich vertiefte mich in ein politisches Gespräch mit einem Geistlichen, der mir gegenüber saß. Ein Mann mit fein geschnittenen, sarkastischen Gesichtszügen. Der vierte im Wagen war ein vierschrötiger, riesenstarker Gutspächter. Er reiste zu seiner Braut nach Alcamo und ließ mich triumphirend zwei liebeglühende Briefe lesen, die sie ihm geschrieben oder ihm hatte schreiben lassen.

Etwa um elf Uhr erreichten wir Partinico. Harte Maccaroni und unglaublich zähe Kotelettes bildeten unser Frühstück, aber mit gutem Wein spülten wir sie tapfer hinunter. Dann setzte ich mich seelenvergnügt zu dem Vetturino auf den Bock und nun ging es durch reiches, wohl angebautes Hügelland hierher nach Alcamo.

Die Herberge ist erbärmlich, die Einrichtungen äußerst primitiv. Die Bettstellen bestehen aus zwei eisernen Böcken, auf denen drei lose Bretter liegen. Wie das Bettzeug ist, wissen wir noch nicht, vorläufig sehen wir nur an einem Ende der Bretter ein kleines, wenig versprechendes Bündel liegen. Wir beschlossen anfänglich, weiter zu reisen, aber, obwohl wir schon um halb vier ankamen, konnten wir uns doch auf keine Weise einen Wagen verschaffen. Mein Gefährte schlug vor, mit der Post um Mitternacht weiter zu fahren, aber ich weigerte mich entschieden. Es fällt mir gar nicht ein, durch diese schöne Landschaft des Nachts zu fahren, lieber liege ich auf Stroh, wenn es sein muß. Mich tröstet überdies, daß auch Goethe am ersten Tage nicht weiter gekommen ist.

Wir schlenderten in dem schmutzigen, übel berüchtigten Orte umher, freuten uns der weiten Aussicht, welche wir von einem außerhalb desselben gelegenen Punkte genossen und kehrten, als es dunkel geworden, hungrig in unsern Albergo zurück. Das Essen in dem räucherigen, kleinen Gastzimmer, welches zugleich als Küche diente, übertraf unsere Erwartungen. Schmackhafte, in Oel gebackene Fische, Artischocken und Ziegenrippen. Zum Nachtisch Fenchel und Wallnüsse. Dazu sehr guter Wein.

Nach dem Essen gab es noch eine schwierige Unterhandlung. Es galt für den andern Morgen Maulthiere zur Weiterreise zu bekommen. Die Leute sprechen hier einen Dialekt, von dem ich fast Nichts begreife; eben so wenig verstehen sie meine Sprache, obwohl ich nachgerade die gewöhnlichen, bei einem solchen Geschäft in Frage kommenden Worte in durchaus gutem Italienisch zu sagen weiß. Mein Reisegefährte, der den Feldzug gegen Frankreich in der Garde-

Kavallerie mitgemacht hat, wurde zuletzt wüthend, schlug auf den Tisch schrie: „Versteht ihr Herrgottssakramenter denn kein Deutsch?" Schließlich verständigten wir uns doch, wenigstens glauben wir das. Morgen früh muß es sich ausweisen.

Calatafimi, den 7. Februar.

Es schläft sich gar nicht so schlecht auf den Brettern. Erst um halb sieben Uhr wachten wir auf. Richtig — da standen schon drei Maulthiere auf der Straße. Der Wirth war trotz unseres Drängens nicht zu bewegen, uns eine Rechnung zu machen: wir sollten ihm geben, was uns recht dünke. Wahrscheinlich hat er auf diese Weise mehr erhalten, als ihm nach den Verhältnissen zukommt. Er schmunzelte sehr vergnügt, als er unsere Zahlung einstrich.

Wir banden mit vieler Kunst unser Gepäck auf das eine Maulthier, bestiegen die beiden andern und trabten in den frischen Morgen hinein. Unser Führer war ein Junge, der sich oben auf unsere Bagage setzte. Wie ist das herrlich, so in die Welt hinein zu reiten, mit leichtem Gepäck, mit frischer Reiselust, im hellen Sonnenschein! Zuerst verdrehten wir uns beinahe den Kopf, um den köstlichen Rückblick auf Alcamo und die große Bucht von Castellamare zu genießen. Eine farbenreiche, blühende, duftige Landschaft und dahinter das Meer, weiß glänzend, lichtausstrahlend, daß das Auge es kaum erträgt.

Allmählig wurde das Land bergiger, das Meer und die wellige Ebene von Alcamo entschwand den Blicken. Um halb elf ritten wir in Calatafimi ein. Malerisch liegt das zerfallene Nest auf einem mäßig hohen, in das Thal vorspringenden Bergrücken. Die Hauptstraße war voller Menschen — es ist heute Sonntag — die uns verwundert begafften und umringten. Etwa ein halbes Dutzend Jungen folgten uns sogar aus Neugierde in den Gasthof, ja in

das Zimmer, welches uns der Wirth anwies. Sie starrten uns und unsere Sachen mit offenem Munde an, bis wir sie hinaus trieben.

Nach einem herzhaften Frühstück wanderten wir in die Berge hinein, nach den Ruinen von Segesta. Schon von weitem erblickten wir den berühmten Tempel. Auf hoher Halde, von schroffen Bergen umkränzt, liegt er da, scheinbar ganz unversehrt. Er hat die tiefgoldene Farbe der Felsen, die ihn umgeben; so erscheint er als eine köstliche aus dem Boden gewachsene Steinblüthe.

Wohl anderthalb Stunden hatten wir bergauf bergab zu wandern, bis wir ihn erreichten. Ein herrlicher dorischer Bau. Alle Säulen stehen noch, von der Cella ist indeß Nichts zu sehen, auch hat solche wohl niemals existirt; der Bau war unvollendet, als Segesta zerstört wurde.

Wunderbar ergreifend ist der Anblick dieses uralten, großartigen Tempels in dem wüsten Felsenthal. In völliger Einsamkeit liegt er da, nur auf steilen Hirtenpfaden erreichbar. Feierliche, schwermüthige Stille liegt über der öden Landschaft. Kein lebendes Wesen ringsum, nur die Adler kreisen hoch oben in den Lüften.

Als wir nach einer letzten Biegung des Thales zuerst des Tempels in unmittelbarer Nähe ansichtig wurden, überstrahlte die Sonne das alte Gemäuer mit hellem goldigen Glanze, den Hintergrund aber von diesem Standpunkte aus bildeten dunkelblaue fast schwarze Berge, über die sich ein Unwetter blitzend entlud. Bald kam es auch über uns daher, wir flüchteten hinter die mächtigen Säulen bis es vorüber war. Dann erklommen wir den nahe gelegenen Berg, auf welchem einst das alte Segesta lag; der Tempel stand vor dem Thore. Der ganze Berg ist mit Trümmern bedeckt, die meisten sind indeß so verwittert, daß man kaum noch die Hand des Menschen an ihnen erkennen kann. Wie ein von der Natur geschaffenes Geröll bedecken sie den Grund. Der einzige Baurest von Bedeutung ist ein Theater, welches ganz oben auf dem Berge in den Felsen hineingebaut ist. Wie haben die Zuschauer nur ihre Aufmerksamkeit auf

das Spiel richten können! Man übersieht eine Landschaft von unbeschreiblichem Reize. Ernste, wilde Felsenthäler, dunkle Bergkuppen in der Nähe, weiterhin die duftigen, sanft geschwungenen Hügel des Küstenlandes, und dahinter das schimmernde Meer!

Trapani, den 7. Februar.

Mein Reisegenosse fuhr heute Nacht mit der Post von Calatafimi nach Trapani. Ich miethete mir ein Paar Maulesel und brach um acht Uhr Morgens auf. Mein Begleiter war ein hübscher Junge mit einem pfiffigen Gesicht. Wenn ich ihm etwas sagte, grinste er mich freundlich an und stieß sonderbare Laute aus, von denen ich Nichts verstand. So zogen wir denn schweigend die einsame Straße entlang, bergauf, bergab, bald im Regen, bald im Sonnenschein. An den felsigen Bergwänden kletterten große Ziegenheerden umher. Die Thiere zeichnen sich durch eigenthümlich schön gewundene große Hörner aus und springen gewandt wie die Gemsen von Stein zu Stein. Man wundert sich, daß sie nicht in die Abgründe stürzen bei ihren tollkühnen Sprüngen.

Nur wenige Menschen begegneten uns, meistens zogen sie wie wir auf Maulthieren oder Eseln den Weg entlang. Die Beine mit weiten Fellhosen bekleidet, an denen die Wolle nach außen sitzt, den Oberkörper in ein braunes oder blaues Gewand gehüllt, das sie kapuzenartig über den Kopf ziehen, bilden diese Gestalten eine ausgezeichnete Staffage für die öde Gebirgslandschaft. Man kann häufig nicht ermitteln, ob ein Weib oder ein Mann in dieser Verhüllung steckt. Dann und wann kam auch ein wohlhabender Mann daher getrabt, auf schmuckem Pferde, die Flinte quer vor sich auf dem Sattel. Merkwürdiger Weise trägt man in Sicilien außerordentlich viel die schottische Mütze und zwar im korrektesten Schnitt, wie in Schottland selbst. Wie mag es kommen, daß ein so nordisches und ein so südliches Volk genau dieselbe Kopfbedeckung trägt?

Von Calatafimi bis Trapani sind 25 sicilianische Miglien oder fünf deutsche Meilen. Der einzige Ruhepunkt unterwegs ist die Colonnetta, eine elende, schmutzige Schenke. Wir hielten dort eine kurze Rast, aßen einige Eier und tranken ein Glas Wein. Dann zogen wir weiter. Periodenweis gelang es uns, unsre Thiere zu einem Trott zu ermuntern, und so kamen wir ziemlich rasch vom Fleck. Mitunter mußten wir einen Augenblick Halt machen. Das eine Hufeisen meines Thieres wurde wiederholt lose, dann suchten wir uns einen Stein und klopften es wieder fest, so gut es ging. Einmal riß mir der Steigbügelriemen, der Junge sah den Schaden nachdenklich an, band sich darauf mit einem unglaublich pfiffigen Gesicht sein Strumpfband ab, und flickte den Riemen damit wieder zusammen.

Allmählig gelangten wir aus dem gebirgigen Terrain in eine fruchtbare Ebene. Jenseits derselben erblickten wir das Meer und die Aegadischen Inseln. Zur Rechten lag weit hingestreckt der Monte San Giuliano, an dessen Fuße wir nun entlang ritten bis wir die Landenge erreichten, welche auf Trapani zuführt. Auf beiden Seiten liegen ausgedehnte, ganz flache Bassin's, sogenannte Salzgärten, in denen durch Verdunstung des Wassers Seesalz gewonnen wird. Eine Reihe zierlicher, weiß getünchter Windmühlen steht am Wege, in denen das Salz zermalen wird. Endlich erreichten wir Trapani selbst. Die Stadt wird ganz von der See umspült und nur durch die schmale Landenge mit dem Festlande verbunden. Vor dem Thore schon traf ich Herrn Habel, der mich freudig begrüßte und in das verhältnißmäßig gute Wirthshaus geleitete.

Wir gingen noch etwas spazieren, freuten uns der herrlichen Brandung am Molo, aßen zu Abend, plauderten angenehm und schrieben an unsre Lieben daheim. Nun aber bin ich todtmüde. Ich klappe die Schreibmappe zu und taumele ins Bett.

Trapani, den 9. Februar.

Der Monte San Giuliano ist eine denkwürdige Stätte. Auf dem etwa 750 Meter hohen Berge lag im Alterthum die Stadt Eryx und in ihr befand sich ein Heiligthum der Venus, welches von allen Völkern des Mittelmeeres hoch verehrt wurde. Die schönsten Jungfrauen der Welt wurden zu Priesterinnen dieses Heiligthums gewählt und die alten Schriftsteller erzählen mit Begeisterung von den glänzenden Festen und eigenthümlichen Feierlichkeiten, welche dort zu Ehren der Göttin veranstaltet wurden. An der Stelle der alten Stadt liegt jetzt das Bergstädtchen San Giuliano und auf den Grundmauern des Tempels, auf der höchsten Spitze des Berges erhebt sich ein verfallenes Kastell.

In drei Stunden ritten wir von Trapani hinauf und nach einiger Mühe gelang es uns, in das Kastell einzudringen. Da that sich uns eine Aussicht auf, die Alles übertrifft, was mein Auge je gesehen! Land und Meer, fruchtbare Ebene und wilder Fels, lachende, sonnige Gärten und die schwermüthigsten Berge, sie alle zusammen bilden ein ungeheures Gesammtbild von unvergleichlicher Schönheit. Die Seele erbebt im Entzücken bei dem Anblick dieser Herrlichkeit; berauscht, überwältigt, beseligt steht man da, mit nassem Auge, mit pochendem Herzen! Da strecken sich nach Osten wunderherrliche Vorgebirge ins Meer, ein schmaler blendend weißer Schaumstreifen, ein silbernes, leise schwingendes Band, trennt sie von den funkelnden, tief blauen Wogen; da sieht man auf Trapani hinunter, das, flach wie ein Blatt auf dem Meere liegt, seine hellen Häuser schimmern wie Paläste und spiegeln sich stolz in der reinen Fluth. Jenseits der Stadt ragen die Aegadischen Inseln empor, duftige, blaue Berge von einem durchsichtigen Dunstschleier umhüllt. Nach Süden erstreckt sich eine unabsehbare fruchtbare Ebene, sie prangt im frischesten Satengrün; dazwischen wieder dunkle Orangengärten, flimmernde Oliven und rosige blüthenüberladene Mandelbäume! Sieht man aber nach Westen in das Innere der Insel, so thürmen sich ernste

Berge von wunderbar schönen Formen empor, und wem das Glück wohl will, dem zeigt sich sogar durch die ganze Länge der Insel die Schneespitze des Aetna! Wir sahen nicht so weit, bald schien die Sonne, bald barg sie sich hinter Wolken, in immer neuer Abwechselung Land und Meer beleuchtend; die wunderbarsten Farben entstanden und verschwanden vor unsern trunkenen Augen.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Marsala, den 11. Februar.

Gestern Morgen fuhren wir „summa diligentia", oben auf der Diligence von Trapani nach Marsala, durch flaches, fruchtbares Land, zur Rechten in einiger Entfernung das Meer und die Aegadischen Inseln. Wir stiegen im „Nobile Albergo della Trinacria" bei Donna la Baccicia ab. Die etwas starke, im Uebrigen gut konservirte Dame, eine Wittwe, wies uns zwei ganz behagliche Zimmer in ihrem kleinen Hause an. Als wir ankamen, war es zwei Uhr Nachmittags, wir waren sehr hungrig, aber in unserm Gasthof konnte man Nichts bekommen. Es war keine Restauration im Hause, wie in manchem kleinen sicilianischen Albergo. Im Baedeker fanden wir eine Trattoria von Francesco Porcelli angegeben, dorthin eilten wir und bald stand eine Schüssel köstlicher Maccaroni al burro auf unserm Tische.

„Lieber Herr Habel" sagte ich, „lassen Sie uns nicht zu viel nehmen, es ist besser, wir essen tüchtig um sechs Uhr, wenn es dunkel ist; dann geht uns bei einem Glase Wein der Abend in diesem Neste besser hin." —

Gesagt, gethan, — wir rissen uns frühzeitig los von dem guten Gerichte, das man uns in unsinniger Menge vorgesetzt hatte, und gingen spazieren.

Am Strande liegen große Weinfabriken, in denen der berühmte und in der That vorzügliche „Marsala" zurecht gemacht wird. Wir traten in eine derselben ein, welche dem Hause Florio & Co. gehört. Man zeigte uns in liebenswürdiger Weise die enormen Läger, die Faßfabrik, die Spiritusbereitung und was sonst in dem großen Etablissement zu sehen war. Wir mußten auch den Wein mehrfach kosten. War es nun der wenige feurige Wein, den wir getrunken hatten, war es die blendend helle Sonne, welche die weißen Mauern unerträglich grell beleuchtete — als wir wieder auf der Straße waren, überfiel uns beide eine unüberwindliche Müdigkeit. Wir mochten nicht länger umherwandeln, legten uns lieber in den trockenen Seetang am Meeresufer und rauchten eine stille Cigarre.

Gegen Sonnenuntergang rafften wir uns auf und bestiegen den Leuchtthurm am Ende des langen Molos. Da standen wir denn am westlichsten Punkte Siciliens und sahen unbegrenzt über das ruhige Meer. Bei sehr hellem Wetter soll man von hier das Kap Bon in Africa sehen können. Innen in der Laterne des Thurmes putzte ein alter Mann mit einer Brille auf der Nase das Uhrwerk, welches garnicht gehen zu wollen schien. Wir freuten uns indessen der wundervollen feurigen Sonnenkugel, die so lautlos ins westliche Meer sank. Nachdem sie verschwunden war, erleuchtete ihr rosiger Schein noch kurze Zeit die Spitzen der Aegadischen Inseln und den fernen Monte San Giuliano. Inzwischen war im Osten der Mond emporgestiegen, räthselhaft groß. Man sah die Schatten seiner Berge so deutlich, wie sonst nur mit dem Fernrohr. Nun zitterte sein Schein über den Hafen hin in unglaublicher Helle. Einen so plötzlichen Wechsel zwischen Sonnenlicht und Mondschein habe ich nie gesehen. Endlich war der alte Mann mit seiner Laterne fertig geworden, nun blitzte auch diese hell auf und goß ihre Strahlen, sich langsam drehend, ringsum aus.

Nach einer Weile sagte Habel, „das ist Alles recht schön, ich bin aber nach gerade sehr hungrig, gehen wir in die Stadt". Wir

gingen also in die Stadt, direkt zu Francesco Porcelli, bei dem uns vor einigen Stunden die Maccaroni so vorzüglich geschmeckt hatten. Aber die Trattoria war schon geschlossen; vor der Thür fanden wir einen Mann, den wir ausgeschickt hatten, einen Vetturino für den folgenden Tag zu suchen. Wir gingen mit ihm kreuz und quer durch die Stadt, aber den Vetturino konnten wir nicht finden. Habels Gesicht wurde immer länger — „ich bin verdammt hungrig", sagte er, „lassen wir die Geschichte mit dem Vetturino bis morgen und suchen wir zunächst eine Trattoria. Baedeker nennt hier das Café Lilibeo und bezeichnet es sogar mit einem Stern." —

Ja, wo war das Café Lilibeo? Wir fragten Diesen, wir fragten Jenen — Niemand kannte es. Endlich sagte uns ein Herr, dasselbe sei längst eingegangen, es gäbe in der Stadt nur die eine Trattoria von Francesco Porcelli, die würde aber um sechs Uhr geschlossen. Wir gingen zunächst wieder zu Porcelli und machten einen Mordsspektakel an der Thür in der Hoffnung, er würde sich ausnahmsweise unser erbarmen; aber es half Nichts, der Mann wohnte garnicht dort, wie uns die Nachtbaren versicherten. Das Haus war verschlossen und kein Mensch darin. Nun war guter Rath theuer. Mein Reisegefährte war der Verzweiflung nahe. Solch ein Gardekavallerist hat unter Umständen einen Appetit mit dem nicht zu spaßen ist. Wir wandten uns an zwei Carabinieri, welche die Straße herumterkamen und flehten sie an, uns irgend wo hinzuführen, wo man uns gegen Geld und gute Worte irgend Etwas zu essen geben würde. Nach einigem Zögern führten sie uns in eine finstere Gasse und zeigten uns von ferne eine Kneipe mit dem Bemerken, es würde uns wohl schwerlich darin gefallen, aber eine bessere wüßten sie nicht; dann überließen sie uns unserm Schicksal.

Wir traten ein. Nach unsern deutschen Begriffen war es eine Bettlerherberge. Auf wackeligen Bänken, an armseligen Tischen saßen wilde Kerle aller Art und ein unheimlicher Knoblauchgeruch erfüllte den durch eine qualmende Oellampe dürftig erhellten Raum.

Wir setzten uns resignirt auf die einzige freie Bank, aber die Wirthin, ein scheußliches, schmutziges Weib kam sofort auf uns zu und bat uns, ihr zu folgen. Sie führte uns über einen kleinen Hofraum, in dem altes Gerümpel und wiederwärtige Küchenabfälle aufgehäuft waren, in ein Hintergebäude; dort war die Stube für so feine Herren wie wir. Ein schmutziger, kalter Raum. Spinnengewebe bedeckten die feuchten kahlen Wände. In diesem grenzenlos verwahrlosten Raume sollten wir essen! Wir bestellten uns Maccaroni; als sie nach langer Zeit kamen, waren sie steinhart, völlig ungenießbar. Mit tiefer Wehmuth sahen wir uns an, Habel stieß einen kläglichen Seufzer aus und verwünschte die ganze Reise. Da traten mit einem Male drei Grenzbeamte ein. Sie zogen zwei schöne, große, gekochte Hummer aus der Tasche und boten uns dieselben mit großer Freundlichkeit an. Wir hielten die guten Leute beim Wort, nahmen einen der Hummer an und verschlangen sofort das delikate Thier. Dann ließen wir uns Eier kochen, sie sind ja Gottlob in der schmutzigsten Hütte eben so appetitlich wie im Palast. Das alte Weib holte uns schließlich ein Stück Salami aus der Nachbarschaft, der Wein war nicht übel und so stillten wir denn doch einigermaßen unsern Hunger, wenn auch unsre Hoffnungen auf ein warmes Mittagessen jämmerlich zu Grunde gingen.

Als wir endlich aus der Spelunke wieder ins Freie traten, erhoben wir die Hände zum Mond und thaten einen fürchterlichen Schwur, niemals wieder auf dieser Reise ein gutes Frühstück zu unterbrechen, um unsern Appetit für den Abend zu schonen, vielmehr überall und zu jeder Stunde soviel zu essen, als wir Gutes erlangen und hinunter bringen können.

Wie kam es, daß die Zollbeamten uns in der Kneipe aufsuchten und die Hummer anboten? Sie waren ganz feine Leute und schwerlich Stammgäste in dem greulichen Lokal. Der Eine entpuppte sich sogar als ganz tüchtiger Historiker und erzählte uns ausführlich von den alten sicilischen Tyrannen. Ich denke mir, die

Carabinieri, welche uns die Kneipe zeigten, haben ihnen von uns erzählt und die liebenswürdigen Leute haben dann, in richtiger Erkenntniß unserer Lage, die Verpflichtung gefühlt, uns zu helfen und den Fremden gegenüber den Wirth zu machen. Ein gutes Theil Neugierde mag mit im Spiel gewesen sein. Es kommen, wie es scheint, sehr selten Ausländer hierher.

Heute Morgen pflegen wir der Ruhe. Einen Vetturino zur Weiterfahrt nach Castelvetrano können wir nicht bekommen; reiten wollen wir nicht, da der Weg langweilig sein soll, so müssen wir bis 2 Uhr Nachmittags auf die Post warten.

Unterdessen haben wir Gelegenheit, das sonderbare Treiben in unserm kleinen Gasthof zu beobachten. Donna la Baccicia kam erst spät zum Vorschein, inzwischen nahm sich ein Pfaffe der Wirthschaft an, machte Kaffe, und fütterte die Kanarienvögel. Ja ich habe den guten Mann in Verdacht, daß er auch die zierlichen Schuhe, welche er vor die Thür der Signora stellte, selbst geputzt hat. Der biedere Mann scheint überhaupt der verlassenen Wittwe in jeder Weise mit Rath und That beizustehen.

Ich benutze die sichere Postverbindung von hier aus, um diesen Brief zu schließen und abzusenden. Willst Du die Reise, auf welcher ich jetzt begriffen bin, gut verfolgen, so wird es nöthig sein, daß Du eine Karte Siciliens zur Hand nimmst. Ein Blick auf dieselbe lehrt Dich Manches, was zu schreiben umständlich und zu lesen ermüdend ist.

XXXIX.

Castelvetrano, den 11. Februar 1876.

Der Weg von Marsala hierher führt durch reizloses, einförmiges, wenig bebautes Land. Wir passirten Mazzara, eine alte mit hohen Mauern umgebene Stadt, in deren Nähe im Jahre 827 die Sarazenen landeten Von dort ausziehend eroberten sie allmählig die ganze Insel. Um acht Uhr Abends kamen wir in Castelvetrano an. Wir brachten unser Gepäck in die Herberge „zum Panther" und stürzten uns — durch unsre Erfahrungen in Marsala gewitzigt, — sofort nach der einzigen Trattoria des Ortes. Der Mann war gerade im Begriff, seine Bude zuzumachen. Anfänglich wollte er uns nur Kaltes geben, aber er ließ sich erweichen und bereitete uns noch leckere Maccaroni und in Oel gebackene Fische. Es ist ein wahres Glück, daß mein Gefährte und ich beide sehr gern Maccaroni essen, sonst sähe es schlimm um unsre Ernährung auf dieser Reise aus.

Ueber meinem Bett hängt ein pomphaftes Plakat, welches in italienischer Sprache verkündet, daß in diesem Bett der „berühmte Doktor Schliemann, der Finder des Schatzes des Priamus" geschlafen hat. Ich mache mich auf die kühnsten archäologischen Träume gefaßt!

Castelvetrano, den 12. Februar.

Mit Tagesanbruch standen wir auf. Unser Frühstück nahmen wir in der kleinen Kaffeschenke des Ortes. Als wir nach Milch

fragten, rief der Mann in die Straße hinaus, durch welche gerade eine mit Glocken behangene Ziegenheerde getrieben wurde. Der Hirt brachte ein großes schönes Thier ins Zimmer zu unserm Tische und molk uns zwei Gläser voll. Fette, frische Ziegenmilch mit Kaffe, etwa zu gleichen Theilen, ist ein vorzügliches Morgengetränk.

Als wir zu unserm Albergo zurückkehrten, standen dort schon zwei große Maulthiere, welche wir gestern Abend bestellt hatten, um nach Selinunt zu reiten. Aber, obwohl wir beide geübte Reiter sind, war es nicht möglich, die Thiere zu besteigen. Die Racker schlugen vorn und hinten aus. Wir hüteten uns wohl, mit diesen boshaften, wahrscheinlich kranken Thieren auf die Reise zu gehen. Wir schalten den Wirth und verlangten andre Mulo's, aber unser Hin- und Herreden führte zu keinem Resultat. Da riß uns die Geduld, wir jagten die ganze Gesellschaft von Maulthiertreibern und Gesindel, die uns umstand, zum Teufel. Dann bemächtigten wir uns der ersten besten beiden Esel, die wir in dem Neste fanden, wurden mit den Besitzern über den Preis für die Tour einig und trabten, von einem alten Kerl geführt, zum Thore hinaus. Mein Reisegefährte ist ein ganz vorzüglicher Mann in derartigen Fällen. Wie man mit solchem widerwilligen Volk umspringt, hat er auf dem Feldzug in Frankreich aus dem Grunde gelernt. Auf späteren Reisen in Spanien und Aegypten hat er dann seine Praxis noch vervollkommnet.

In etwa drei Stunden erreichten wir die Trümmer von Selinunt. Sie liegen auf mäßig hohen Hügeln am Meere, riesige aber formlose Reste einer Reihe von Tempeln. Man meint, ein Erdbeben habe sie, nachdem sie verlassen, über einander geworfen und der Augenschein spricht sehr für diese Annahme. Die ungeheuren Steinblöcke liegen meistens lose übereinander geschüttet, wie die Felsstücke der Gletschermoränen. Keine Menschenhand hätte ein solches Chaos hervorbringen können. An einem der Tempel sieht man dagegen die auffällige Erscheinung, daß die Säulen der Reihe nach auf den Boden gestreckt sind. Sie sind dabei in ihre einzelnen Stücke

(Trommeln) zerborsten, die sich nun wie eine Reihe schräg liegender, kolossaler Mühlsteine an einander lehnen. Der Anblick der Ruinen wirkt ergreifend durch den großen Umfang der Trümmerstätte, die gewaltigen Dimensionen der einzelnen Bautheile, die vollständige Zerstörung der einst kernfesten Konstruktionen und die Lage an dem einsamen Meeresstrande. Einen architektonischen Eindruck können die Tempel nicht mehr gewähren.

Wir hatten das Glück, Professor Cavallari, den Direktor aller Ausgrabungen und Chef-Konservator der Alterthümer Siciliens in Selinunt zu treffen. Man gräbt unter seiner Leitung eine alte Straße zwischen den Tempelruinen auf. Der hochverdiente Mann wohnt in einem kleinen primitiven Hause, unmittelbar neben den Trümmern. Dort bringt er in völliger Abgeschiedenheit, umgeben von einem rührend einfachen Hausrath, Monate zu, überwacht die Ausgrabungen und arbeitet an einem wissenschaftlichen Werke. Ein echter Gelehrter!

Der alte Herr nahm uns äußerst gütig auf. Wir mußten ein vorzügliches Glas Wein bei ihm nehmen, dann führte er uns in den Ruinen umher. Schließlich gab er uns auf unsre Bitte eine Empfehlung an einen seiner Bekannten in Castelvetrano mit, an welcher uns Viel gelegen war, um durch zuverlässige Vermittelung Maulthiere und gute Führer zur Weiterreise zu bekommen. Es steht uns morgen ein langer Ritt durch schwieriges, übel berüchtigtes Terrain bevor und wie wenig wir uns auf den Wirth im „Panther" verlassen können haben wir heute Morgen zur Genüge erfahren.

Auf dem Rückwege überraschte uns ein starker Regen und die Dunkelheit, und es begab sich, daß mein Esel und ich mitsammen auf die Nase fielen. Da der Weg sehr schmutzig und der Esel stümperich auf den Vorderbeinen war, hielten wir es für gerathener, ihn den übrigen Theil des Weges ledig gehen zu lassen. Mein treuer Reisegefährte und ich bestiegen abwechselnd das zweite starke Thier, während der Andre inzwischen zu Fuß ging. So kamen wir erst spät und müde in Castelvetrano wieder an.

Unser Erstes war, den Gönner aufzusuchen, an welchen Cavallari uns empfohlen hatte. Don Luigi la Rosa, ein Kaufmann, empfing uns sehr liebenswürdig, war aber augenblicklich nicht im Stande uns zu helfen. Er saß in seinem Laden, neben einer Wiege, in welcher zwei kleine Kinder schliefen, ein Drittes hatte er auf dem Schooße. Seine Frau war ausgegangen; ehe sie nicht zurückkam, konnte er sich nicht rühren, das leuchtete uns ein. Wir gingen inzwischen in die Trattoria und erquickten uns an einem guten Mahle. Kaum saßen wir, so kam die jeunesse dorée von Castelvetrano herein, fünf hoffnungsvolle Jünglinge. Sie verzehrten zusammen einen Teller Nüsse, die sie mit der Faust auf dem Tische aufschlugen, tranken zusammen eine halbe Flasche Wein nebst drei Schnäpsen, und starrten uns neugierig an. Endlich kam auch Don Luigi, der uns sagte, jetzt, um acht Uhr Abends sei Nichts mehr auszurichten, um diese späte Stunde liege in Castelvetrano schon Alles im Schlafe. Er wolle aber morgen mit dem Frühesten aufstehen, mit den Hähnen, und wir könnten uns fest auf ihn verlassen.

Sciacca, den 13. Februar.

Von Castelvetrano nach Sciacca zu gelangen ist schwierig und in gegenwärtiger Jahreszeit häufig geradezu unmöglich. Es giebt nämlich keinen fahrbaren Weg zwischen beiden Orten, nur mit Maulthieren kann man die fünf deutsche Meilen lange Strecke zurücklegen. Man trifft unterwegs nicht eine einzige Ortschaft, der Weg ist völlig einsam und deshalb verrufen. Das schlimmste Hinderniß sind aber die vielen Flüsse, welche — wie Du auf der Karte sehen wirst, — aus dem Innern des Landes kommend, sich an dieser Uferstrecke ins Meer ergießen. Es existiren keine Brücken über diese Flüsse, man muß sie auf hochbeinigen Maulthieren oder Pferden durchreiten. Hat es stark geregnet, wie es in dieser Jahreszeit häufig der Fall ist, so sind sie unpassirbar, besonders der Fiume Belici,

der größte unter ihnen. Uns kam es sehr darauf an, diesen Weg nach Sciacca zurückzulegen, um so geradesweges nach Girgenti zu gelangen, welches wir sonst nur mittelst eines ungeheuren Umweges durch die ganze Breite der Insel über Palermo erreichen konnten.

Dank der Fürsorge Don Luigi's standen heute Morgen um acht Uhr drei Maulthiere und zwei Führer vor dem „Panther" in Castelvetrano. In gewohnter Weise banden wir unsere Bagage und unsern Proviantkorb auf das eine Maulthier, bestiegen die andern, und zogen von dannen. Zuerst verfolgten wir ein kleines Stück der Straße nach Selinunt, dann schwenkten wir links ab und ritten durch sumpfiges, übrigens kultiwirtes Land zwischen Oelbäumen dahin.

Nach zwei Stunden erreichten wir den berüchtigten Fiume Belici. In Folge des Regens in der letzten Nacht wälzte sich eine ziemlich große Wassermenge trübe in seinem Bette entlang. Die Führer kratzten sich hinter den Ohren. Sie waren ungewiß, ob wir hinüber kommen würden; „wir wollen es versuchen" hieß es. Langsam rutschten unsre Maulthiere den steilen, schlüpfrigen Uferrand hinunter. Der eine Führer setzte sich auf das Gepäckthier, der andere hockte sich hinter mir auf. So ritten wir in schräger Linie in den Fluß hinein; langsam, langsam gingen die Thiere in dem wirbelnden Wasserstrom aufwärts, tastend setzten sie einen Fuß vor den andern. Als wir so allmählig in die Mitte des Flusses gelangten, mußten wir die Beine in die Höhe ziehen, um mit den Füßen nicht in's Wasser zu reichen. Es ging gerade eben gut! Das Wasser spülte den Thieren bis dicht unter den Bauch; wäre es nur etwas höher gewesen, so hätten sie sich nicht gegen den reißenden Strom halten können. Nun waren wir drüben und damit hatten wir gewonnen, denn der Belici, das wußten wir, war bei Weitem der wasserreichste und reißendste unter den zu passirenden Flüssen.

Froh über das Gelingen ritten wir weiter, durch hügeliges Land, auf schlüpfrigen Pfaden. Die Maulthiere rutschten wieder

und wieder aus, aber keines kam zu Fall. Mehrere große Heerden schön gehörnter Rinder begegneten uns und links, eine Stunde landeinwärts, sahen wir das Städtchen Menfrici malerisch auf einer Höhe liegen. Das Wetter, welches am Morgen zweifelhaft schien, war inzwischen hell und warm geworden.

Auf der Hälfte des Weges, nach vierstündigem Ritt, machten wir auf einer kleinen sonnigen Wiese Halt. Wir entluden das Gepäckthier, setzten uns auf unsere Koffer und verzehrten unsern Proviant. Es war ein köstlicher, heimlicher Platz an dem wir lagerten, ein blumenreicher Rasen, von einer kleinen Quelle durchrieselt, deren frisches Wasser die Maulthiere mit Gier einsogen. Daneben ein Paar Haselbüsche in denen die Vögel sangen. Nicht weit davon weidete eine Schaafheerde, der Hirt blies sich ein lustiges Stück auf der Schalmei. Wonnige, weiche Frühlingsluft strich über die grünen Hügel.

Aber wir durften uns nicht lange idyllischem Träumen hingeben, denn noch stand uns die Hälfte des Weges bevor. Bald hieß es: „avanti, avanti"!

Kurze Zeit darauf erreichten wir das Meer und nun zogen wir wohl zwei Stunden immer am Strande entlang. Wir ritten des festeren Sandes wegen ganz dicht an der Brandung, der Schaum umspülte häufig die Hufen der Thiere. Und dann kamen wir an Stellen, wo der Strand so schmal war, daß wir wirklich durch die Brandung reiten mußten, während die Führer am Uferrande entlang kletterten. Auch mehrere seichte Flüsse hatten wir zu passiren, dann hockten die Leute wieder hinter uns auf.

Nun denke Dir, was das für ein herrlicher Weg war! Unsre Herzen wurden weit, dann und wann jauchzten wir auf vor Freude über den wundersamen Ritt am frischen Meeresstrande. Wir konnten nicht schweigen, wir jubelten und sangen ein Lied nach dem andern, in überschwellender Wanderlust, und das Meer begleitete uns mit sanftem Rauschen.

Endlich versperrte uns ein Vorgebirge den Weg, wir ritten quer über den breiten Rücken hinweg und erreichten jenseits wieder den Strand. Nun lag vor uns, hoch an der Bergwand, höchst malerisch Sciacca, das Ziel unsrer Reise. Noch eine gute Stunde lang zogen wir an der Brandung hin, dann ging es den Berg hinan und gegen fünf Uhr langten wir vor dem Albergo der Donna Maria Chiarella an. Das kleine Haus sah wenig einladend aus, aber wir waren zu müde und hungerig, um zu untersuchen, ob es möglicherweise einen besseren Gasthof in dem Neste gäbe.

Unsere Maulthiertreiber waren ein Paar ganz merkwürdige Kerle. Dann und wann unterwegs begannen sie aus uns vollständig unerfindlichen Gründen ein unendliches Gelächter. Als sie nun auf unser Zimmer kamen um ihr Geld zu holen, fingen sie wieder an, ganz unmäßig zu lachen, und das war uns so sonderbar, daß wir — schwach wie wir nach dem langen Ritte waren — gleichfalls in ein unbezähmbares Gelächter ausbrachen. Schließlich trieben wir die Narren mit unsern Stöcken zur Thür hinaus. Es ist wirklich etwas Afrikanisches in diesen Sicilianern, manche sind halb wild.

Girgenti, den 14. Februar.

Klingt das nicht schön, „Donna Maria Chiarella"? Stellt man sich unter diesem wohllautenden Namen nicht ein stolzes, herrliches Weib vor? Wir wurden bitter enttäuscht. Donna Maria Chiarella ist eine alte, häßliche Person, mit einer unerträglich gellenden Stimme, die keifend im Hause herumfährt. Für unser schlechtes Essen und geringes Quartier überreichte uns die Gute heute Morgen eine unverschämte Rechnung. Wir strichen kaltblütig, was uns zu viel dünkte, ein Verfahren durch welches wir sichtlich in ihrer Achtung stiegen. „Baccio la mano" sagte sie als wir ihr den Rest einhändigten, „kommen die Herren doch ja bald wieder, solche Kavaliere beherberge ich gern".

Wir waren früh aufgestanden und besahen in den Morgenstunden Sciacca. Eine kleine Piazza mit schöner Aussicht auf das Meer, ein Paar leidliche Hauptstraßen, ein Palazzo mit zierlichem Garten, ein malerisches Kastell; im Uebrigen enge, krumme Gassen, und unglaublich schmutzige Häuser. Auf dem Markt ein Gewimmel von Landleuten, Städtern, Schiffern und Fischern. Die Männer bronzefarben, die Beimengung afrikanischen Blutes unverkennbar, wilde Gesichter und Geberden, Piraten wie sie im Buche stehen. Die Frauen klein, mager, abgearbeitet, nichts Hübsches an ihnen als ihre funkelnden Augen.

Gegen zehn Uhr kam das Dampfboot in Sicht, mit dem wir nach Girgenti wollten. Es fährt nur einmal in der Woche hier an der Küste entlang und kam uns sehr zur rechten Zeit. Die Landtour von Sciacca nach Girgenti soll sehr anstrengend und in keiner Weise belohnend sein. Das Dampfboot kam, aber ob wir an Bord gelangen würden war sehr zweifelhaft. Ein steifer Scirocco wehte gerade auf die Küste zu, und nur mit großer Mühe gelang es unsrer Barke durch die Brandung zu kommen, und sich gegen den Wind dem weit draußen liegenden Dampfschiff zu nähern. Gottlob sollte ein General von Bord geholt werden, sonst wäre wohl kaum ein Boot hinausgegangen und sonst hätte das Dampfschiff wohl auch garnicht vor Sciacca still gehalten.

Einem deutschen Seemann hätten die Haare zu Berge gestanden über die heilose Wirthschaft an Bord der Barke. Keine Spur eines Kommando's, kopfloses Abarbeiten, Gestikuliren, unendliches Fluchen und Schimpfen. Und dabei schlug eine Spritzwelle nach der andern über Bord!

Wir freuten uns, als wir endlich sicher auf dem Deck des Dampfschiffes standen, welches sofort davon fuhr. Ein schwerer Sciroccoregen troff herunter und zwang uns in der Kajüte Schutz zu suchen. Die Küste, obwohl wir in geringer Entfernung an ihr entlang fuhren, war kaum zu sehen. Niedrige Berge von Regenwolken umhüllt.

Nach etwa drei Stunden erreichten wir Molo di Girgenti, auch Porto Empedocle genannt, den Hafen Girgenti's. Im triefenden Regen mußten wir in eine an der Seite des Schiffes gewaltig auf und abtanzende Barke hineinturnen, in triefendem Regen ruderte man uns, wieder mit vielem Geschrei, in den Schutz des kleinen Molo's und an's Land. Dieses Mal ging es rasch, der Wind trieb uns von selbst an's Ufer.

Wir flüchteten in ein kleines Kaffehaus, trockneten einigermaßen unsre nassen Mäntel und fuhren dann mit einem Wagen nach der Stadt Girgenti, welche eine kleine Stunde landeinwärts auf hohem Berge liegt.

Im „Albergo centrale" haben wir ein reinliches und helles, wenn auch enges Quartier gefunden. Gegenüber liegt eine Trattoria, deren Leistungen zufriedenstellend sind. Die kleine Stadt kommt uns nach allen den Nestern, die wir durchreist haben, wie ein höchst moderner und bequemer Aufenthalt vor. Hier wollen wir nun einige Tage Rast machen, und uns der schönen griechischen Ruinen und der anmuthigen Landschaft freuen, welche die Stadt umgiebt. Der Regen wird hoffentlich aufhören.

Von hier giebt es eine schnelle und direkte Postverbindung nach Palermo, deshalb säume ich nicht, diesen Brief abzusenden. Ich weiß nicht, ob es mir bei der knappen Zeit, die mir unterwegs zum Schreiben bleibt, gelungen ist, Dir eine Vorstellung davon zu geben, wie reizvoll eine solche Reise durch Sicilien ist. Ganz seitab vom großen Zuge der Reisenden schlagen wir uns durch's Land, zu Wagen, zu Pferd, zu Esel, zu Fuß, wie es gerade kommt, heute auf geebneter Straße, morgen durch pfadloses Terrain. Da erlebt man nun einmal alle die Reise-Abenteuer, von denen uns unsre Großväter erzählen. Das ist wirklich aktives Reisen, kein passives Befördertwerden.

XXXX.

Girgenti, den 16. Februar 1876.

Girgenti liegt auf einem etwa tausend Fuß hohen Berge, eine halbe deutsche Meile von der See entfernt. Wenn wir auf das flache Dach unsres kleinen Albergo's steigen, so übersehen wir eine weite hügelige Ebene, die sich von der Stadt nach dem Meere zu sanft abdacht. Zwei Flüsse kommen aus dem Innern des Landes zu beiden Seiten der Stadt hervor, sie vereinigen sich in der Mitte der Abdachung und fließen gemeinschaftlich in's Meer. Diese Flüsse hießen im Alterthum der Akragas und der Hypsas, und in der gabelförmigen Fläche, welche sie umschließen lag Akragas, von den Römern später Agrigentum genannt, eine der größten und prachtvollsten griechischen Städte. Auf dem Berge, da wo das jetzige Girgenti steht, war die Akropolis.

In Gregorovius „Wanderjahren" sind die Nachrichten über das alte Akragas übersichtlich zusammengestellt. Zur Zeit ihrer Blüthe hatte die Stadt 800,000 Einwohner. Von dem Reichthum ihrer Bürger, von dem üppigen und auch in edlem Sinne genußreichen Leben derselben erzählen die alten Schriftsteller Wunderdinge. Im Jahre 406 vor Christo wurde die Stadt von den Karthagern zerstört. Seitdem ist es mit ihrer Herrlichkeit vorbei; sie wurde zwar wieder bevölkert nachdem sie lange Zeit vollständig wüst gelegen, gelangte aber niemals wieder zur Blüthe.

Aus jener alten Ruhmeszeit sind eine Anzahl Tempelruinen auf uns gekommen, welche zu den schönsten gehören, die ich bisher

gesehen. Einer derselben, der sogenannte Konkordiatempel, ist fast ganz erhalten, es fehlt eigentlich nur das Dach. Sieht man ihn von unten oder gerade von vorn, so bemerkt man diesen Mangel nicht und hat den köstlichen Anblick eines vollständigen dorischen Tempels. Wem etwa die Schönheit der griechischen Bauart noch nicht in die Seele gedrungen, der wird sie bei diesem Tempel begreifen. Die wundervolle Harmonie der einzelnen Theile, der einfache Adel der Linien, die Würde und Heiterkeit des gesammten Baues müssen jeden bezaubern.

Nächst diesem ist der Tempel der Juno Lucina am besten erhalten. In ihm befand sich ein hochberühmtes, von Zeuxis gemaltes Bild der Göttin. Dem Künstler wurde gestattet, sich die fünf schönsten Jungfrauen der Stadt als Modelle zu wählen. Da kann man schon malen!

Von den übrigen Tempeln sind nur noch wenige Trümmer aufrecht geblieben. Nur die Unterbauten sind im Zusammenhange erkennbar. Auf und neben ihnen liegen Stücke von Säulen, Kapitälen, Architraven, Triglyphen und Metopen in buntem Gemisch, in größerer oder geringerer Zahl. Ungeheure Mengen sind fortgeschleppt um als Material für mittelalterliche und moderne Bauten zu dienen. Merkwürdig an allen diesen Trümmern sind die riesigen Dimensionen.

Zur kunstgeschichtlichen Orientirung bemerke ich, daß diese Tempel, wie alle Sicilischen zur zweiten Periode griechischer Kunst gerechnet werden, obwohl die meisten der Zeit nach in die folgende gehören würden. Man hielt den strengeren, ernsten dorischen Styl, wie er am vollständigsten bei dem Poseidontempel von Paestum zur Erscheinung kommt, in Sicilien länger fest als im Mutterlande. Auch wird geltend gemacht, daß der zu Gebote stehende Stein zu wenig fest gewesen sei, um die Säulen — wie es in Griechenland selbst seit Perikles Zeiten geschah — weiter von einander zu rücken und jene schönsten Verhältnisse, welche die Bauten auf der Akropolis zu Athen zeigen, walten zu lassen.

Der Anblick der alten Ruinen von Girgenti ist höchst malerisch, eben so die Aussicht aus ihnen heraus. Von der einen übersieht man die schön geschwungenen Linien der erwähnten Abdachung und darüber die jetzige Stadt, von einer andern blickt man in eine üppige Wildniß von blühenden Mandelbäumen und uralten Oliven, von einer dritten in eine ernste felsige Landschaft. Von allen sieht man nach Süden unfern das flimmernde Meer; der Hauptreiz liegt aber darin, daß man von einer Ruine aus immer eine oder mehrere der andern im Bilde hat.

Zwei Tage lang haben wir uns in diesen alten Bauten umhergetrieben, die köstlichste Rast nach den anstrengenden Reisetagen. Wir legten uns stundenlang zwischen die Trümmer und freuten uns der entzückenden Aussichten. Eine herrliche Maiensonne strahlte die ganze Zeit über auf uns nieder, Blüthenduft erfüllte die Luft und die Bienen summten ihr sommerliches Lied. Und dann lullte uns ein lauer, berauschender Wind, der von Afrika her über das Lybische Meer strich, in sanften Halbschlaf und umgaukelte uns mit wonnigen Träumen. —

In Girgenti könnte ich lange leben, auch mein Reisegefährte ist entzückt von der kleinen Stadt. Wir wissen nun schon Bescheid, wie man sich's in diesen Nestern behaglich macht. Unser kleines Zimmer ist freundlich, die Betten sind reinlich und gut. Morgens früh um sieben Uhr kommt die übliche Ziegenheerde läutend durch die Stadt gezogen. Wir winken und der Hirt kommt mit einer schönen Ziege die zwei Treppen hinauf an unser Bett. Wir bewahren uns die schmackhafte Milch zum Kaffe auf. Später ist in der ganzen Stadt keine zu bekommen. Wir kennen das schon. Gegenüber in der „Trattoria Gellia" kocht man uns vorzügliche Maccaroni al burro und ebenso ausgezeichnete Fische. Von dem Dache unsres kleinen Hauses können wir die ganze Ebene mit ihren Tempeln und rothbraunen Felsen, mit ihren Kaktushecken und Blüthenbäumen bis zum Meer hinab übersehen, und wenn die Sonne untergeht so genießen wir ein Bild von unbeschreiblicher Farbenpracht!

Hier in Girgenti haben wir zum ersten Male, seit wir Palermo verlassen, einen ausländischen Reisenden getroffen, einen englischen Maler Mr. F. Ich erwähne dies, um zu zeigen, wie selten der Weg, welchen wir machen, von Fremden eingeschlagen wird. Besagter Maler wohnt in der Trattoria Gellia. Er war ganz entzückt, in uns Menschen zu finden, mit denen er sich unterhalten konnte, da er fast gar kein Italienisch versteht. Der arme Kerl ist von einem rheumatischen Anfall fast gelähmt, und kann in diesem Zustande nicht weiter. Wir konnten ihm wenigstens darin behülflich sein, daß wir ihm als Dolmetscher dienten und den Wirth veranlaßten, ihm morgen früh ein warmes Bad zu bereiten, von dem er sich viel Linderung verspricht.

Girgenti, den 17 Februar.

Girgenti ist als Handelsstadt von einiger Bedeutung. In der Umgegend liegen die hauptsächlichsten Schwefelminen Siciliens, deren Produkt von den Kaufleuten der Stadt angekauft und versandt wird. Im Sommer segeln aus Porto Empedocle mit Schwefel beladene Schiffe in alle Welt.

Augenblicklich herrscht große Aufregung unter den Handeltreibenden. Die sicilische Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Trinacria" hat fallirt, und in Folge dessen das größte hiesige Handlungshaus, dessen Verbindlichkeiten sich nach Millionen beziffern, seine Zahlungen eingestellt. Man fürchtet eine allgemeine Krisis. Also auch hier ein großer „Krach"!

Heute ritten wir sieben Miglien in's Land hinein nach dem Maccaluba, einem geologisch merkwürdigen Schlammvulkan. Als wir schon weit von der Stadt waren, stellte sich heraus, daß die beiden kleinen Jungen, die hinter uns auf den Pferden saßen gar nicht genau wußten, wo der Maccaluba sei, sie waren niemals dort gewesen. Nach manchen Kreuz- und Querritten in völlig pfadlosem

Terrain, dessen unzählige Einschnitte das Vorwärtskommen sehr erschwerten, fanden wir unsern Berg doch endlich auf. Es war eigentlich sehr wenig dort zu sehen. Auf einem flachen, nicht bewachsenen Hügel erheben sich eine Anzahl kleiner Kegel von zwei bis drei Fuß Höhe, aus denen ein wenig Schlamm mit Gasen gemengt herausquillt. Auch auf dem flachen Boden sieht man mit Schlamm gefüllte Löcher, in denen man mit dem Stocke keinen Grund findet und aus welchen dann und wann eine Gasblase emporsteigt. Ich habe mir im Voraus gedacht, daß der Maccaluba wohl kaum den mühsamen Ritt lohnen würde, aber ich hatte Doctor F. in Palermo versprochen, ihm eine Skizze desselben zu machen, welche er für ein wissenschaftliches Werk gebraucht. Dies Versprechen habe ich nun erfüllt.

Auf dem Rückwege besuchten wir eine am Wege liegende Schwefelmine. Wir stiegen mit dem Aufseher hinab bis dort, wo das Schwefelgestein gewonnen wird. Ich wollte, wir hätten es nicht gethan, denn wir bekamen nur überaus traurige Eindrücke. Da ist keine Spur einer Maschine oder mechanischen Einrichtung irgend welcher Art. Arme, nackte Menschen hauen tief unter der Erde in einer schrecklich beklommenen, heißen Luft das Gestein ab; andere, noch elendere, klettern mit den Stücken auf dem Nacken hunderte von steilen, roh in den Felsen gehauene Stufen hinan. Schweißtriefend, keuchend, scheinbar zum Tode erschöpft kommen sie oben an. Kein Negersklave kann es irgend schlimmer haben als diese elenden Geschöpfe, die unter Qualen ihr Leben verbringen, bis ein frühzeitiger Tod sie erlöst.

Warum macht man es nicht anders? Nirgend wäre eine Förderung auf mechanischem Wege leichter einzurichten, als bei diesen Gruben. Eine einfache Lokomobile mit einer Winde würde genügen. Zur Antwort sagt man mir in Girgenti: das Land gehöre durchweg großen Grundeigenthümern. Die Unternehmer der Schwefelminen seien fast überall nur Pächter, denen die Eigenthümer die

Gruben auf verhältnißmäßig kurze Zeit überließen. So könnten sie denn, abgesehen davon, daß ihnen die Kenntniß der geeigneten Maschinen meistens völlig fehle, keine dauernden Anlagen machen. Die reichen Eigenthümer seien andrerseits viel zu indolent, um die Bewirthschaftung der Gruben selbst in die Hand zu nehmen. Das größte Hinderniß seien indeß die Arbeiter selbst, welche sich gegen jede Neuerung sträubten, in der Furcht, daß sich dadurch ihr Verdienst schmälere! So mache man es denn überall so wie von Alters her; man kenne es gar nicht anders, als wie wir es gesehen.

Wahrlich hier müßte die Regierung energisch vorgehen und diesem die Arbeiter völlig ruinirenden Betriebe durch Belehrung und geeignete Gesetze ein Ende machen.

Als wir heute Abend in der Trattoria Gellia unser Pranzo einnahmen, kam auch unser lahmer Engländer wieder zu uns gehumpelt. Sein Bad hat er bekommen aber wie! Er erzählte uns folgende Leidensgeschichte. Morgens sieben Uhr, zur verabredeten Zeit, brachten sie ihm eine Wanne voll kalten Wassers in die Stube. In diese stellten sie dann einen kleinen mit glühenden Kohlen gefüllten Blechcylinder. Das war Alles. Das Wasser sollte sich auf diese Weise erwärmen. Als Mr. F. sah, daß die Kohlen verglüht seien, stieg er mit vieler Mühe aus dem Bett, um die Temperatur des Wassers zu untersuchen. Natürlich war es noch kalt. In Ermangelung eines Klingelzuges war er darauf angewiesen durch Schreien einen Aufwärter herbei zu locken. Auf seine Geberden hin brachte ihm derselbe mit einem vergnügt grinsenden Gesicht noch einen Behälter voll Kohlen. Dasselbe Spiel wiederholte sich fünf oder sechs Mal. Mechanisch stand der Unglückselige unter heftigen Schmerzen immer wieder auf, fühlte das Wasser, schrie nach ferneren Kohlen und kroch wimmernd in's Bett zurück. Denke Dir das Alles in einem teppichlosen mit Steinen gepflasterten Zimmer! Gegen 10 Uhr nahm er wirklich sein Bad. „War das Wasser denn inzwischen warm geworden, Mr. F." fragten wir den Dulder.

„Oh no, sir, it was not warm at all, the bath will not help me a bit“ lautete die resignirte Antwort.

Der direkte Weg nach Licata, unserm nächsten Reiseziel, führt über Palma an der Küste entlang. In Ermangelung einer fahrbaren Straße wollten wir diese Strecke auf Maulthieren zurücklegen. Nun beschwört uns aber der hiesige deutsche Vice-Konsul, dem wir unsre Aufwartung machten, von diesem Vorhaben abzustehen, da ein gefährlicher Bandit, Namens Salievo, mit einer Bande in den Bergen zwischen hier und Palma hause, und diesem wohl gemeinten, von kundiger Seite gegebenen Rathe müssen wir uns vernünftiger Weise fügen. Wir werden uns auf der Poststraße halten und auf dem allerdings erheblichen Umweg über Canicatti nach Licata fahren.

XXXXI.

Canicatti, den 18. Februar.

Heute Morgen um zehn Uhr fuhren wir mit der Post aus Girgenti landeinwärts in die Berge hinein. Wir saßen außen auf dem Wagen, auf einem Sitze oberhalb des Kutscherbockes, neben uns ein Carabiniere. Hinter uns auf der Bagage hockten zwei Infanteristen. Alle hatten geladene Büchsen in der Hand und einen Revolver zur Seite. Vor uns her ritten drei Leute von halbmilitairischem Aussehen, sogenannte Militi. In Gegenden, wo die Unsicherheit groß wird, bildet man aus Bürgern und Landleuten ein Sicherheitscorps, welches gegen guten Sold so lange in Dienst gehalten wird, als die Umstände es erfordern. Auch diese drei Reiter hatten die geladenen Flinten vor sich auf dem Sattel. Nicht genug damit, waren auch die vier im Innern des Wagens sitzenden Passagiere reichlich mit Schießgewehr versehen, so daß im Ganzen 10 bewaffnete Männer vorhanden waren, eine ganz respektable Kriegsmacht.

Die italienischen Carabinieri sind ein wahres Elitekorps, lauter verständige, zuverlässige, intelligente Leute. Sie entsprechen etwa unsere Gensdarmen und rekrutiren sich aus Soldaten, welche sich während ihrer Dienstzeit ausgezeichnet haben. Sie werden gut bezahlt und nehmen deshalb auch social eine günstige Stellung ein.

Auch unser Begleiter erwies sich als ein unterrichteter, liebenswürdiger Mann. Da er Piemontese war und als solcher reines Italienisch sprach, konnten wir uns gut mit ihm unterhalten. Wir

erfuhren von ihm manches Interessante über Land und Leute. Als wir nach etwa einstündiger Fahrt eine Brücke passirten erzählte er uns, hier sei am ersten dieses Monates die Post überfallen. In der Morgendämmerung dahin fahrend, sei sie durch große vor der Brücke über den Weg gelegte Steine zum Anhalten gezwungen; der eine der beiden auf dem Wagen sitzenden Carabinieri sei sodann, durch die Brust geschossen, sofort todt zur Erde gefallen, der andere durch einen Schuß schwer verwundet. Dann seien die Banditen über die Post hergefallen, und hätten alle Werthsachen geraubt, den Passagieren indeß weiter kein Leid angethan. Seit jenem Tage begleiteten sie immer sechs Mann stark die Post. Am meisten gefährdet sei stets der vorne sitzende Carabiniere, fügte er hinzu. Die Banditen betrachteten jeden solchen als ihren persönlichen Feind. Sie seien im Stande, ihn aus dem Hinterhalte vom Bock zu schießen, auch wenn es gar nicht auf eine Beraubung der Post abgesehen sei. Eine piquante Mittheilung für den, der Schulter an Schulter mit dem Betreffenden sitzt!

Unter diesen traulichen Gesprächen erreichten wir Favarra, das berüchtigste Banditennest in ganz Italien. Der Carabiniere sagte uns, es gäbe in dem Orte kaum eine einzige Familie, von welcher nicht wenigstens ein Mitglied wegen Raub, Mord oder irgend eines andern schweren Verbrechens im Gefängniß säße. Man möchte in Italien hinkommen, wohin man wolle, in jedem Zuchthause fände man Leute aus Favarra. Die Stadt machte in der That einen schrecklich verwahrlosten Eindruck. Unheimliche, wilde Menschen, in Lumpen gekleidet, starrten uns aus ihren höhlenartigen Häusern an, als wir durch die kothigen Straßen fuhren.

Um drei Uhr erreichten wir Canicatti, einen gleichfalls berüchtigten Banditenort. In der einzigen, erbärmlichen Herberge, welche auch die Trattoria enthält, haben wir Quartier nehmen müssen. Ein schauderhafter Schmutz überall im Hause. Zu unserm Schrecken wurden wir gewahr, daß wir volle 24 Stunden in Canicatti bleiben müssen.

Die Stadt ist ganz sonderbar. Obwohl sie über 20,000 Einwohner enthält, sind doch die Straßen im Urzustande. Meistens sind sie garnicht geebnet, man hat die Häuser überall, ohne das Terrain zu planiren auf den bergigen, felsigen Boden gesetzt, der nun zwischen den Häusern in voller Naturwüchsigkeit hervorsieht. So fließt auch ein Fluß durch die Stadt, dessen Ufer unverändert geblieben sind, und den man auf verschiedenen Furthen, über Steine springend passirt. Canicatti ist im Grunde genommen trotz der großen Einwohnerzahl keine Stadt, sondern ein Dorf.

Als Neuestes erfuhren wir, daß am Abend vor unsrer Ankunft in der Hauptstraße der Stadt ein Richter, der ruhig seines Weges ging, durch einen Büchsenschuß von unbekannter Hand schwer verwundet wurde. Da der Mann vor einigen Tagen eine Anzahl Strolche verurtheilt hat, glaubt man, daß ein Angehöriger derselben sie in dieser Weise hat rächen wollen.

Canicatti, den 19. Februar.
Morgens.

Herrliches Wetter, wie alle diese Tage. Von unserm Albergo aus übersehen wir den Marktplatz. Da sitzen seit Stunden die Vornehmen der Stadt auf Stühlen in der Sonne und thun gar nichts, sie schwatzen nicht einmal. Dann und wann drängt sich eines der vielen umherlungernden schwarzen Schweine in den Kreis und stört auf kurze Zeit die beschauliche Ruhe, oder ein vorbei passirender Reiter zieht die Blicke für einen Augenblick auf sich. Aber diese Intermezzo's sind selten, sind sie vorüber, so fällt wieder Alles in das vorherige faule Hinbrüten. Wir werden von dieser Stimmung angesteckt, sitzen auf dem wackeligen Balkon, lassen uns die Sonne in den Nacken scheinen und thun auch Nichts.

Licata, den 19. Februar.
Abends.

Von Canicatti nach hier fuhren wir in einem engen, vollgepfropften Postkarren, einem wahren Marterkasten. Die Landschaft bot nichts besonders Bemerkenswerthes. Felsige, unfruchtbare Höhen, magere Weiden, mit hohen Kaktushecken umgebene Felder. Gestern fuhren wir in die Berge hinein, heute wieder heraus, der See zu.

Das Gespräch im Postwagen kam wieder auf die Tyrannen. Natürlich nehmen die Leute das Wort in der modernen Bedeutung. Sie sind stolz auf diese alten Herren; je grausamer einer war, je mehr respektiren sie ihn. Sie streiten sich förmlich darüber, welche Stadt den schrecklichsten gehabt habe. Ich kann das ganz gut begreifen. Ein „Tyrann" muß gehörig grausam sein, wenn er das nicht ist, ist er ein langweiliger Kerl. Um meine Meinung gefragt, gab ich dem Phalaris aus Agrigent die Palme. Er ließ sich bekanntlich einen bronzenen Stier bauen, um darin Menschen langsam zu rösten. Perillus, welcher diese Höllenmaschine konstruirte, brachte eine künstliche Vorrichtung im Halse des Thieres an, welche bewirkte, daß das Stöhnen der Unglücklichen wie Stiergebrüll anzuhören war. Phalaris war entzückt über diese geniale Erfindung, lobte den Künstler über die Maaßen und ließ ihn dann sogleich in dem Stier braten um zu sehen, ob er wahr gesprochen.

Einer der Herren im Postwagen war aus Girgenti. Triumphirend blickte er um sich ob der Anerkennung seines heimischen Tyrannen.

In Licata das gewöhnliche Lied. Ein einziger schlechter Gasthof und eine einzige Trattoria, welche schon geschlossen war, als wir ankamen. Gottlob haben wir Mundvorrath bei uns, so daß wir nicht hungrig zu Bett zu gehen brauchen.

Terranova, den 20. Februar.

Licata ist eine kleine Hafenstadt, welche, wie Girgenti dem Schwefelexport dient. Wir schlenderten heute Morgen in der warmen Sonne an der See umher und freuten uns der malerischen Strand-Scenen. Die „Stumme von Portici" erster Act, erste Scene. Schwarzhaarige, halb nackte Männer mit rothen phrygischen Mützen, netzeflickende Weiber, spielende Kinder, sogar eine Gruppe, welche einem Mandolinspieler lauschte. Dazu ein spiegelglattes dunkelblaues Meer. Tausendmal haben wir diese Scenen gemalt gesehen, sie in Wirklichkeit zu erblicken ist entzückend.

Gegen Mittag ritten wir weiter, auf zwei mageren Kleppern, immer den Strand entlang, nach Osten. Kein Lüftchen rührte sich. Der Strand blendend weiß, das Meer lächerlich blau. Ueber drei deutsche Meilen zogen wir so dahin, unmittelbar am Wasser, da wo der Sand feucht und hart war. Dann und wann ritten wir, um den Weg abzuschneiden durch die Dünen. Auch über einige Vorgebirge mußten wir hinüber. Sie bestanden aus einem krystallischen schwärzlichen Gypse, der in der Sonne herrlich glitzerte. In den Klüften riesige Agaven und strauchartige Fächerpalmen.

Schließlich ritten wir über eine sehr hohe und breite Düne nach Terranova hinein, das etwas vom Meere ab liegt. Auf dem etwa vier deutsche Meilen langen Wege haben wir nur ein einziges Haus gesehen und zwar ein altes Baronalschloß, das malerisch auf einem Gypsfelsen am Meere liegt, in völliger Einsamkeit, für einen Romanschriftsteller als Sitz eines Piratenchefs unbezahlbar. Außer in der Nähe dieses Hauses sind uns unterweges keine Menschen begegnet.

In Terranova angekommen, fragten wir einen des Weges wandelnden Mann nach dem Albergo. Merkwürdiger Weise war es ein Deutscher, seines Zeichens ein Apotheker, welcher in Terranova ansäßig ist und Sodawasser fabrizirt. Der brave Landsmann, der einzige weit und breit, hatte Jahre lang kein deutsches Wort gehört

und war überglücklich uns zu treffen. Er geleitete uns in den Gasthof, dann in die Trattoria und war uns in jeder Weise gefällig. Wir erzählten ihm von der alten Heimath und tranken ein fröhliches Glas Wein mit einander. Aber auch sein Sodawasser mußten wir durchaus versuchen.

Modica, den 21. Februar.

Schon um vier Uhr Morgens fuhren wir heute aus Terranova wieder fort nach Vittoria. Wir reisten mit der „Periodica", einer Einrichtung die zwischen Post und Omnibus die Mitte hält. Hier bestand sie aus einem kleinen, mit einem Pferde bespannten Wagen, in welchem außer uns noch ein anderer Passagier saß. Als es hell wurde, befanden wir uns in einem weiten, welligen Wiesenterrain. Zahlreiche Heerden ließen ihre Glocken erschallen und die Hirten bliesen ihre Morgenstückchen auf der Schalmei. Wir stiegen aus und wanderten der aufgehenden Sonne entgegen. Die schmelzenden Reiftropfen an den Fächerpalmen, welche stellenweis den Boden dicht bedeckten, funkelten wie Millionen Diamanten.

Fröhlich zogen wir dahin in dem thaufrischen Morgen, während unser armes Pferd mühsam den Wagen den schlechten Weg entlang zog. Unser Begleiter war ein Arzt aus Noto; das Männlein gestand uns, daß er sich sehr freue, so zuverlässige Reisegefährten auf diesem einsamen Wege getroffen zu haben, auf dem es nicht ganz geheuer sei, wobei er mit Behagen die kräftige Gestalt Habels musterte.

Allmählig kamen wir in beackertes Land, fruchtbarer und fruchtbarer wurde der Boden, und als wir uns Vittoria näherten, befanden wir uns in einem von Oel und Wein triefenden Lande.

Auf den Feldern, welche hier wie überall in Sicilien mit Kaktushecken umgeben sind, sieht man sehr häufig die Carruba, an welcher die Frucht wächst, die wir „Johannisbrod" nennen. Der

schöne Baum hat dunkelgrüne Blätter, welche mit der lichten Farbe der jungen Saat herrlich kontrastiren. Sein mächtiger Stamm spaltet sich nahe über der Erde nach allen Seiten in weit ausladende, dicht belaubte Aeste. So bedeckt seine Krone einen großen Kreis, im Sommer mögen die Leute wohl häufig unter sein schattiges Dach flüchten.

In Vittoria hatten wir gerade Zeit zu frühstücken und eine Flasche von dem feurigen Landeswein zu trinken, der für den besten in Sicilien gilt. Dann fuhren wir mit der Post nach Modica. In vielen Windungen führt eine Serpentine die Berge hinan, herrliche Rückblicke über die gesegnete Ebene gewährend. Als wir endlich die Höhe erreicht hatten, erblickten wir nordwärts zum ersten Male den Aetna, etwa vierzehn deutsche Meilen entfernt. Der Berg präsentirt sich von hier aus als eine stumpfe Pyramide von nichts sagender Form. Die große Höhe erkennt man daran, daß Alles, was man von ihm sieht, mit Schnee bedeckt ist. Bald war indeß der ferne Berg wieder den Blicken entschwunden, denn unser Weg zog sich in tiefe, steinige Thäler hinab.

Wir passirten Ragusa, eine alte, höchst malerisch in einem Felsenthal gelegene Stadt und erreichten kurz vor Dunkelwerden Modica. Dieses letztere liegt reizend in einem tiefen Gebirgskessel. Ein kleiner krystallheller Fluß plätschert lustig durch die Mitte der Hauptstraße. Alles ist reinlich und ordentlich anzusehen. Man könnte glauben, in einem süddeutschen Gebirgsstädtchen zu sein. Wir haben ein verhältnißmäßig gutes Wirthshaus gefunden und fühlen uns sehr behaglich.

Modica, den 22. Februar.

Heute ritten wir von Modica über eine weite Hochebene nach dem Eingange des Val d'Ispica. Wir ließen dort unsre Maulthiere und wanderten, respektive kletterten in das Thal hinunter.

Der Fluß hat sich eine tiefe Rinne in das Gestein gewühlt, an beiden Seiten ragen die Felswände steil empor. In ihnen befinden sich viele hundert Höhlen, von denen sich schwer sagen läßt, wie weit sie von der Natur gebildet und wie weit sie von Menschenhand erweitert und umgeändert sind. So viel ist augenscheinlich, daß die größeren zu menschlichen Wohnungen gedient haben und die kleineren Grabstätten waren. Die Archäologen sind sich indeß nicht einig, wann diese Höhlenstadt entstanden sein mag. Während einige sie einem vorhistorischen Volke zuschreiben, wollen andre in ihr die Nekropole einer antiken Stadt erkennen, welche erst in christlicher Zeit bewohnt worden sei. Ich weiß nicht, auf welche Funde diese Ansichten etwa basirt werden; urtheilt man nach den Höhlen selbst, so ist es nicht nöthig ihre Einrichtung zu Wohnzwecken in eine so frühe Zeit zu verlegen. Es könnten eben so wohl zur Zeit, als die Sarazenen die Südküste der Insel plünderten, Menschen in dies abgelegene Thal geflüchtet sein und sich in den Höhlen niedergelassen haben. Noch jetzt sind viele derselben bewohnt. Sie sind trocken, haben genügend Luft und Licht, und bilden im Grunde eben so gute Wohnstätten wie die elenden Häuser, welche der Landmann sich hier errichtet. Einige haben eine Reihe solcher Höhlen neben einander im Besitz, welche durch Quergänge mit einander verbunden sind. In einer wohnen sie, in der zweiten haben sie ihr Vieh, die dritte dient ihnen als Scheune und Vorrathskammer, u. s. w. An manchen Stellen liegen die Höhlen auch in mehreren Etagen übereinander. Dann befinden sich in den sie trennenden Felsschichten runde Löcher, durch welche man auf kurzen Leitern von einer in die andre steigt.

Diese Höhlen war uns sehr interessant, mehr noch aber fesselte uns die landschaftliche Schönheit des engen Thales. Wohl zwei Stunden stiegen und kletterten wir in dasselbe hinab, geführt von einem kleinen blonden Jungen. An beiden Seiten starrten die Felswände empor und im Grunde rauschte ein silberheller Bach zu Thal,

über den wir unzählige Male hinüber und herüber mußten. Jeder kleine Thalgrund, jedes mit Erdreich bedeckte Plätzchen an der Bergwand war von fleißiger Hand mit irgend welchen Nutzpflanzen bestellt. Damit wechselten dann wilde, dichte Massen von bizarren Kaktus, Fächerpalmen, Aloen und südlichen Pflanzen und Blumen aller Art, die ich nicht zu nennen weiß. Dann und wann streckte ein riesiger Nußbaum seine schöne Aeste empor, oder eine mächtige Carruba bot uns willkommene, schattige Rast. Es war so warm wie bei uns mitten im Sommer und mancher Schweißtropfen perlte uns von der Stirn. Das war ein Wetter für die Eidechsen! Zu Tausenden lagen sie auf den sonnigen Steinen; wenn sie bei unserm Herrannahen behende davon schlüpften, funkelten sie wie Smaragden.

Hätten uns die fremden Pflanzen und die Eidechsen nicht eines Anderen belehrt, wir hätten glauben können auf einer Fußtour im Harz zu sein, so heimlich und so friedlich war es in dem engen Felsenthal!

Als wir so fröhlich bergab stiegen, kamen wir an eine Stelle, wo sich der Bach mit einem zierlichen Falle in einen kleinen tiefen Felsenkessel stürzt. Unser Junge erzählte uns hier eine lange Geschichte, von der wir kein Wort verstanden, aber was er sagen wollte, wußten wir darum doch. Hier an diesem krystallhellen Borne wohnte einst die Nymphe des Thales; einen Ort von so seliger Verlassenheit, von so keuscher Jungfräulichkeit konnte sich kein Grieche unbewohnt denken!

Endlich kamen wir an das sogenannte Castello, eine Felswand, die mit Höhlen derartig durchlöchert ist, daß man wie in einem großen Gebäude darin hin und her, auf und ab steigen kann. Der Besitzer dieser Burg lud uns freundlich in seine Wohnstube ein, und erquickte uns dort mit gutem Wein und vorzüglichen, großen Nüssen. Es sah ganz wohnlich in der Höhle aus, sie war — nach hiesigen Begriffen — mit reichlichem Hausrath ausgestattet. Der gastliche Mann wies jede Bezahlung, die wir ihm in bescheidener Weise anboten von sich und geleitete uns noch ein gutes Stück auf unserm

Rückwege. Nach etwa vierstündigem Wandern, Klettern und Springen gelangten wir wieder zu unsern Maulthieren am oberen Eingang des Thales und nach ferneren zwei Stunden erreichten wir mit sinkender Nacht müde und hungrig Modica, wo uns die Maccaroni al burro köstlich schmeckten.

Syrakus, den 24. Februar.

Von Modica nach Syrakus konnten wir zwei Wege einschlagen. Der eine führt nahe der Küste entlang über Noto, durch sehr fruchtbares Land, der andere durch das Innere über Palazzolo, durch einsame und arme Gegenden. Bädeker nennt indeß Palazzolo „eine der interessantesten Städte Siciliens", da konnte man als gewissenhafter Reisender nicht im Zweifel sein, wohin sich wenden. Gott vergebe Bädeker diese Behauptung, er muß sie einem eingefleischten Archäologen verdanken!

Gestern Mittag Modica verlassend, erreichten wir nach langer Wagenfahrt durch eine öde, reizlose Berglandschaft — mit sicilischem Maaßstabe gemessen — Palazzolo, ein äußerst ärmliches Bergstädtchen mit einem jämmerlichen Albergo. Trotz unsres Hungers konnten wir von den vorgesetzten Speisen Nichts genießen. Die Maccaroni steinhart, keine Butter aufzutreiben, um sie geschmeidig zu machen, das Brod sauer, der Wein — hier zum ersten Male — von schlechtem Geschmack. Nur durch in Fett gebratene Eier erhielten wir uns am Leben.

Heute Morgen besahen wir die Merkwürdigkeiten des Ortes. An der Stelle des jetzigen Palazzolo lag einst das alte Akrae. Spärliche Reste eines Theaters und eines Odeons sind erhalten. Dann zeigte man uns alte Grabstätten in den nahe gelegenen Steinbrüchen, und uralte in die Felswand gehauene Reliefs. Alle diese Dinge sind indeß stark zerstört und nur archäologisch interessant. Künstlerische Eindrücke können sie nicht mehr bieten. Das erfreulichste

war die Aussicht von dem alten Theater, welches, wie alle in Sicilien hoch gelegen, einen schönen Rundblick über das bergige Land gewährte. Nun waren wir dem Aetna ein gutes Stück näher gekommen. Sein mächtiger schneebedeckter Rücken hob sich herrlich von dem blauen Himmel ab.

Schließlich führte man uns auf unser Fragen zu einem Geistlichen, welcher eine Sammlung von Alterthümern besitzen sollte. Der alte würdige Herr empfing uns höchst liebenswürdig, und führte uns an ein Paar Schränke, in denen seine Schätze lagen. Viele Jahre mögen sie nicht geöffnet sein, eine dicke Staubkruste lag über Allem. Es waren im Grunde genommen nur Scherben und Bruchstücke von alten Dingen. Mit Ausnahme einiger Münzen sahen wir nichts wirklich Erfreuendes.

Am meisten fesselte mich der feine alte Herr selbst, und der alterthümliche Hausrath, der ihn umgab. Man sah, hier war seit funfzig Jahren Nichts von der Stelle gerückt. Die Sonne schien freundlich in das stille Gemach, vor dem offenen Fenster streckte ein alter Feigenbaum seine Zweige aus. Tiefer Frieden sprach aus dem Allen, er lag auch auf der reinen von schneeweißen Haaren umrahmten Stirn des alten Mannes.

Mittlerweile war unser Aufenthalt in der Stadt bekannt geworden und es hatte sich die Nachricht verbreitet, wir wären gekommen „Antichità" d. h. Alterthümer zu kaufen. Als wir in unserm Gasthof wieder angelangt waren, kam eine Menge Leute, um uns alle möglichen Dinge zu Kauf anzubieten: alte Vasen, Marmorstücke, Terrakotten, Münzen, römische Schleuderkugeln, Scherben aller Art. Wir hatten große Mühe den guten Leuten begreiflich zu machen, daß wir nichts kaufen wollten.

Bei dieser Veranlassung erwähne ich, daß uns schon häufig in Sicilien antike Dinge angeboten wurden. Man findet deren noch beständig, besonders Münzen. Bauerjungen hielten uns manchmal eine Hand voll hin, die sie beim Pflügen gefunden hatten.

Heute Mittag fuhren wir von Palazzolo wieder ab, dem Meere zu. Schon drei Meilen weit sahen wir über eine mit Saatfeldern und Oelbäumen bedeckte Ebene hinweg Syrakus wie eine Insel im Meere liegen und als wir uns näherten, erglänzten die Zinnen der Stadt in dem Scheine der sinkenden Sonne. Können wohl zwei Deutsche dieses Weges ziehen ohne des Mörus, mit dem Dolch im Gewande zu denken, ohne Schillers herrliche Ballade zu recitiren? Wir freuten uns, daß wir das ganze Gedicht von der ersten bis zur letzten Strophe gemeinschaftlich zu Stande brachten, und kamen überein, daß dies Lied ein unermeßlicher Schatz unseres Volkes sei, welchen jedem Kinde mitzutheilen mehr werth sei, als irgend eine Portion realer Thatsachen.

Wir sind nun im Hôtel Vittoria in Syrakus. Uns erscheint das Wirthshaus, mit dem Andere unzufrieden sind, als ein prachtvoller Palast. Zum ersten Mal seit fast drei Wochen sind wir wieder in einem „Hôtel". Wir haben an der Table d'hôte gegessen und denken mit Behagen an die Sprungfederbetten, die uns erwarten. Eine Bequemlichkeit die man erst zu schätzen weiß, nachdem man Nacht für Nacht auf Brettern gebettet war.

Wir wollen uns in den nächsten Tagen Syrakus ansehen, dann wenden wir uns dem Aetna und Acireale zu. Dort finde ich Halliers, meine lieben vorigjährigen Reisefreunde römischen Angedenkens.

XXXXII.

Syrakus, den 25. Februar.

Unser erster Tag in Syrakus war ein richtiger Schlendertag. Wir haben es uns sehr bequem gemacht und uns gründlich ausgeruht. Zunächst ließen wir uns die Behaglichkeit, die ein civilisirtes Hôtel dem Menschen bietet, nach Herzenslust angedeihen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir uns aus unsern guten Betten erhoben, und da wir auch das Frühstück mit vieler Umsicht behandelten und ungewöhnlich verlängerten, wurde es Mittag, bis wir auf die Straße kamen.

Die Denkmäler alter Zeit, welche innerhalb des jetzigen Syrakus liegen, hatten wir bald gesehen. Der Dom ist in die Säulen eines dorischen Tempels hineingebaut, welche seltsam mit den modernen übrigen Bauformen kontrastiren. Dicht am Meere ist die Quelle der Arethusa, welche sich jetzt in ein großes halbkreisförmiges Becken ergießt. Erinnerst Du Dich der hübschen Sage?

Arethusa, eine Nymphe in Achaja im Peloponnes wurde beim Baden vom Flußgott Alpheus überrascht. Erschreckt floh sie von dannen, nackt wie sie war, verfolgt von dem verliebten Gotte. Durch Wälder und Felder, über Berge und Thäler ging der rasende Lauf, bis sie die Meereslandschaft Elis erreichte. Dort verließen sie ihre Kräfte, sie flehte zur Diana um Hülfe und diese umgab sie mit einer dichten Wolke. So war sie den Blicken ihres Verfolgers entzogen; vergebens irrte er in dem Nebel umher, die Geliebte suchend und mit zärtlichen Namen rufend. Aber was geschah nun! Die

Nymphe zerfloß in dem feuchten Nebel selbst zu Wasser; die Erde spaltete sich und der entstandene Strom floß durch unterirdische Klüfte dahin, bis er bei Syrakus wieder ans Tageslicht trat. So erklärt die Sage die auffallende Erscheinung einer süßen Quelle hart am Meeresstrande. Weiter erzählt sie, daß Alpheus auch in dem fließenden Wasser die Geliebte erkannte, und, sich selber in solches verwandelnd, ihr nachstürzte. Nicht weit von der Quelle tauchte auch er empor, dort, wo noch jetzt mitten aus den salzigen Wogen ein Born süßen Wassers emporquillt.

Auf ihrem Wege durch die Unterwelt erblickte Arethusa die Proserpina als Königin des Hades. Durch sie erfuhr Ceres den Aufenthalt der geraubten Tochter, welche sie bisher auf der ganzen Erde vergeblich gesucht hatte.

Das Schönste in Syrakus ist das marmorne Venusbild in dem kleinen, schlecht geordneten Museum der Stadt. Die Göttin ist im Begriff in's Bad zu steigen, sie läßt ihr Gewand fallen und zeigt fast unverhüllt ihren wunderherrlichen Leib. Sie ist üppig schön, diese Venus, voll göttlicher Sinnlichkeit, von unsäglichem Liebeszauber. Sie hat keinen Kopf und nur einen Arm und doch ist der Eindruck ein entzückender. Wer möchte es wagen, das Fehlende zu ergänzen!

Nachmittags nahmen wir uns eine Barke und fuhren quer über den Hafen in die Mündung des Anapus hinein. Bald darauf wandten wir uns in einen Nebenarm des Flusses, der aus der Quelle Cyane entspringt. Nur mit vieler Mühe gelang es den Bootsleuten, die Barke den engen kleinen Fluß hinauf zu bringen, denn er ist an manchen Stellen dicht mit Papyrusstauden bewachsen, welche die Sarazenen hier angepflanzt haben. Schön und kräftig, in schlankem Bogen wächst der Papyrus empor, ein dreikantiges Schilfrohr. Er endet in einer reichen Krone von haarartigem Grase, die sich anmuthig nieder beugt. Von einer Stelle des Flusses aus erblickten wir über das dichte Schilfgewirre hinweg drei einsam

stehende Palmen. Eine ägyptische Landschaft. Mein Reisegefährte, der das Land der Pharaonen kennt, sagte, genau so sähe es in den kleinen Seitenflüssen des Nils aus. Endlich erreichten wir die Quelle. Arme Cyane! Sie trat mit ausgebreiteten Armen dem Pluto in den Weg, als er auf feurigem Wagen mit der Proserpina daher gesaust kam, und beschwor ihn, seinen Raub zu lassen. Aber dieser schwang sein Scepter, der Boden öffnete sich, und donnernd fuhr der Schreckliche mit seiner schönen Beute in den Tartarus hinab. Vor Trauer um Proserpina und die Entheiligung des ihr geweihten Quelles zerfloß Cyane völlig in Thränen, sie wurde selbst zu fließendem, kornblumenblauen Wasser, wo sie bisher als Göttin obgewaltet hatte.

Ein köstlicher Ort, diese Quelle der Cyane! Ein kleines Wasserbecken, in dessen krystallhelle Fluth man tief hinabschaut. Gar einsam und verschwiegen ist es dort. Träumend beugen die Papyrus ihr Haupt gegen den blauen Spiegel, schöne Wasserblumen wiegen sich auf den leise zitternden Fluthen und große Lybellen mit fein gesponnenen, blitzenden Flügeln schweben lautlos darüber hin. Kein Lufthauch — flimmerndes Sonnenlicht, — völlige Stille rings umher. Wem es gegeben ist, mit offenen Augen zu träumen, dem ziehen bestrickende Märchenbilder durch die Seele an diesem wundersamen Orte.

Syrakus, den 26. Februar.

Heute Morgen um acht Uhr fuhren wir in Begleitung des Don Salvatore Politi, des Custoden am hiesigen Museum, zum Thore hinaus, um die Trümmer des alten Syrakus außerhalb der jetzigen Stadt zu sehen. Unser Begleiter führte uns zunächst weit landeinwärts auf die Ruinen des Forts Euryalus, welches von Dionys angelegt wurde. Von dort übersahen wir eine weite Hochebene, welche sich in dreieckiger Form nach dem Meere zu erstreckt. Wir standen auf der dem Inlande zugekehrten Spitze des Dreieckes, zu-

gleich dem höchsten Punkte der Ebene und hörten zu unserm Erstaunen, daß diese ganze weite Fläche einst bebaut war. Den Gang der alten Mauern konnten wir sehr gut mit den Augen verfolgen. Vier Stadttheile lagen auf dem Festlande, der fünfte dagegen, der älteste, an der Stelle des jetzigen Syrakus auf der Insel Ortygia, die rechts von der Hochebene im Meere liegend, nur durch eine schmale Landenge mit der Küste verbunden ist.

Uebersieht man diesen großen Stadtplan, so glaubt man gern den Berichten der Alten, daß Syrakus einst über eine Million Einwohner hatte und die größte griechische Stadt war. Und was ist übrig geblieben von aller der Herrlichkeit? Nichts als formlose Trümmer. Nichts mehr steht aufrecht von den prächtigen Gebäuden, nicht eine einzige Tempelsäule ragt empor, nur Fundamente und unterirdische Kammern bezeichnen die Stätte einiger großer Bauten. An einzelnen Bausteinen ist allerdings kein Mangel, sie sind in ungeheurer Zahl über die ganze Ebene zerstreut, aber sie geben dem Auge nirgend mehr das Bild eines Gebäudes. Fast sieht es so aus, als wenn sie garnicht von Menschenhand dahin gebracht seien, sondern von jeher dort gelagert hätten, so sehr sind sie verwittert, so wüst, so öde ist die große Ebene. Dürre Felder und magere Ziegenweiden nehmen den Raum ein, wo einst die stolze Stadt lag. Wahrlich es ist ein tiefernster wehmüthiger Anblick dieses große Grab griechischer Herrlichkeit!

Unser Führer zeigte uns von unserm weitschauenden Standpunkte aus die durch die Geschichte berühmt gewordenen Stellen der Stadt und der Umgegend. Wir sahen, wo die Athener gelagert hatten, verfolgten die Linie, in welcher sie die Stadt umschlossen hielten und ließen uns so den Hergang jener denkwürdigsten aller Belagerungen im Geiste vorüberziehen. Wer sich für griechische Geschichte interessirt, ja wer nur Sinn für den Gang der menschlichen Entwickelung überhaupt hat, den muß es ergreifen, dieses Schlachtfeld zu sehen. Ist doch das unglückliche Unternehmen gegen

Syrakus die Ursache des Falles von Athen im Peloponnesischen Kriege und somit von Folgen begleitet gewesen, deren Tragweite unabsehbar ist. Hier ist der Wendepunkt des Geschickes der griechischen Welt, der Beginn ihres Verfalles, und darum wird man für ewige Zeiten das Schicksal der Athener vor Syrakus beklagen!

Nachdem wir den Ueberblick über das Ganze gewonnen hatten, durchstreiften wir das große Trümmerfeld. Ein Theater und ein Amphitheater wurden uns gezeigt; sie sind einigermaßen erhalten, weil sie wie die meisten ihrer Art mit Benutzung der natürlichen Bodenformation in den Felsen selbst hinein gebaut waren.

Dann führte uns unser Begleiter in die Latomieen, die alten Steinbrüche. Sie sind höchst merkwürdig. Zunächst geben sie in ihrer ungeheuren Ausdehnung die beste Vorstellung von der Größe des alten Syrakus; wenn man diese gewaltigen Aushöhlungen sieht, bekommt man eine Vorstellung von der Bauthätigkeit, die hier geherrscht haben muß. Dann aber sind sie von größtem malerischen Reiz, sie haben das Aussehen tiefer Felsschluchten. Im Laufe der Zeit sind an manchen Stellen die überhangenden Steinmassen und die Decken der unterhöhlten Räume eingestürzt. Agaven und riesige Kaktus haben sich in den Spalten der Wände eingenistet, Fächerpalmen und üppig grünender, schönblättriger Akanthus umwuchern die niedergefallenen Felsstücke. Im ebenen Grunde der Steinbrüche dagegen befinden sich sorgsam gepflegte Gärten voll schöner Fruchtbäume und Zierpflanzen; bei der geschützten Lage wächst Alles wie im Treibhause. So sieht man denn ein seltsames Durcheinander von Wirkungen der Menschenhand und der freiwaltenden Natur: Ueppige Gärten, umgeben von einer großartigen Felslandschaft und köstlicher Wildniß; Blumenbeete von glühender Farbenpracht, rosige Mandelbäume, uralte Oliven und daneben dunkle Felsgrotten, mit Moos und Epheu überzogene Steinwände und Dickichte von wundersamen wilden Pflanzen.

In einer der Latomieen verzehrten wir unser mitgenommenes

Frühstück. Wir saßen unter einem großen Apfelsinenbaum in lauer Sommerluft, von üppig blühenden Rosenhecken umgeben. Ein berauschender Veilchenduft stieg von der Erde auf, und in den Zweigen sangen die Vögel zu Hunderten. Und zu alle dem eine Flasche feurigen Syrakuserwein! Was Wunder, daß uns leicht und selig zu Muthe ward! Wir stimmten ein in den Jubel der uns umgab und ließen unsre Gläser frohlockend erklingen. Viva la Sicilia! Viva Siracusa!

Um Nachtisch waren wir nicht verlegen, wir brauchten nur in die Höhe zu langen und uns die köstlichsten Apfelsinen vom Baum zu pflücken. Wir hatten dem Gärtner nicht viel dafür zu geben, kauft man doch jetzt 8, ja mitunter 12 Stück für einen Soldo, d. h. für 4 Pfennige!

In einer der Latomieen befindet sich ein Garten, welcher der Familie Landolina gehört. Dort liegt A. v. Platen begraben, von seinem Gastfreund, dem damaligen Chef des Hauses ehrenvoll bestattet. Vor einigen Jahren haben ihm deutsche Landsleute an Stelle des einfachen Grabes ein reicheres eingerichtet mit einem schönen Steine darauf, der die Büste des Dichters trägt.

Schließlich stiegen wir in die alten Katakomben von Syrakus. Meilenweit erstrecken sich die Gänge unter der Erde. Der feste Felsen erlaubte die Räume beliebig weit und hoch zu machen. So wandelt man häufig wie in großen Hallen oder Grotten einher.

In den engen Gassen von Syrakus war heute Abend viel Leben. Masken aller Art trieben ihr lustiges Wesen. In den dunkeln Schenken hörte man überall das Tambourin schlagen, bei dessen monotonem Klange sich das Volk in seltsamen, nicht eben schönen Tänzen bewegte.

Acireale, den 27. Februar.

Heute Nachmittag fuhr ich von Syrakus mit der Bahn nach Acireale, leider allein. Mein Reisegenosse hat Briefe empfangen, welche ihn veranlassen auf direkterem Wege nach Palermo zurückzukehren. So mußten wir scheiden. Wir sind uns treue Gefährten gewesen und ich habe oft die Stunde gesegnet, in welcher Habel sich ganz kurz vor meiner Abreise aus Palermo entschloß, desselbigen Weges zu fahren. Ohne ihn hätte ich die Reise bis hierher ganz allein machen müssen; es ist uns mit Ausnahme des Malers in Girgenti kein einziger Tourist zu Gesicht gekommen.

Von Syrakus bis Agosta fährt man beständig am Ufer entlang, rechts das blaue buchtenreiche Meer, links Anhöhen und Felder, vor sich den Aetna, der sich höher und höher emporhebt. Seit manchem Tage reise ich nun dem Berge entgegen, von jeder hohen Stelle unterwegs sah ich ihn, denn sein Schneehaupt ragt weit sichtbar über alle andern hervor.

Von Agosta wendet sich die Bahn in das Innere nach Lentini, dann wieder dem Meere zu nach Catania. Von dort aus fährt man nahe der Küste, über Lavaboden, durch reich bebautes Land nach Acireale.

Am Bahnhofe empfingen mich Halliers in herzlichster Weise. Sie führten mich in das dicht bei der Station gelegene Gran Albergo dei Bagni, wo ich außer ihnen noch manche meiner Bekannten aus Palermo traf. Es war gerade Zeit zur Table d'hôte, wir saßen Alle beisammen und nun gab es ein Fragen und Erzählen ohne Ende. Ich mußte meine Reiseabentheuer auskramen und tauschte dagegen alle möglichen Neuigkeiten ein. Unterwegs in Sicilien ist man ja von der Außenwelt völlig abgeschnitten. Zu der belebten Unterhaltung ein Glas vorzüglichen Weines, eine lang entbehrte ächte Havanna-Cigarre — das war einer der behaglichsten Abende, die ich je erlebt habe!

XXXXIII.

Acireale, den 28. Februar.

Von meinem Fenster sehe ich gerade aus über eine breite, sanft steigende Ebene weg auf den Aetna. Da erhebt sich der schöne Berg, majestätisch und ernst. Bei der klaren Luft kann ich jede seiner wilden Schluchten genau erkennen, sein schneeiger Gipfel bildet einen fremdartigen Ton in dem Farbenkonzert der sicilischen Landschaft.

Acireale liegt, wie alle die umgebenden Städte und Ortschaften auf der Lava des Aetna. Die vulkanischen Gebilde sind hier weit großartiger als am Vesuv, denn der ganze Landstrich zwischen dem Aetna und dem Meer besteht aus Lava. Aber die Oberfläche dieser vulkanischen Ströme, die in vielen Schichten übereinander geflossen sind, ist verwittert und überaus fruchtbar. Eine üppige Vegetation bedeckt überall die Küste, nur der äußerste Abhang am Meere selbst zeigt zerrissene und wilde Formationen.

Von einem Pavillon im Garten des Hotels sieht man die herrlich geschwungene Küste entlang nach Taormina zu, jenseits des Meeres erheben sich die fernen Berge Calabriens blauduftig aus der Fluth. Eine Landschaft von allergrößtem Styl, welche kein Maler jemals wiedergeben kann.

Acireale selbst ist ein sauberes, reiches Städtchen mit gut gepflasterten Straßen. Heute Mittag, als am Sonntag, spielte die Militairkapelle auf dem Markt. Wir standen dort nach sicilischer Sitte in der warmen Sonne, während unsere Damen auf dem

Balkon des Rathhauses saßen. Abends waren wir in dem kleinen Theater der Stadt. Ein reizendes, fein dekorirtes Haus, zierlich wie eine Pariser Bonbonnière. Für nur acht Francs bekamen wir eine der besten Logen, in welcher sechs Personen Platz hatten. Wir lachten herzlich über die vorzüglichen Possendarstellungen. Alle diese kleinen italienischen Truppen spielen überraschend gut. Unter den Zuschauern befanden sich manche Masken, welche bald in dieser, bald in jener Loge erschienen und ihre Späße trieben. Einige kamen auch zu uns, um unsern Damen sehr artig Bonbons und Zuckerwerk anzubieten.

Acireale, den 22. Februar.

In Acireale ist man recht mitten auf dem sagenreichsten Boden. Unter der ganzen Insel liegt der schreckliche Typhoeus, das Ungeheuer, welches die Erde mit dem Tartaros erzeugte, um den Untergang der Titanen zu rächen. Zeus bezwang es mit seinen Blitzen und deckte die Insel darüber hin, auf sein Haupt thürmte er den Aetna. Oftmals versucht Typhoeus, die Last abzuschütteln, dann erbebt das Land und entströmt dem Aetna der feurige Athem des Ungethüms.

Hier ist auch Polyphem der Cyklop zu Hause. Einige riesige Felsblöcke, welche unfern der Stadt in der See liegen, bezeichnet noch jetzt der Volksmund als die Steine, welche der Unhold dem edlen Dulder Odysseus nachwarf. Wie leicht erklärt sich hier diese Sage. Heimkehrende Schiffer brachten die Kunde von dem schrecklichen Berge, welchem Steine entflögen, zu den Griechen und diese, welche alle Naturerscheinungen personifizirten, bildeten daraus die Cyklopenmythe.

Nahe der Stadt fließt der Acis in's Meer, ein kleiner Bach, welcher Acireale den Namen gegeben hat. Es giebt auch ein „Acicastello" und ein „Acicatena" in der Nähe. Acis war der Lieb-

ling der Galatea, an welche der ungeschlachtete Polyphem umsonst die zärtlichsten Bitten und Verheißungen verschwendete. Als der böse Kerl einst das Liebespaar überraschte, warf er ein großes Felsstück über den verhaßten Nebenbuhler. Das Blut des Unglücklichen strömte darunter hervor, aber bald wurde der Strom heller und heller, bis er sich zur klaren Quelle verwandelte; dann barst der Fels und in der Spalte erschien der zum Flußgott gewordene Acis. Das ist nun die dritte reizende Quellensage, die ich Dir von dieser Küste erzählen kann.

Ich lese hier Ovid's Metamorphosen, welche mir glücklicherweise ein Hotelgenosse leihen konnte. Darin stehen alle diese herrlichen Geschichten, deren Lektüre hier angesichts der märchenhaften Natur von unbeschreiblichem Reize ist.

Die erwähnten Felsen, welche Polyphem dem Odysseus nachschleuderte, haben wir heute besucht. In zwei Barken fuhren wir über das Meer zu ihnen hin, eine große internationale Gesellschaft, Deutsche, Franzosen, Ungarn und einheimische Sicilianer, welche letztere uns dies Fest bereiteten. Wir erklommen — nicht ohne Mühe für die Damen und alten Herren — den größten der Felsen und verzehrten in einer Grotte ein opulentes Frühstück. Da wurden wir Alle so fidel, daß unser Jubel und Gesang weit über das Meer erscholl und die Sicilianer ihr blaues Wunder über die angeblich so kalten Nordländer bekamen. Bleibe auch einmal Einer vernünftig auf einem solchen wundersamen vom blauen Meer umbrandeten Felsen! Vor uns lag die entzückende Küste weit ausgebreitet in funkelndem Sonnenglanz und in den Gläsern perlte der feurigste Wein von schönen, heiteren Frauen kredenzt! Wer da nicht mit singen und jubeln kann, dem wäre besser, er läge längst unter dem Rasen!

den 1. März.

Heute war Fastnachtstag und demgemäß viel Spektakel in Acireale. Masken aller Art zogen in den Straßen umher und ein unaufhörliches Geknatter von Feuerwerk erschreckte Mensch und Vieh. Nachmittags um vier Uhr entwickelte sich in der Hauptstraße der Stadt ein förmlicher kleiner Karnevalscorso mit Confetti- und Blumenwerfen. Wir waren mit unsern Damen auf dem Balkon der Gemeindeschule und hatten unsern Spaß an dem ächt italienischen Treiben. Bei dieser Gelegenheit sah man auch manche hübsche einheimische Dame auf den Balkons. Im Allgemeinen leben die Sicilianerinnen der wohlhabenden Klassen sehr versteckt, man sieht, ausgenommen in den wenigen großen Städten, nur höchst selten eine elegant gekleidete Dame auf der Straße. Diese Abgeschlossenheit erinnert an orientalische Sitten.

In unserm Hôtel lebt es sich sehr gesellig. Halliers bilden den Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft. Heute Abend kamen wir auf den kindlichen Einfall, „schwarzen Peter" zu spielen. Allmählig kamen mehr und mehr Leute an unsern Tisch, um an dem harmlosen Spiele Theil zu nehmen. Einer kleinen hübschen Französin wurde das Amt übertragen, die entsprechenden Bärte zu malen, welches sie überaus schalkhaft und anmuthig verrichtete. Hatte sie einen Deutschen zu bearbeiten, so versuchte sie, ihn möglichst abschreckend aussehen zu machen, während ein reizend diabolisches Lächeln ihre feinen Lippen umspielte.

---

den 2. März.

Wir leben hier unsre Tage äußerst behaglich hin. Das Hôtel ist das beste, das ich in ganz Italien getroffen habe und die Lage überaus schön. Wenn ich in Zukunft je gefragt werden sollte, wohin wohl ein Kranker, der einen Winteraufenthalt im Süden sucht, sich wenden solle, so werde ich stets Acireale nennen. Neben dem Hôtel

ist ein prachtvoll eingerichtetes Badehaus, in welchem im Sommer Schwefelbäder gegeben werden. Von der Terrasse dieses Hauses und dem es umgebenden Garten hat man die entzückendsten Aussichten. Je nach dem man sich wendet, sieht man über das Meer, die Küsten entlang oder auf den Aetna.

Meine Augen richten sich häufig sehnsüchtig nach dem herrlichen Berge, der in seinem Schneekleide breit und mächtig aus der grünen Ebene aufragt. Ich möchte ihn gar zu gern besteigen und in seinen Krater hineinsehen. Die Aussicht von oben soll eine der weitesten der Welt sein, man übersieht fast die ganze Insel, und wer die Sonne von dort hat aufgehen sehen, der kann keine Worte finden, um die Großartigkeit des Schauspiels zu beschreiben. Aber nach den genauen Erkundigungen, die ich eingezogen habe, muß ich die Besteigung unterlassen. Im Sommer ist sie nicht sehr schwierig. Es existirt nur etwa 300 Meter unter dem Gipfel ein Steinhaus, die „Casa inglese", wohin man auf Maulthieren reiten kann. Man nimmt Proviant, Decken und Brennmaterial mit, übernachtet dort, und besteigt vor Sonnenaufgang den Krater. Dieser Aufstieg soll allerdings sehr mühsam sein. Aber jetzt liegt die Casa inglese tief unter'm Schnee; der letzte Ruhepunkt, den man erreichen kann, ist die Casa del bosco, viel weiter unten. Von dort muß man zu Fuß sechs bis sieben Stunden beständig im Schnee steigen, um den Gipfel zu erreichen. Ein vollkommen gesunder Mann kann das thun; vor Jahren habe ich selbst in der Schweiz solche Bergsteigungen ausgeführt, jetzt aber muß ich mir sagen, daß ich einer so großen Strapaze nicht mehr gewachsen bin.

Heute besuchten wir den Baron Pennisi hier am Orte, welcher die größte Münzsammlung in Sicilien besitzt. Der Herr war so freundlich, uns Stunden lang seine Schätze zu zeigen. Die griechischen Münzen Siciliens zeichnen sich durch besonders schöne Prägung im künstlerischen, wie im technischen Sinne aus. So bekamen wir manches vorzügliche Stück zu sehen.

den 3. März.

Die größte Stadt an der Ostküste Siciliens, Messina ausgenommen, ist Catania. Sie liegt wie Acireale auf der Lava des Aetna am Meere und ist von hier aus mit der Eisenbahn in einer guten halben Stunde zu erreichen. Ich brachte den heutigen Tag mit Halliers und einigen anderen Freunden dort zu. Wir sahen die Merkwürdigkeiten der Stadt und kauften uns allerhand nützliche und angenehme Sachen, die wir in Acireale nicht bekommen können.

Von Catania ist eben nicht viel zu erzählen. Es sind dort einige Reste antiker Bauten, welche indeß den Besuch nicht lohnen. Am anziehendsten war uns ein ungeheuer großes Benediktinerkloster mit einem köstlich verwilderten Garten, welcher sich in den Klüften des Lavastromes verliert, der 1669 hier niederfloß. Merkwürdig ist es überhaupt, wie in der Stadt und der Umgebung überall die Lava hervorsieht. Wir sahen eine ganze Straße, in welcher die Häuser auf einzelnen Lavablöcken wie auf Postamenten stehen, welche man mittelst 10 bis 12 Fuß hoher, hölzerner Treppen ersteigt.

Acireale, den 5. März.

Soeben kehre ich von einem zweitägigen Ausflug in das Innere der Insel zurück. Ich habe, wie Du weißt, den Plan, mehr oder minder der Küste folgend, die ganze Insel zu umkreisen, und werde diesem auch treu bleiben. Um so mehr war es mein Wunsch von irgend einem Punkte aus einmal recht ins Herz des Landes vorzudringen.

Ich fuhr gestern Morgen mit der Eisenbahn über Catania nach der kleinen Station Misericordia. Von Catania aus wendet sich die Bahn direkt nach Westen in das Innere der Insel hinein, das Thal des Dittaino allmählig hinansteigend. Anfänglich führt sie durch fruchtbares Land, dann an kahlen, von Ziegen beweideten Kuppen vorbei, schließlich durch malerische Berglandschaft. Von

Misericordia aus stieg ich, manchen Schweißtropfen vergießend, nach Castro Giovanni empor. Die Stadt liegt oben auf einem etwa 800 Meter hohen steilen Felsen, an der Stelle des alten Enna. Die Alten nannten diese Stadt „den Nabel" Siciliens, weil sie im Centrum des Landes liegt. Die Aussicht von oben ist wunderbar, man übersieht den größten Theil der Insel und bekommt mit einem Schlage ein klares Bild ihrer Beschaffenheit im Innern. Ein unabsehbares Gewirre von Gebirgsketten erstreckt sich nach allen Seiten, man sieht von den Bergen bei Termini an der Nordküste bis zum Aetna und dem östlichen Meer jenseits Catania. Die gebirgige Natur tritt dem Beschauer frappirend als die charakteristische des Landes entgegen und man erkennt, wie klein im Verhältniß die wenigen Küstenebenen sind.

Ich hatte großes Wetterglück. Seit vierzehn Tagen, so sagte man mir, herrschten in Castro Giovanni Nebel und Wind. Als ich indeß oben ankam, lag die ganze unermeßliche Landschaft im hellsten Sonnenschein da. Ich will mich lieber in keine weitere Beschreibung der Aussicht einlassen, ich gerathe mit meiner Reiseschilderung in Sicilien allmählig in Verlegenheit. Wie soll man, ohne in die ausgelassensten Superlative zu verfallen, von allen diesen wunderbaren Landschaften sprechen? Ist doch die eine immer schöner als die andere! Der Reisende wird Tag für Tag durch die mannigfaltigsten Bilder gefesselt, in der Beschreibung aber schrumpft das Alles zusammen, man kann die Unterschiede in der Kürze nicht hervorheben und läuft Gefahr, den Leser durch Wiederholungen zu langweilen. So will ich also über die Aussicht von Castro Giovanni nur sagen, daß sie eine der schönsten Siciliens und zur Kenntniß des Landes durchaus nothwendig ist.

Castro Giovanni selbst ist eine malerische kleine Stadt mit reichen Kirchen und armen Häusern, wie es deren hier zu Lande so viele giebt. Die Thalgründe, welche den Felsen umgeben, waren im Alterthum mit den fruchtbarsten Gärten, mit Wäldungen und

reichtragenden Feldern bedeckt. Ovid preist besonders die blumenreichen Auen, auf denen ewiger Frühling herrschte. Hier wandelte Proserpina mit ihren Gefährtinnen blumenpflückend umher als Pluto sie erblickte und entführte. Jetzt sieht man auf ziemlich dürftige Aecker und magere Weiden hinunter.

Da ich allein war und gesellschaftsbedürftig, ging ich Abends nach dem Casino des Ortes, wo ich auf's freundlichste aufgenommen wurde. In jedem, auch dem kleinsten Städtchen Siciliens giebt es solche Casino's, das heißt Klublokale, in welchen sich die Mitglieder versammeln, um sich zu unterhalten, zu rauchen, zu lesen und zu spielen. Genossen wird dort nichts. Meistens existiren zwei Casino's, eines für die „Nobili" und eines für die „Negozianti". Sie sind verhältnißmäßig gut möblirt und erleuchtet und sehen von der Straße einladend aus. Freund Habel und ich hielten diese Casino's im Beginn unserer Reise mitunter für Restaurationen oder Kaffehäuser, bis wir dann zu unserer Enttäuschung gewahr wurden, daß dort Nichts zu haben sei. Wer die Landesart kennt und Abends Gesellschaft haben oder Zeitungen lesen will, der gehe nur dreist in ein derartiges Casino. Die Sicilianer der besseren Stände sind außerordentlich höflich und nehmen Fremde auf das liebenswürdigste auf. Freilich muß man dann der Neugierde genügen, erzählen, weß Landes man ist, woher man kommt, wohin man geht, u. s. w. Aber das darf in Gegenden, die so selten von Fremden besucht werden, nicht Wunder nehmen.

Bei dieser Veranlassung kann ich nicht umhin, den Sicilianern überhaupt das beste Zeugniß in Betreff ihres Verhaltens gegen Fremde zu geben. Ich könnte zur Bestätigung eine ganze Reihe kleiner Erlebnisse berichten. Sie sind gefällig und zuvorkommend in jeder Weise. In Castro Giovanni — um nur das eine Beispiel zu erzählen — nahmen sich einige einheimische Herren meiner als ihres Gastes an. Ich mußte vom Casino aus mit ihnen in ein Weinhaus und darauf in ein Kaffe gehen, und es mir trotz allen

Sträubens gefallen lassen, dort von ihnen frei gehalten zu werden. In der Nacht brachten sie mich an die Thür meines Albergo's. Heute Morgen holten sie mich ab, um mir ein kleines Museum zu zeigen. Dasselbe war verschlossen und nun liefen die freundlichen Leute durch die ganze Stadt, um den Custoden aufzusuchen. Als ich wieder zur Bahn mußte, begleiteten sie mich eine halbe Stunde Wegs zur Stadt hinaus. Das ist doch einem Wildfremden gegenüber gewiß freundlich und gastlich gehandelt — wer thut denn dergleichen in Deutschland?

Leider war heute Morgen Castro Giovanni in dichten Nebel gehüllt, der sich bis zu meiner Abreise um die Mittagszeit nicht vertheilte. Im Thal war heller Sonnenschein. Ich fuhr auf demselben Wege, auf dem ich gekommen, zurück und traf eben rechtzeitig zum behaglichen Pranzo in Acireale wieder ein.

---

den 6. März

Um den Fuß des Aetna herum liegen eine ganze Reihe kleiner todter Krater. Einer derselben ist der Monte rosso bei Nicolosi. Aus ihm floß im Jahre 1669 ein gewaltiger Lavastrom, Catania streifend, in's Meer. Ich bestieg ihn heute, um der Aetnaspitze möglichst nahe zu kommen und einen Blick in die vulkanische Natur der Gegend zu thun. Der Monte rosso besteht ganz aus Schlacke und Asche, in welcher man nur sehr mühsam in die Höhe kommt. Von oben sieht man ringsum schwarze Aschenfelder, welche in Verbindung mit den braunrothen verbrannten Kraterwänden einen prachtvollen Farbengegensatz zu der umliegenden üppig grünen Landschaft und dem schimmernden Meer bilden. Nicolosi, das Städtchen, von welchem aus die Aetnabesteigungen unternommen werden, liegt noch ganz auf diesem Aschenboden. Das ganze kleine Nest sieht unglaublich ärmlich, düster und ungastlich aus. Alles darin ist von Lava gebaut, Kirchen, Häuser, Treppen und Gartenmauern. Die

Straßen sind mit demselben Material gepflastert, Alles ist grau in grau. Man glaubt eine Photographie zu sehen, ein Stereoskopbild, nicht eine wirkliche Stadt.

Leider sind nun die schönen Tage von Acireale vorüber. Wir rüsten uns zum Aufbruch. Morgen Mittag fahren wir nordwärts, zunächst nach Taormina. Obwohl uns noch des Schönen viel bevorsteht, verlassen wir unser liebes Acireale mit schwerem Herzen. Es war gar zu angenehm, dies gesellige Leben in dem vorzüglichen Albergo, in dem gastlichen Städtchen, in der wundervollen Natur! Wir fühlen Alle, daß wir Etwas aufgeben, was nicht wieder erlangt werden kann und wissen jetzt schon, daß wir uns noch oft im Leben nach diesen Tagen harmonischen Daseins und reichen Genusses zurücksehnen werden.

XXXXIV.

Taormina, den 8. März 1876.

Taormina ist die Perle Siciliens, das sagen Alle die es kennen, das wissen Alle, die jemals eine Reisebeschreibung über Sicilien in die Hand genommen, das verkünden die Maler aller Orten.

Es ist wirklich so. Taormina ist der schönste Punkt dieses schönsten Landes. Auf einer kleinen Ebene liegt es, in den Küstenbergen, hoch über dem Meere, an der Landseite von gewaltigen Felsen umrahmt. Außerhalb der Stadt sind die Ruinen eines griechischen Theaters erhalten. Von der Mitte des Zuschauerraumes aus sieht man durch die malerischen Trümmer der alten Scene hindurch und über sie hinweg meilenweit die Küste nach Süden entlang. Einige kleine Ortschaften liegen tief unten am schmalen weißen Strande. Die silbernen Brandungswellen, welche dem Meere entsteigen, schlängeln sich bis zu den hellen Häusern hinan. Jenseits des Strandes erheben sich grüne Berge, in weichen Linien steigt einer hinter dem andern vom Meere auf. Je ferner sie sind, je weicher und duftiger die Farben, bis am Horizonte Berge, Luft und Wasser in ein einziges schimmerndes Dunstmeer zusammen fließen. Ueber den vorderen Bergen aber, etwas landeinwärts, ragt der schneeige Aetna empor, breit hingelagert, ernst und gewaltig, der schönste der Berge. Wendet man sich noch ein wenig mehr, so schließen schroffe, bizarre Felsen, himmelhoch emporragend, die Aussicht.

Steigt man in dem Theater empor bis auf den Rand seiner Rundung, so breitet sich nach Norden eine felsige Küste aus. Köst-

liche graue Vorgebirge, scharf umrissen, lagern sich eines vor das andere; große Steinblöcke liegen nahe am Ufer einzeln in der blauen Fluth. Wie die Brandung sie umtost! Von Nordosten her blicken die dunklen waldigen Berge von Aspromonte, der Südspitze Calabrien's fernher über das Meer.

Dort muß man stehen, wenn die Sonne aufgeht. Noch liegt Alles farblos in grauer Dämmerung, da blitzt es plötzlich auf an der Spitze des Aetna. Blendend hell funkelt der Schnee, tiefer und tiefer senkt sich der Glanz und bald erglüht der ganze Berg in rosigem Lichte. — Aber nun wende Dich! Da fliegt mit Blitzesschnelle der erste Sonnenstrahl über das Meer! Langsam steigt die feurige Kugel empor, in leuchtender Majestät. Nun umspielt ihr goldener Schein die Felsen und die Ruinen, nun gießt sie zauberhafte Farben über die waldigen Schluchten und die frischgrünen Saaten, nun kämpft sie siegreich den Nebel nieder, der den Fuß der Berge an der Küste umlagert. — Allerorts regt sich das Leben. Von Taormina herüber erklingen die Glocken zum Frühgebet; die Heerden ziehen zur Stadt hinaus und die Hirten grüßen sich mit Schalmeienklang; die fleißigen Fischer sind schon draußen, gleich schneeweißen Schwänen ziehen die Segel über die blaue Fluth. Wie köstlich frisch weht der Morgenhauch über das Meer, wie glitzert der Thau an dem Palmengestrüpp, wie jubeln die Lerchen empor zum sonnigen Himmel! O du wonniges Sicilien, du schönstes unter den Ländern, wo ist wohl deines gleichen auf Erden!

Messina, den 9. März.

Wir blieben zwei Tage in Taormina, Halliers, ein Herr G. aus Hamburg, der sich in letzter Zeit ganz uns angeschlossen hat, und ich. Freudig lebten wir unsre Tage dahin. Wir hatten ein kleines sauberes Albergo in Beschlag genommen; es war, als wenn uns das ganze Häuschen gehörte. Die freundlichen

Wirthe thaten ihr Möglichstes, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen.

Große Wege unternahmen wir nicht, wir schlenderten umher, saßen bald hier, bald dort, auf einer Terrasse oder einem Felsenvorsprung und freuten uns der Sonne und der entzückenden Aussicht. Am meisten zog uns das Theater an. Stundenlang lagen wir in dem hohen Grase, das die Zuschauerreihen überwuchert und schauten träumend in die paradiesische Landschaft. Dann wieder gingen wir in der Stadt umher, betrachteten die seltsamen alten Thore, die sarazenischen Paläste, deren noch einige erhalten sind, und alle das wunderliche Häusergerümpel, welches jeder kleinen italienischen Stadt einen so hohen malerischen Reiz giebt. Natürlich sahen wir auch eine Menge köstlicher Genrebilder, wie ich sie nun schon häufig beschrieben habe. Hier in Taormina kam hinzu, daß der Menschenschlag ein sehr schöner ist. Wir sahen viele anmuthige gluthäugige Weiber. Besonders entzückten uns die Scenen am Brunnen. Sie tragen das Wasser in schönen, antik geformten Krügen auf dem Kopfe. Die Anmuth, mit welcher sie ihre Krüge füllen, sie auf den Kopf setzen und dann leicht und sicher davon schreiten, ist bezaubernd. Das Reizendste aber waren die Kinder, deren uns häufig eine Menge umschwärmte, da wir anfangs etwas freigiebig mit unsern Soldi's gewesen waren. Es ist ganz unmöglich, diesen kleinen wunderschönen Geschöpfen zu widerstehen, so lange man noch ein Kupferstück in der Tasche hat. Sie blicken einen gar zu beweglich mit ihren großen blauschwarzen Augen an und strecken ihre kleinen Hände so flehentlich und schalkhaft aus. Wären sie nicht so furchtbar schmutzig, man möchte sie trotz ihrer Lumpen umarmen und ihnen einen Kuß auf den rosigen kleinen Mund geben. Wer doch solche köstlichen, schneeweißen Zähne hätte!

Nun ist unsre kleine Gesellschaft auseinander geflogen. Herr G. ist nach Acireale zurückgekehrt, Halliers und ich sind heute Mittag nach Messina gereist. Meine Freunde haben sich eingeschifft, um

nach Palermo zu fahren und ich sitze nun ganz allein in der langweiligen Stadt. Die Straßen sind gerade und nichts sagend. Alles ist modern und charakterlos, da Messina nach dem furchtbaren Erdbeben vom Jahre 1783 gänzlich neu aufgebaut wurde. Freilich ist die Lage der Stadt schön genug, aber wenn man von Taormina kommt, ist man etwas abgestumpft gegen andere Landschaften. Der Hafen ist geräumig und belebt, hinter der Stadt erheben sich ringsum hohe, felsige Berge und über die Meerenge hinweg sieht man die waldige Küste von Calabrien.

Cefalu, den 12. März.

Von Messina bis hierher bin ich in zwei Tagen gereist, ein tüchtiges Stück Weges in so kurzer Zeit. Heute halte ich Rast. Ich habe die ganze Reise oben auf der Diligence zurückgelegt; in Patti hielt ich eine kurze Nachtruhe, im Uebrigen war ich beständig unterwegs. Ich sah von meinem Bock aus an beiden Tagen die Sonne auf und niedergehen und den Mond scheinen. Gesicht und Hände sind gänzlich braun gebrannt und von Chausseestaub imprägnirt, ich sehe aus wie ein verwetterter Seemann.

Von Messina aus führt die Poststraße quer über die nordöstliche Spitze der Insel. In vielen Windungen ersteigt sie den hohen Gebirgspaß, welcher zur Nordküste leitet. Kaum ist Calabrien, die Meerenge von Messina und die Stadt den Augen entschwunden, so öffnet sich der Blick auf die fruchtbare Küsten-Ebene von Milazzo, auf das nördliche Meer und die Liparischen Inseln. Ich will nicht versuchen, diese großartigen, weit umfassenden Aussichten zu schildern. Mein Farbenkasten geht auf die Neige. Du kennst ja nun auch schon die Töne sicilischer Landschaft. Daß diese Aussichten von der Höhe des Gebirges, welches das östliche Meer von dem nördlichen scheidet, entzückend sind, lehrt Dich schon ein flüchtiger Blick auf die Landkarte.

In den Bergen begegneten uns Schaaren von Frauen und

Mädchen, welche auf den Köpfen runde, ganz flache Körbe von wenigstens einem Meter Durchmesser trugen, die mit Sardinen gefüllt waren. Ich freute mich über den Anblick der Weiber, die so sicher und anmuthig mit ihrer Last dahinschritten, wunderte mich aber, daß man Fische dem Meere zu, nach Messina trage. Da hörte ich denn von dem Postillon, die Frauen kämen von Milazzo her. In Messina sei eine Fabrik, welche Sardinen in Oel einmache. In Milazzo seien viele Fischer zu Hause und dort würden auch große Mengen Sardinen gefangen. Sei nun der Wind, wie heute, ungünstig, so könnte der Fang nicht per Barke nach Messina gebracht, sondern müßte zu Lande dort hin befördert werden. Die Fische würden nur genommen, wenn sie ganz frisch seien. In einem Wagen könne man sie auch nicht hinfahren, durch das Rütteln würden die feinen Fische unansehnlich, und die Körbe seien so flach und groß, damit nur wenige Schichten übereinander lägen. Das ist Alles ganz in Ordnung, nun höre aber, daß von Milazzo nach Messina 22 Miglien oder $4^1/_2$ deutsche Meilen sind, daß ein solcher Korb Fische einen Centner wiegt und daß die armen Weiber diese Last für 2 Francs, sage zwei Francs des Nachts über die hohen Berge tragen. Und dabei sah ich manche von ihnen scherzend und lachend unter ihrer schweren Bürde dahin gehen. Nun nenne einmal Einer die Sicilianer ein faules Volk!

Milazzo selbst berührten wir nicht. Es liegt abseits von der Hauptstraße auf einer Landzunge im Meere. Wir hielten kurze Mittagsrast in Barcelona und fuhren durch die fruchtbare Küstenebene weiter. Zur Rechten sahen wir die fernen Liparischen Inseln, einzelne Berge, welche sich steil aus der Fluth erheben. Die Luft war so klar, daß man nicht nur die Umrisse völlig scharf erblickte, sondern auch manche Einzelheiten unterscheiden konnte. Und doch liegen diese Inseln durchschnittlich 6 deutsche Meilen von der Küste. Ja sogar den Vulkan Stromboli, die nördlichste von ihnen, welche 10 Meilen entfernt ist, konnte ich deutlich erkennen.

Charakteristisch für die Ebene von Milazzo sind die vielen kleinen Flüsse, welche, sie durchschneidend, dem Meere zu fließen. Die Thäler, aus denen sie kommen, sind sehr steil und die Küste ist sehr flach. Regnet es einmal tüchtig, so stürzt sich plötzlich eine gewaltige Wassermenge die Berge hinunter, welche sich dann in der Ebene in die Breite dehnt. So sieht man enorme Flußbetten, in denen sich bei trockenem Wetter nur ganz kleine Rinnsale entlang winden. Ich sah solche, welche eine Breite von mehreren tausend Fuß hatten, während das Wasser kaum zehn maß. Natürlich liegen alle diese Flußgebiete unkultivirt da; der Boden ist mit Kieseln und Gerölle bedeckt, über welches man mühsam dahin fährt. Die Regierung beginnt damit, diese Flußbetten einzudämmen und durch lange Brücken zu überspannen, eine sehr kostspielige und schwierige Arbeit. Jetzt fährt man noch fast überall quer durch die Flüsse selbst und bei Regenwetter ist der Verkehr unterbrochen.

Nach Westen zu wird die Ebene von Milazzo durch das hohe Capo Tindaro geschlossen, auf welchem die Trümmer des alten Tyndaris liegen. Wir fuhren über das schön geformte, breite Vorgebirge hinweg und erreichten mit einbrechender Dämmerung Patti. Ich weiß von dieser Stadt nur zu berichten, daß sie etwas seitab vom Meere in den Bergen liegt, und daß in dem Wirthshause die Maccaroni und die Betten übereinstimmend hart sind. Trotz meiner Müdigkeit konnte ich nicht schlafen, ungebetene Gäste ließen mich nicht dazu kommen.

Um vier Uhr am andern Morgen saß ich schon wieder auf dem Bock. Als die Sonne in unserm Rücken aufging, waren wir bereits ein tüchtiges Stück zur Stadt hinaus. Den ganzen Tag fuhren wir an der Küste entlang, bald hart am Meere, bald etwas landeinwärts. Immer neue Bilder zogen vorüber. Wilde, von Schluchten zerrissene Berge und sanfte grüne Matten, freundliche Städte an der Küste und zerfallene Raubnester auf den Höhen, wüste, ausgetrocknete Flußbetten und paradiesische Gärten, bizarre Kaktus-

hecken und dichte Gebüsche von Myrthen und Oleandern. Bald fuhren wir ganz unten am Seestrande hin, bald überstieg der Weg hoch über der Fluth ein felsiges Vorgebirge. Der Himmel den ganzen Tag lang wolkenlos, die Sonne strahlend wie bei uns im Juni, jede noch so ferne Bergform haarscharf umrissen, auf der blauen See einzelne blendend weiße Punkte, Segel von meilenweit entfernten Schiffen.

Als es schon Nacht war, fuhren wir noch ein Mal über ein hohes Vorgebirge. Der Vollmond beleuchtete magisch die Ruinen eines alten Kastelles auf der Spitze und bedeckte das leicht gekräuselte Meer tief unter uns mit blendendem Silberglanze.

Endlich rasselte der Wagen durch die engen Straßen von Cefalu. Todtmüde und steif von dem zweitägigen Fahren wankte ich in's Wirthshaus. Ohne zu Nacht zu essen legte ich mich in's Bett und schlief einen langen und tiefen Schlaf. —

Cefalu ist eine reizende kleine Stadt. Sie liegt hart am Meere unter einem hohen, steilen, fast überhangenden Felsen. Ein kleiner Molo, an dessen Außenseite die Brandung hoch aufspritzt, umfaßt den Miniaturhafen.

Cefalu besitzt einen merkwürdigen alten Dom, von König Roger aus Dankbarkeit für seine Errettung aus dringender Seegefahr Christus und den Aposteln errichtet. Zwei mächtige Thürme treten an beiden Seiten der Façade hervor, zwischen ihnen befindet sich ein Portikus. Das Ganze hat etwas unverkennbar Nordisches, das einen seltsam anheimelt an dieser fernen südlichen Küste. Die Tribuna ist mit Mosaiken griechischen Styles geschmückt, welche sowohl hinsichtlich der Zeichnung als der Ausführung für die besten in Sicilien gelten. Besonders schön und milde ist ein großes Christusbild. Neben der Kirche liegt ein Kreuzgang mit phantastischen Säulen, welcher an den von Monreale erinnert.

Heute Nachmittag bestieg ich den hohen Felsen über der Stadt. Ein Hirtenjunge führte mich auf steilen Pfaden hinauf. Da sah

ich wieder viele Meilen die Küste entlang vom Monte Catalfano bei Palermo bis zur Landzunge von Milazzo. Auch die Schneespitze des Aetna konnte ich sehen. Wehmüthig nahm ich Abschied von dem lieben Berge.

Während ich dieses schreibe, hat sich ein kleines süßes Mädchen von sechs oder sieben Jahren zu mir in's Zimmer geschlichen. Nachdem es alle meine Sachen neugierig betrachtet und in meinem kleinen Koffer herum gekramt hat, sitzt es nun ganz ehrbar bei mir am Tische und kritzelt mit einem Bleistift auf einem Bogen Papier, den ich ihm Preis gegeben habe. Es schreibt auch einen Brief. Wir können gegenseitig kein Wort von einander verstehen, vertragen uns aber sehr gut.

Palermo, den 13. März.

Von Cefalu fuhr ich heute Morgen mit der Post nach Cerda und von dort mit der Bahn über Termini nach der Bagaria, einem Landstädtchen nahe bei Palermo. Eine kleine Stunde entfernt davon, auf einem Felsen am Meer liegen die Trümmer von Solanto, ursprünglich eine phönizische Feste. Die Straßen und Treppen der alten Stadt sind sehr gut erhalten, von den Gebäuden ist nicht viel Interessantes übrig. Das Schönste war wiederum die Aussicht auf das Meer und den von hohen Bergen umsäumten blühenden Küstenstrich. Nach Osten zu sah ich nun wieder Palermo, die Conca d'oro und den Monte Pellegrino, lauter liebe Bekannte.

Dann besuchte ich die Villa Palagonia, welche in der Stadt selbst gelegen ist. Goethe spricht ausführlich über dieselbe und erzählt viel von den abgeschmackten Statuen, mit denen der Garten verziert ist. Sie sind noch vorhanden, wenn auch nicht alle mehr an ihrer ursprünglichen Stelle. Es sind in der That die albernsten Sachen, lauter dumme Karrikaturen, und Goethe hat ganz recht, wenn er heftig auf diesen „Palagonischen Unsinn" schilt.

Abends traf ich in Palermo ein. Die Gäste in der Trinacria waren eben in dem üblichen Geplauder nach Tische begriffen, unter ihnen Halliers, Habel und mehrere mir von meinem früheren Aufenthalt Bekannte. Da gab es einen fröhlichen Empfang und ein lebhaftes Gespräch bis tief in die Nacht.

Palermo, den 14. März.

So bin ich nun also wieder in Palermo. Fünf Wochen und zwei Tage habe ich einschließlich der Villeggiatur in Acireale gebraucht, um die Insel zu umkreisen. Es war die köstlichste Reise, die ich je gemacht, und die man vielleicht überhaupt in der Welt machen kann. Ich hätte die größte Lust, morgen wieder aufzubrechen und noch einmal denselben Weg zu machen. Abgesehen davon, daß ich die wunderschönen Gegenden wieder durchstreifen möchte, würde es mich locken, die Sitten und Zustände des Landes näher kennen zu lernen. Auf einer solchen ersten Reise in völlig fremden Verhältnissen ist man unbeholfen und weiß nicht anzuknüpfen. Nun ich ein wenig die Landesart kenne, wüßte ich es besser anzufangen. Ich würde mit oder ohne Empfehlungen überall direkt in die Casino's gehen und mit den Einwohnern der Städte Bekanntschaft anknüpfen. Wo wir so handelten, wurden wir auf das liebenswürdigste aufgenommen, wir thaten es aber nur selten, weil mein Reisegefährte wenig Italienisch sprach und sich nicht an der Unterhaltung betheiligen konnte.

Am häufigsten verkehrten wir unterwegs mit Offizieren. In jeder sicilischen Stadt von einiger Bedeutung liegt eine Abtheilung Militair, lauter Regimenter vom Festlande. Die Offiziere trafen wir häufig in den Trattorien, und manche Stunde haben wir mit solchen verplaudert. Von ihnen ist aber Nichts über das Land zu erfahren. Sie sprechen über alles Mögliche, nur nicht über Sicilien. Sie wissen auf die einfachsten Fragen keine Antwort zu geben.

„Non so, signore, sono forestiere come lei", „ich weiß es nicht, ich bin ein Fremder wie Sie", bekamen wir oft zu hören. Sie hassen den Aufenthalt in den kleinen abgelegenen sicilischen Garnisonen und zählen die Tage bis zu ihrer Rückkehr nach dem Festlande. Aeußern sie sich einmal über Land und Leute, so pflegen sie unmäßig zu schimpfen und Alles in den schwärzesten Farben zu schildern. Man weiß dann nicht, was wahr ist und was übertrieben.

Mit den Leuten aus dem Volk, mit den Führern, Maulthiertreibern und Kutschern kann man sich nur in seltenen Fällen unterhalten. Sie sprechen meistens einen Dialekt, welcher von der Schriftsprache ebenso stark abweicht wie das Plattdeutsche von dem Hochdeutschen. Die Italiener vom Festlande versichern mir, daß sie ihn ebenso wenig verstehen als ich.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse könnte und möchte ich Dir jetzt, am Schlusse meiner Reise manches allgemein Geltende über Sicilien sagen, wenn ich nur die Zeit hätte. Aber nur noch wenige Stunden stehen mir auf der Insel zur Verfügung. So muß ich mich darauf beschränken, das Wichtigste herauszugreifen.

Das Volk macht im Ganzen einen günstigen Eindruck. Die Sicilianer sind genügsam, fleißig und intelligent. Den Boden des Landes bearbeiten sie mit großer Sorgfalt, wenn auch mit den primitivsten Geräthen. Ihr Pflug ist ein gabelförmig gewachsener Baum mit einem langen und einem kurzen Schenkel. An ersteren werden die Stiere gespannt, an letzterem sitzt das den Grund aufwühlenden Eisen. Jede Stelle des Landes, die dessen würdig scheint, ist von fleißiger Hand bebaut. Wer sich die Insel wüst vorstellt, irrt sich, sie steht fast überall unter sorgsamer Kultur. Wenn trotz des Fleißes die Landbevölkerung arm ist, so liegt der Grund an den unglücklichen Eigenthumsverhältnissen. Fast nirgends ist der Bebauer des Bodens auch der Eigenthümer; das Land gehört durchgängig großen Herren, die es an Unternehmer vermiethen. Diese verpachten es dann wiederum in kleinen Stücken an die Ackersleute. Alle

Kundigen stimmen darin überein, daß diese agrarischen Verhältnisse das Haupthemmniß für die Entwickelung der Insel sind.

Als zweiter ungünstiger Faktor wird die ausgedehnte Herrschaft der Mafia bezeichnet. Wenn Du mich fragst, was denn eigentlich die Mafia sei, so antworte ich: nach dem was ich darüber gelesen, ist sie eine geheime politische und sociale Verbindung, deren eigentliches Wesen und deren Organisation man nicht kennt. Man bemüht sich in Rom vergebens, Klarheit über sie zu gewinnen. Man weiß und bemerkt nur, daß auf der Insel eine geheime Regierung neben der staatlichen besteht, und daß die Bewohner der ersteren mehr gehorchen als der letzteren. Aus eigener Erfahrung kann ich auch nicht das Mindeste über die Mafia berichten. Ich habe häufig Leute nach ihr gefragt, aber niemals eine Antwort bekommen. Sie werfen den Kopf ein wenig hintenüber und schnalzen mit der Zunge, was in der sicilianischen Geberdensprache etwa dasselbe sagen will, als wenn wir abwehrend die Achsel zucken.

Die Regierung thut augenscheinlich ihr Möglichstes zur Hebung der Insel. Sie baut Eisenbahnen und Straßen, sie legt eine Menge Schulen an und bringt Ordnung in alle städtischen Verhältnisse. Sie hat einen umfassenden Sicherheitsdienst organisirt und — wie oben gesagt — in jede kleine Stadt Garnisonen gelegt, während sie die sicilischen Rekruten an's Festland schickt. Wenn diese Leute zurückkommen, haben sie Ordnung gelernt, sprechen sie italienisch, können sie lesen und schreiben. So wird die Zahl der Analphabeten, welche jetzt etwa 90 Prozent der Bevölkerung ausmacht, sich schnell verringern.

Das Schwierigste für die Regierung — so sagen mir kundige Männer — ist, geeignete Beamte zur Ausführung ihrer Reformen zu finden. Die eingebornen Sicilianer wagen es nicht, energisch aufzutreten, sie fürchten sich vor der Rache der Mafia. So bleibt nichts übrig, als Beamte vom Festlande herüber zu schicken. Diese kennen wieder die Sprache und die Verhältnisse nicht. Nachdem

sie sich eine Zeit lang, ohne etwas auszurichten, abgemüht haben, sind sie des Aufenthaltes auf der ihnen fremdartigen Insel müde und suchen sie, wie die Offiziere, möglichst bald wieder fortzukommen. Uebrigens werden alle andern Reformen — so sagt man mir — nicht im Stande sein, die Insel wesentlich zu heben, wenn es nicht gelingt, die jetzigen unseligen Pachtverhältnisse gänzlich umzugestalten. Wie das aber geschehen könne, ohne in das Eigenthumsrecht einzugreifen, ohne geradezu eine sociale Revolution in's Werk zu setzen, weiß Niemand zu sagen.

Mit der öffentlichen Sicherheit auf der Insel ist es nicht so schlecht bestellt, als man bei uns annimmt. Ich sage das nicht, weil man uns auf unserm Wege um die ganze Insel niemals ein Haar gekrümmt hat. Das könnte ja ein glücklicher Zufall sein. Ich sage das, weil die faktischen Raub- und Mordfälle, im Procentsatze zu der Bevölkerung wenig größer sind als in andern Ländern. Wird einmal ein Fremder in Sicilien beraubt, so schreibt man darüber in allen Zeitungen und vergißt dabei, daß nur zu häufig im Thiergarten bei Berlin oder auf den Hamburger Wällen ähnliche Unthaten verübt werden.

Nach den übereinstimmenden Aussagen der Carabinieri, deren ich manche darum befragt, giebt es auf der Insel keine eigentlichen Räuberbanden. „Wir haben in Sicilien keine banditi, sondern nur ladri, (Strolche)" sagen sie, „es giebt schon deshalb keine Banden weil es gänzlich an Wäldern fehlt, in denen sie sich verbergen könnten. Zur Zeit treiben sich leider einige vogelfreie Verbrecher, entsprungene Zuchthäusler, im Lande umher, bald hier bald dort. Diese werben sich zu irgend einer speziellen Unthat Helfershelfer, welche nachher wieder in ihre Häuser zurückkehren. Die augenblicklichen Zustände in dem Distrikt von Girgenti sind Ausnahmezustände."

Sicilien wird von Ausländern außerordentlich wenig bereist. Die Fremden besuchen nur Palermo und die Ostküste von Messina

bis Syrakus, allenfalls Girgenti, wohin man von Palermo quer durch die Insel mit der Eisenbahn und Post in einem Tage gelangen kann. Nur ganz wenige Touristen verlieren sich an die übrige Küste und in das Innere der Insel. Man kann die Zahl derselben genau kontrolliren. In den meisten Städten kommt nur ein Albergo in Frage. Die Wirthe müssen bei hoher Strafe ein genaues Fremdenregister führen. Da sie ferner mit den fremden Gästen gern renommiren, so kann man sicher annehmen, daß in einem solchen Register wirklich die Namen aller Touristen zu finden sind, welche die Stadt durchzogen haben. Nun — ich habe manche dieser Listen durchgeblättert, und höchstens im Jahre ein Dutzend ausländischer Namen gefunden, darunter zwei bis drei deutsche.

Es wird nicht so bleiben. — Wie lange wird es dauern, so wird Sicilien von Eisenbahnen durchzogen und umgeben sein. Dann wird sich der Strom der Reisenden über die ganze Insel verbreiten. Die Schönheit des Landes, die griechischen Ruinen, die Fülle historischer Erinnerungen, das herrliche Klima wird sie zu Tausenden anlocken. Dann werden eiserne Brücken die Flüsse überspannen, durch welche wir uns eine Furth suchen mußten, dann saust der Zug in wenigen Minuten durch die mächtigen Vorgebirge, welche unsre Maulthiere langsam überkletterten. An Stelle der kleinen elenden Schenken werden prachtvolle Gasthöfe entstehen; gravitätische Kellner mit weißen Kravatten führen die Gäste zur reich besetzten Table d'hôte, wo uns ein altes Mütterchen Maccaroni und zähe Ziegenkotelettes bereitete.

Bequem wird das Alles sein, sehr bequem, aber der Zauber welcher jetzt über Sicilien liegt wird gebrochen sein. Ich preise mich glücklich, daß ich die Insel noch kennen lernte, ehe sie der „Civilisation" und dem Schwarm der Reisenden anheim fiel. Keiner von ihnen wird wissen, wie selig es war, durch dies herrliche Land zu reiten, wie köstlich einsam der Weg am Meeresstrande, wie wonnig die Rast auf der sonnigen Bergeshalde! Besser habe ich

nie geschlafen als in den kleinen Wirthshäusern auf den Bretterbetten, besser hat mir niemals etwas geschmeckt, als die Maccaroni al burro und der spottbillige Landwein nach langer Tagereise, frischer und fröhlicher war mir nie zu Muthe, als da wir Morgens zum Thore hinausritten, den Bergen, den Thälern, dem Meere entgegen!

Nun ist sie zu Ende diese herrliche Reise. Schon habe ich ein Billet für das Dampfschiff, welches morgen nach Neapel fährt, in der Tasche.

Ob meine Briefe geeignet sind, ein einigermaßen deutliches Bild von dem Reize Siciliens zu geben, weiß ich nicht. Nimm sie nachsichtig auf, wie sie einmal sind. Wenn Du gesehen hättest in welchen Spelunken, an wie wackeligen und schmierigen Tischen ich manche geschrieben habe, wenn Du wüßtest, wie viel Energie ich zu andern Zeiten nöthig hatte, um trotz der Lockungen der Freunde und des schönen Wetters schreibend im Zimmer zu bleiben, Du würdest mich loben, daß ich überhaupt Briefe in Sicilien zu Stande gebracht habe.

Mein Nächstes vom Festlande.

XXXXV.

Terni, den 27. März 1876.

Du magst Dich wundern, daß dieser Brief mit „Terni, den 27. März" beginnt, während mein letzter mit „Palermo den 14." schloß. Von Palermo nach Terni ist ein großer Sprung, und daß ich Dir fast vierzehn Tage lang nicht schreibe, bist Du nicht gewohnt. Zur Erklärung habe ich zu sagen, daß ich inzwischen in Neapel und Rom war. Ich hatte nicht den Muth wieder anzufangen mit Schilderungen aus diesen Städten. Dazu kam, daß ich — wenigstens in Neapel — unlustiger Stimmung war: der Katzenjammer nach dem sicilischen Rausche. Nun will ich Dir aber doch, um den Faden meines Reiseberichtes nicht ganz fallen zu lassen, wenigstens summarisch mittheilen, wie es mir ergangen.

Am 15. Mittags fuhren Halliers und ich von Palermo ab. Wir blieben auf Deck, so lange wir noch Etwas von der Insel erblicken konnten, und sahen uns wehmüthig an, als die letzten Berge mit dem Meere und dem Himmel zusammenflossen.

Am 16. Morgens kamen wir in Neapel an. Unsre Absicht war, einen Tag auszuruhen und dann nach Capri zu fahren, aber das Wetter machte uns einen Strich durch die Rechnung. Vom Tage unserer Ankunft an war der Himmel bewölkt, bald traten Regen, Wind und Kälte ein, so daß an die Reise nach der Insel nicht zu denken war. Der Vesuv lag dicht unter Schnee, ja sogar in den Straßen Neapels war es einmal auf eine Stunde weiß. Wie sehnten wir uns nach dem sommerlichen Sicilien zurück!

Ich habe Unglück mit Capri. Nur wenige Stunden bin ich dort gewesen, im Januar 75. Als ich ein zweites Mal, von Amalfi aus, hinüber wollte, wäre ich beinahe an der felsigen Küste gescheitert. Nun wurde wieder Nichts daraus.

Wir brachten unsre Zeit in Neapel so gut hin, als es ging, besahen Kirchen und Museen, aßen viel Austern und Eis und freuten uns gegenseitig, in guter Gesellschaft zu sein. Auch Freund G. war inzwischen von Acireale über Messina eingetroffen. An dem leidlichsten Tage machten wir einen Ausflug nach Pozzuoli und Bajä.

Der Vesuv gewährte die ganze Zeit über einen prachtvollen Anblick. Eine mächtige Rauchwolke, viel stärker, als ich sie im vorigen Jahre sah, quoll aus dem Krater hervor. Mitunter war sie orangefarbig, wie von Feuer durchglüht. Man erwartete einen Ausbruch und wir waren egoistisch genug, ihn sehnlichst herbei zu wünschen.

So gingen sechs Tage in's Land, da schien das Wetter sich aufzuklären. Meine Freunde beschlossen, nach Sorrent zu fahren und wo möglich von dort Capri, Amalfi und Salerno zu erreichen. Meine Zeit war indessen um, ich durfte mich auf diese Tour, welche voraussichtlich sechs Tage in Anspruch nahm, nicht mehr einlassen, wenn ich zur versprochenen Zeit zu Hause eintreffen wollte. So mußte es denn leider geschieden sein. Wir fuhren fast gleichzeitig zum Bahnhofe hinaus, die Freunde nach Süden, ich nach Norden. „Auf baldiges Wiedersehen in Hamburg" konnten wir uns tröstlich zurufen.

Am selben Abend traf ich in Rom ein. Nur einen Tag wollte ich eigentlich diesmal in der heiligen Stadt bleiben, aber dabei blieb es nicht. Ich traf im Albergo della Minerva Herrn Pelat und seine Frau aus Brüssel, dieselben, mit welchen ich im vorigen Winter so manche frohe Stunde in Rom verlebte. Sie begrüßten mich überaus gütig und freundschaftlich.

Daß ich unter diesen Umständen einige Tage zugab, wirst Du begreifen. Aus einem wurden vier. Wo ließe man sich wohl auch lieber festhalten als in Rom!

Die Zeit verstrich höchst angenehm. Das Wetter war schön und wir machten herrliche Spazierfahrten innerhalb und außerhalb der Stadt. Einmal waren wir sogar am Nemisee in den Albaner Bergen.

Auch in anderer Hinsicht waren diese Tage interessant. Pelats waren eng befreundet mit der Prinzessin Biscari und ihrer Schwester aus Catania, welche gleichfalls in der „Minerva" wohnten. Goethe spricht ausführlich von dem prachtvollen Palast der Biscari in Catania, von den Kunstschätzen, die er dort gesehen und der freundlichen Aufnahme, welche ihm seitens der Besitzer geworden.

Um der Prinzessin ihre Aufwartung zu machen, kamen Abends manche der ersten Männer Rom's in unser Hôtel. So gerieth ich ganz ohne mein Zuthun in einen hocharistokratischen Kreis. Gestern Abend war ich mit Pelats und der Prinzessin im Theater, um die „Tochter der Madame Angot" zu hören.

Heute Morgen riß ich mich von Rom los, höchst ungern. Aber ich muß doch Wort halten und mich jetzt ernstlich auf den Heimweg machen. Nun bin ich in Terni. Der kleine Ort liegt in einem weiten von der Nera durchströmten Thal. Etwa zwei Stunden oberhalb der Stadt ergießt sich der Velino in einem wundervollen Wasserfall in das Nerathal. Mit Recht ist dieser Fall hoch berühmt. Gewaltige Wassermassen stürzen in drei Absätzen etwa 270 Meter die steile Bergwand hinab. Die umgebenden Felsen und das ganze Thal sind von großer Schönheit. Ich traf es besonders günstig, der Fluß war übervoll und eine helle Sonne glitzerte auf den tosenden Wasserwogen. Weithin zieht der Wasserstaub das Thal hinab, schöne Regenbogen spannen sich darüber hin, durch welche hindurch man Alles in magischem Lichte erblickt.

Nachmittags kam ich in den Gasthof zurück, aber meines Bleibens war da nicht. Ich war der einzige Gast, eine tiefe Schwermuth überfiel mich. Die Trennung von Pelats, welche ich vielleicht nie oder im günstigen Falle erst nach langer Zeit wieder sehe, der nahe bevorstehende Abschied von dem schönen Italien, die geschäftlichen Sorgen, welche zu Hause meiner warten, die völlige Einsamkeit in welcher ich mich befand — alles das drückte mich nieder. Ich lief wieder vor's Thor, da spielte eine Anzahl junger Burschen Boccia. Ich besann mich nicht lange und spielte mit, bis es dunkel wurde. Siehst Du — das ist Wanderleben! Heute im prachtvollen Hôtel, morgen in einer elenden Schenke. Heute in der Loge der Prinzessin, morgen mit den Bauernjungen auf der Landstraße Boccia gespielt!

Assisi, den 28. März.

Von Terni nach Assisi fährt man in wenigen Stunden. Auf beiden Seiten der Bahn fruchtbares Land, schöne Bergketten, uralte Städte malerisch auf den Höhen und an den Abhängen gelegen.

Assisi verdankt seinen Ruhm dem heiligen Franciskus. Derselbe, 1182 geboren, der Sohn des reichen Kaufmannes Pietro Bernadone, entsagte in der blühendsten Jugend dem leichtsinnigen Leben, das er bis dahin geführt hatte, gab all sein Gut den Armen und der Kirche und stiftete den nach ihm benannten Orden der Franciskaner Bettelmönche. Mag man über Mönche und Klosterleben denken wie man will, aus seiner Zeit heraus beurtheilt, kann man dem Franz von Assisi die größte Achtung nicht versagen. Rücksichtslos und ganz folgte er dem, was er für richtig und wahrhaft christlich erkannt hatte, seine Thaten blieben nirgend hinter der Idee zurück, die in ihm lebte. Er hatte vollauf den Muth seiner Meinung. Seine Lehre zündete gewaltig und war von größtem Einfluß auf die Gestaltung der katholischen Kirche.

Das unmittelbar nach Franciskus Tode erbaute große Kloster

des Ordens ist noch vorhanden. Auf gewaltigen Grundmauern am Berge gelegen fesselt es schon von Weitem den Blick des Ankommenden. Mit dem Kloster verbunden ist eine Kirche, welche in dem abhängigen Terrain in drei Geschossen übereinander gebaut ist. Sie ist mit vielen Fresken geschmückt, welche kunstgeschichtlich von höchstem Werthe sind. Ich kann mich hier auf Einzelnes nicht einlassen, es möge Dir genügen zu hören, daß die Hauptwerke von Cimabue und Giotto herrühren, wenn auch nicht sicher festgestellt ist, wie weit ihre Betheiligung bei der großen Anzahl von Bildern geht. Crowe und Cavalcaselle sagen über diese Fresken unter Anderem:

„An den Arbeiten namenloser Künstler verfolgen wir den Werdegang einer neuen Kunstrichtung bis sie, die alte Hülle abstreifend, in jugendlich verheißungsvoller Gestalt vor uns tritt. In Assisi allein kann man Giotto's erste Schritte beobachten und hier ist es auch, wo er sein Höchstes leistet."

Daß ich meine Augen gut aufgemacht habe, kannst Du Dir wohl denken. Leider ist das Studium dieser Bilder einigermaßen schwierig, theils sind sie sehr zerstört, theils ist die Beleuchtung so ungünstig, daß man das Wichtigste kaum sehen kann.

In Assisi befindet sich auch die schöne Vorhalle eines Tempels der Minerva, welcher in eine Kirche umgewandelt ist. Es war der erste antike Tempel, den Goethe in Italien zu Gesicht bekam und er spricht mit Enthusiasmus von ihm. In der That ist es ein reizender kleiner Bau korinthischer Ordnung.

Perugia, den 30. März.

Perugia liegt herrlich auf einem mäßig hohen Berge im Tiberthale. Das Terrain der Stadt ist sehr uneben, man steigt beständig auf und nieder. Ueberall malerische alte Paläste und Häuser, durch deren Arkaden man entzückende Aussichten auf die grünen umbrischen Berge genießt.

Der Kunstfreund folgt in Perugia natürlich vor Allem den Spuren Raphaels und seines Lehrers Pietro Vanucci, genannt il Perugino. Aber auch die älteren umbrischen Meister: Benedetto Bonfigli, Niccolò Alunno und andre sind für meine Empfindung sehr anziehend. Ihren Werken hat Raphael manches schöne Motiv entlehnt. Ihnen allen ist der Zug großer Lieblichkeit und Bescheidenheit eigen, welcher Raphaels frühe Madonnen auszeichnet.

Von Vanucci sind noch viele Werke in Perugia erhalten. Das bedeutendste sind wohl seine Fresken in der Sala del Cambio, einem Zimmer des alten Rathhauses, bei welchen Raphael geholfen hat.

In der kleinen Kapelle San Severo befindet sich Raphaels erste Freske, Gott Vater mit drei Engeln und mehreren Heiligen. Die letzteren sind sehr schön gemalt und erinnern auffallend an die Figuren in dem oberen Theile der Disputa.

Die reichste und interessanteste Kirche Perugia's ist San Pietro dei Casinensi. In ihr befinden sich werthvolle Bilder der verschiedensten Meister, das Sehenswertheste aber ist das Schnitzwerk an den Chorstühlen. Unter den vielen vorzüglichen Holzarbeiten, die ich in Italien gesehen, scheinen mir diese Chorstühle den ersten Rang einzunehmen. Sie sind — wie man sagt — nach Zeichnungen Raphaels von einem Stephano di Bergamo geschnitten. Der Reichthum, die Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Ornamente ist bezaubernd. Möchten doch unsre Möbelfabrikanten ihre Zeichner hierher schicken, es giebt nichts Reizenderes als diese Zierformen der reifen Renaissance.

Ein günstiges Schicksal hat mir auch für die letzten Tage in Italien gute Reisegesellschaft gegeben: zwei französische Edelleute und die Frau des einen, feine vornehme Leute, Aristokraten vom reinsten Wasser. Ich traf sie schon in Assisi und fuhr mit ihnen hierher. Gestern Abend nach dem Diner gingen wir zusammen spazieren. Als wir zurückkehrten fanden wir im Speisezimmer des Gasthofes eine Anzahl junger Herren aus Perugia, welche sich mit

Guitarrespielen und Singen vergnügten. Auf unser Bitten fuhren sie fort mit ihrem Musiziren. Das gespendete Lob und die Gegenwart der schönen fremden Dame spornten sie an, sie sangen und spielten ihre besten Sachen. Besonders entzückte uns ein bildhübscher junger Mann mit kokettem Schnurrbart und schneeweißen Zähnen. Mit weicher melodischer Stimme, mit hinreißendem Ausdruck sang er uns italienische Liebeslieder. Du hättest das lebhafte Mienenspiel und die graziösen Geberden sehen sollen, mit welchen er seine Lieder vortrug. Romeo, wie er leibt und lebt. Da wirken diese italienischen Kompositionen denn allerdings ganz anders, als wenn sie Jemand bei uns, ernsthaft und feierlich mit dem Notenblatte neben dem Klavier stehend, zum Besten giebt.

Florenz, den 1. April.

Mein letzter Tag in Italien! Ein warmer köstlicher Sommertag. Der Himmel wolkenlos, die ehrwürdigen altersgrauen Paläste von mildem Sonnenlichte umspielt, der Arno hell glitzernd.

Vormittags führte ich meine liebenswürdigen französischen Reisegenossen umher. Sie kannten Florenz noch nicht, sie wollten die allerwichtigsten Dinge zum ersten Male sehen, ich zum letzten Male. So konnten wir gut mit einander gehen.

Nachmittags verabschiedete ich mich von ihnen, und ging hinauf zur Piazza di Michelangelo. Da lag das herrliche weite Thal weit ausgebreitet vor mir, Florenz mit seinen unzähligen Kirchen, Thürmen und Palästen, die wonnigen Gärten ringsum, die fruchtbaren Bergabhänge, die leuchtenden weißen Villen. Mir wurde weich zu Sinn. Ich soll nun scheiden von diesem Lande, das mir in kurzer Zeit eine liebe Heimath geworden ist. Heute Abend führt mich der Kourierzug davon, nach Norden, nach Deutschland. Nun sah ich zum letzten Male weit über italienisches Land, ich wußte, wenn die Sonne sich senkt, so ist auch dieser letzte herrliche Blick dahin.

Träumend saß ich da, die ganzen letzten Jahre zogen mir durch die Seele. Da lag ich wieder krank und schwach im Bette, da zog ich wieder über den Gotthard. Genua, la Spezia, Florenz. Die ersten großen Eindrücke. Ich sah mich wieder in meinem Stübchen sitzen, einsam mit meinen Büchern und doch glücklich. Da, vor mir, dicht beim Pitti war es. Dann die Tage in Neapel, das Meer und die paradiesische Landschaft. Die Zeit in Rom, so ernst die Tagesarbeit, so gesellig und froh die Abende. Eine vornehme Existenz. Das war doch die wichtigste Zeit. — Dann wieder Tage der Berufsarbeit zu Hause, sie kommen mir unglaublich kurz vor, ich war nur halb daheim, meine besten Gedanken waren auch damals in Italien. — Zum zweiten Male ging ich über die Alpen. O Malcesine, du liebes kleines Nest, wie freundlich empfingst du den rückkehrenden Wanderer! Dann kam Venedig, da saß ich wieder fleißig bei den Büchern, ganz für mich. Es folgte die Reise durch Norditalien nach Mailand, eine kunstwissenschaftliche Reise, belehrend, anregend über die Maaßen — aber eine kalte, kalte Wintertour. Und dann — unvermittelt — der köstlichste warme Sommer, die seligen Tage in Sicilien. O, schönes Land, du Perle unter den Inseln, dein Bild steht für immer in meinem Herzen!

Ich danke Italien meine Genesung. Aber das ist es nicht, was mich dieses Land so lieben läßt, das hätte ja am Ende Algier oder Madeira auch besorgt. Ich danke ihm weit mehr. Mir hat Italien — um es mit Grimm's schönen Worten zu sagen „zur Genesung verholfen aus der unruhigen Hast des Lebens." Ich kehre zurück ein Anderer, als der ich gegangen. Man sagt ja, Italien sei die Hochschule für reife Menschen. Nun wohl, ich bin fleißig gewesen und bringe mein Theil mit heim. Neue Ideenkreise haben sich mir erschlossen, in denen zu leben eine Wonne ist. Sie bieten mir in Zukunft eine sichere Zuflucht vor den Armseligkeiten des Lebens, wie immer sich dessen äußere Umstände gestalten mögen. Ich habe ein köstliches Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit ge-

wonnen, wie ich es nie vordem gekannt, und hege die frohe Zuversicht, daß es mir für alle Zeit bleiben wird!

Niemals wurde ich mir dieses Gewinnes so bewußt wie heute auf der Piazza di Michelangelo, da ich noch einmal überschlug, was mir in Italien zu Theil geworden. Mehr und mehr wurden meine Gedanken freudig und zuversichtlich und als die Sonne nieder sank und die Schatten sich über das weite Thal lagerten, da ging ich still und froh nach Hause. Ich weiß eben, wie viel ich mitnehme, das tröstet mich über den Abschied.

Es wird ja hoffentlich auch nicht für immer geschieden sein. Wiederum habe ich aus der Fontana Trevi getrunken und meinen Soldo hineingeworfen. Sollten mir die Götter nicht noch einmal Wort halten?

Morgen Abend bin ich in München. Dort eine Nachtruhe, dann fahre ich direkt zu Dir. So folge ich diesem Briefe fast auf dem Fuße nach, Du liebe alte Mutter, dann wollen wir uns in die Arme schließen und ein fröhliches Wiedersehen feiern!

Register über beide Bände.

A.

Abendmahl, Lionardo da Vinci's. Mailand. II. 145.
Acireale. II. 218—228.
Acqua Sola. Genua. I. 21. II. 152.
Aeschines, Statue. Neapel. I. 158.
Aetna. II. 206, 210, 219, 223, 236.
S. Agnese. Rom. I. 218.
S. Agnese fuori le mura. Rom. I. 235.
Agosta. II. 218.
S. Agostino. Padua. II. 102.
Agrippina, Statue. Florenz. I. 73.
Agrippina, Statue. Neapel. I. 158.
Airolo. I. 8.
Ajax und Patroklos. Florenz. I. 64.
Akademie in Florenz. I. 111.
Akademie in Venedig. II 66.
Akrae. II. 209.
Akragas. II. 193.
Alba longa. I. 244.
Albaner Berge. I. 187, 195, 242. II. 21.
Albaner See. I. 244.
Albani, Villa. Rom. I. 253.
Albano. I. 245.
Alcamo. II. 173.
Alessi. Galeazzo. I. 14.
Alexanderbüste. Florenz. I. 75.
Allerseelentag in Genua. I. 21.
Altichiero. II. 98, 100.
Alunno. Niccolò. II. 248.
Amalfi. I. 174. 179.
S. Ambrogio. Mailand. II. 141.
Amphitheater in Pozzuoli. I. 149.
Amphitheater in Verona. II. 32.
Amor, der bogenspannende, Statue. Vatikan. I. 228.
Amor und Psyche. Rom. I. 186. II. 14.
Amras, Schloß. II. 42.
Anapus, Fluß. II. 213.
Andermatt. I. 6.
Andrea del Sarto. I. 49.
Angelico, Fra, da Fiesole. I. 52, 76, 102, 190. II. 28.
S. Annunziata. Florenz. I. 86.
S. Annunziata. Genua. I. 17.
Antinous, Statue. Kapitol. I. 193.
Antinous, Statue. Neapel. I. 159.
Antinous, Statue. Vatikan. I. 222.
Antinous, Büste. Vatikan. I. 223.
Antiquitätenhandlungen in Venedig. II. 86.
S. Antonio. Padua. II. 98, 100, 103.
Antonius, der Heilige. II. 103.
S. Apollinare in Classe. Ravenna. II. 127.

S. Apollinare Nuovo. Ravenna. II. 126, 130.
Apollino, Statue. Florenz. I. 72.
Apollo von Belvedere. Vatikan. I. 223.
Araceli, Kirche. Rom. II. 104.
Archäologisches Institut. Rom. I. 188.
Arethusa, Quelle. Syrakus. II. 212.
Ariadne, Statue. Vatikan I. 225.
Ariccia. I. 245.
Aristides, Statue. Neapel. I. 158.
Arno. I. 44, 45, 47, 61.
Arnolfo del Cambio. I. 63, 78, 200.
Arnothal. I. 107. II. 249.
Arsenal, Venedig. II. 79.
Assisi. II. 246.
Athletenstatue. Florenz. I. 73.
Atrani. I. 173.
Atrio del Cavallo. I. 144, 161.
Atrio del Torso. Vatikan. I. 228.
Aurelianische Mauer. Rom. I. 196. 200.
Avenza. I. 40.

B.

Baden. I. 4.
Bagaria. II. 236.
Balbi, Palazzo. Genua. I. 15, 16.
Banco, Nanni di. I. 121.
Bandinelli. I. 63, 81.
Banditen, die sicilianischen. II. 199. 201. 240.
Baptisterium. Florenz. I. 82.
Baptisterium. Pisa. I. 50.
S. Barbara von Palma Vecchio. II. 68.
Bargello. Florenz. I. 122.
Bartolomeo, Fra. I. 104.
Basiliken, die römischen. I. 47, 213. II. 4.
Battipaglia. I. 167.
Bazzi (il Sodoma). II. 30.
Belici, Fluß. II. 188.
Bellinzona. I. 10.
Bellini, die Schule der. II. 67.
Biscari, Palazzo. Catania. II. 245.
Blumenmädchen in Florenz. I. 100.
Boboli, Garten. Florenz. I. 84.
Bologna. II. 107—116.
Bologna, Giovanni da. I. 49, 65. 122. II. 107.
Bonfigli, Benedetto. II. 248.
Bonifazio Venetiano. II. 134, 140.
Borghese, Villa. Rom. I. 253.
Borgo. Rom. I. 219.
Borromeische Inseln. I. 10. 12.
Botanischer Garten in Padua. II. 104.
Braccio nuovo. Vatikan. I. 229.
Brenner. II. 34, 42.
Brera. Mailand. II. 140.
Breviarium Grimani. Venedig. II. 83.
Brignole-Sale, Palazzo. Genua. I. 15.
le Brun, Madame. I. 93.
Brunelleschi. I. 78, 80, 85. II. 7.
Büstenzimmer im Vatikan. I. 226.
Byzantinischer Styl in Italien. I. 234, 240. II. 54, 92, 124, 162.

C.

H. Cäcilie, von Raphael. Bologna. II. 116.
Caffarelli, Palazzo. Rom. I. 189. 245.
Calatafimi. II. 174.
Calzajuoli, Via dei. Florenz. I. 120.
Camaldoli. I. 143.
Cambio, Arnolfo del. I. 63, 78. 200.
Cambio, Sala del. Perugia. II. 248.

Campagna, die römische. I. 183, 187, 195, 197, 201, 248. II. 9.
Campanile in Florenz. I. 81, 107.
Campanile in Pisa. I. 51.
Campanile in Venedig. II. 56, 60, 97.
Campanische Ebene. I. 143, 144.
Camposanto. Pisa. I. 52.
Canale grande. Venedig. II. 91.
Canicatti. II. 201.
Canova. I. 224.
Cappella Palatina. Palermo. II. 163.
Cappella dei Principi. Florenz. I. 118.
Carabinieri, die italienischen. II. 200, 240.
Caracci, die Schule der. II. 115.
Carrara. I. 40. Die Marmorberge. I. 31.
Casa Tarpeia. Rom. I. 188, 216.
Casino's, die sicilischen II. 226.
Castellamare, bei Neapel. I. 144, 166.
Castellamare, auf Sicilien. II. 174.
Castel dell' Ovo. Neapel. I. 142, 153.
Castel Gandolfo. I. 244.
Castelvetrano. II. 184.
Castro Giovanni. II. 225.
Catania. II. 218, 224.
Cavallari, Professor. II. 186.
Cefalu. II. 235.
Cellini, Benvenuto. I. 65.
Cerda. II. 236.
Ceres, Statue. Vatikan. I. 222.
Certosa di Bologna. II. 110.
Charfreitag in Rom. I. 250.
Chiaja. Neapel. I. 142. 154.
Chiesa del Redentore. Venedig. II. 90.
Chioggia. II. 72.
Christus, von Fra Bartolomeo. Florenz. I. 105.
Christus, von Michelangelo. Rom. I. 185.
Cimabue. I. 49, 98. II. 247.
Cione, Andrea di, (Orcagna). I. 53, 98, 121.
Civitali, Matteo. I. 17.
Civitavecchia. I. 137. II. 156.
Colin, Alexander. II. 41.
Conca d'oro. Palermo. II. 159.
Correggio. II. 132.
Corso. Rom. I. 185, 217, 232.
Cortile di Belvedere. Vatikan. I. 223.
Cosmaten, die. II. 6.
S. Croce. Florenz. I. 93, 98.
Cuba. Palermo. II. 160.
Cyane, Quelle. Syrakus. II. 214.
Cyklopeninseln. II. 221.

D.

David des Michelangelo. Florenz. I. 63, 110, 111.
Diana, Statue. Vatikan. I 229.
Dionysos und Ampelos. Florenz. I. 74.
Dogenpalast. Venedig. II. 76.
Dom von Cefalu. II. 235.
Dom von Ferrara. II. 105.
Dom von Florenz. I. 78.
Dom von Mailand. II. 138.
Dom von Monreale. II. 159, 162.
Dom von Murano. II. 90.
Dom von Orvieto. II. 27.
Dom von Pisa. I. 47.
Dom von Siena. II. 29.
Dom von Syrakus. II. 212.
Domplatz von Florenz. I. 78.
Domplatz von Pisa. I. 46.
Domenichino. II. 115.
Donatello. I. 121. II. 7.
Don Luigi la Rosa. II. 187.
Donna la Baccicia. II. 179, 183.
Donna Maria Chiarella. II. 190.

E.

Ebenen, die italienischen. II. 109.
Eber, von Marmor. Florenz. I. 75.
S. Elmo. Neapel. I. 139, 144.
Enna. II. 225.
Engelsbrücke. Rom. I. 218.
Engelsburg. Rom. I. 185, 218.
Eremitani, Kirche. Padua. II. 98.
Eros, Statue. Vatikan. I. 225.
Eryx. II. 178.
Etruskische Alterthümer in Bologna. II. 114.
Etschthal. II. 43.
Euryalus, Fort. Syrakus. II. 214.

F.

Faido. I. 8.
Farnesina, Villa. Rom. I. 186. II. 14.
Faun, der tanzende. Florenz. I. 72.
Favarra. II. 201.
Fechter, der sterbende. Rom. I. 192.
S. Felice-Kapelle. Padua. II. 100.
Ferrara. II. 105.
Fiesole. I. 107.
Fiesole, Fra Angelico da. I. 52, 76, 102, 190. II. 28.
Fiesole, Mino da. I. 121.
Findung Moses v. Bonif. Venetiano. Mailand. II. 140.
„Flavio Gioja" der. I. 135.
Florenz. I. 61—133. II. 30, 249. Lage. 107. Treiben auf den Straßen. 99, 113, 116. Rückschau. 127.
Flüelen. I. 4.
Fontana Trevi. Rom. II. 23.
Forum Romanum. I. 186, 207
Francesco Francia. II. 114.
Franciskus, der heilige. II. 246.
Franklin, Statue. Rom. I. 254.
Frascati. I. 242.
Frühchristliche Kunst. I. 237 ff. II. 119 ff.
Fuorigrotta. I. 148.

G.

Gabinetto delle Maschere. Vatikan. I. 226.
Gärten, die italienischen. I. 251.
Galatea, Raphaels. Rom. II. 17.
Galla Placidia's Grabmal. Ravenna. II. 119.
Galleria dei Candelabri. Vatikan. I. 230.
Galleria Lapidaria. Vatikan. I. 229.
Galleria delle Statue. Vatikan. I. 225.
Galleria degli Uffizi. Florenz. S. Uffizien.
Galleria Vittorio Emanuele. Mailand. II. 137.
Ganymed, Statue. Rom. I. 227.
Gardasee. II. 44, 50.
Gemäldesammlungen in Rom. II. 18.
Genua. I. 13—22. II. 151—155. — Der alte Stadttheil. I. 13.
Genzano. I. 244.
Ghetto. Rom II. 3.
Ghiberti. I. 82, 121.
Ghirlandajo, Domonico. I. 99.
Giardino pubblico in la Spezia. I. 32.
Giglio, Insel. I. 136.
Giotto. I. 52, 78, 81, 93—98. II. 98, 247.
S. Giorgio. Padua. II. 98. 100.
S. Giorgio Maggiore. Venedig. II. 90.
Giovanni da Bologna. I. 49, 65, 122. II. 107.
Giovanni da Udine. I. 231.
S. Giovanni Florenz. I. 82.
S. Giovanni Evangelista. Ravenna. II. 122.
S. Giovanni degli Eremiti. Palermo. II. 164.
S. Giovanni in Fonte. Ravenna. II. 122.

S. Giovanni e Paolo. Venedig. II. 90.
Girgenti. II. 192–199.
Giulio Romano. I. 231.
Glasindustrie in Venedig. II 84.
Goethe, in Florenz. I. 65, 118, in Rom 227, 235. II. 13, in Malcesine. II. 44, in Padua 104, in Ferrara 105, in Palermo 169, in Catania 245, in Assisi 247.
Gondeln, die venetianischen. II. 52.
St. Gotthard. I. 5—7.
Gossensaß. II. 42.
Gothischer Styl in Italien. I. 79, 94. II. 6, 76, 92.
Gozzoli, Benozzo. I. 52. 56.
Griechischer Baustyl. I. 169. II. 194.
Grottaferrata. II. 21.
Grotta di Posilipo. I. 147.
Grotte der h. Rosalia. Palermo. II. 169.
Guercino. II. 115.
Guido Reni. I. 15. II. 115.

H.

Hades, Büste. Vatikan. I. 222.
Hadrians Villa bei Tivoli. II. 11.
Herkulaneum. I. 162.
Herkules, der Farnesische. Neapel. I. 157.
Herkules und Kakus. Florenz. I. 63.
Hermes, Statue. Kapitol. I. 193.
Hermes, Statue. Vatikan. I. 223.
Hildebrand, Adolph. I. 119.
Hölle, die. Fresko. Pisa. II. 55.
Hohenstaufengräber. Palermo. II. 167.
Hospenthal. I. 6.
Hunde, von Marmor. Florenz. I. 75.
Hunde, von Marmor. Vatikan. I. 223.
Hypsas, Fluß. II. 193.

J.

Jens Key. I. 170.
Innsbruck. II. 34, 41.
Innthal. II. 34, 42.
Jonas. Statue. II. 1.
Ischia. I. 140, 144, 151.
Isola Bella. I. 10.
Isola Madre. I. 12.
Juno Barberini. Vatikan. I. 222.
Jupiter v. Otricoli, Büste. Vatikan. I. 222.

K.

Kaiserbüsten. Florenz. I. 74.
Kaiserfora. Rom. I. 211.
Kaiserpaläste. Rom. I. 207, 210.
Kaiser's Geburtstag in Rom. I. 245.
Kandelaber aus dem Hause Barberini. Vatikan. I. 225.
Kapitol. Rom. I. 186, 188, 207.
Kapitolinisches Museum. I. 192.
Kapitolinische Venus. I. 192.
Kapuzinerkloster. Palermo. II. 165.
Karakallathermen. Rom. I. 211.
Katakomben in Neapel. I. 164.
Katakomben in Rom. I. 235.
Katakomben in Syrakus. II. 217.
Kauffmann, Angelica. I. 93.
Kleomenes. I. 71.
Kirchheimbolanden. II. 33.
Kirchhof in Bologna. II. 110.
Kirchhof in Genua. II. 152.
Kirchhof in Mailand. II. 143.
Königsschloß in Palermo. II. 164.
Kolosseum. Rom. I. 186, 210.
Kolumbus, Statue. Rom. I. 254.
Konkordiatempel, Girgenti. II. 194.
Konstantinsbasilika. Rom. I. 208, 209.
Konstantinsbogen. Rom. I. 186, 210.
Kreugas u. Damoxenus, Statuen. Vatikan. I. 224.

Kreuzabnahme von Fra Bartolomeo. Florenz. I. 104.
Krüger, Eugen. II. 168, 170.
Künstlermodelle. Florenz. I. 120.
Künstlermodelle. Rom. I. 247.
Künstlerverein in Rom. I. 203.

L.

Lago Maggiore. I. 10.
Lagunen, die, von Venedig. II. 62, 75, 97.
Landhäuser, italienische. I. 24, 37. II. 109.
Laokoon. Vatikan. I. 223.
Lateran. Rom. I. 247.
Latomieen, die, von Syrakus. II. 216.
Lava bei S. Sebastiano. I. 161.
Lava bei Catania. II. 224.
Leichenzug in Florenz. I. 101.
Leichenzug in Pisa. I. 45.
Leichenzug in Venedig. II. 87.
Lentini. II. 218.
Lerici. I. 39.
Licata. II. 203.
Lido, Venedig. II. 53.
Limone. II. 48.
Lionardo da Vinci. I. 91, 92. II. 145.
Liparische Inseln. II. 232.
Livorno. I. 133. II. 155.
Löwen, die, vor dem Arsenal in Venedig. II. 79.
Loggia dei Lanzi. Florenz. I. 64.
Loggien, die, Raphaels. Vatikan. II. 8, 14.
S. Lorenzo in Florenz. I. 110, 117.
S. Lorenzo in Genua. I. 17.
S. Lorenzo in Mailand. II. 141.
Luca della Robbia. I. 81, 125.
S. Lucia. Neapel. I. 140, 152.
Ludovisi, Villa. Rom. I. 254.
Luna, das alte. I. 29.
Lung' Arno. Florenz. I. 61.
Lung' Arno. Pisa. I. 44.
Lysippos. I. 75. 229.

M.

Maccaluba. II. 196.
Madama, Villa. Rom. I. 231.
Madonna del' Baldachino, v. Raphael. I. 106.
Madonna di Foligno, v. Raphael. II. 18.
Madonna dei Rucellai, v. Cimabue. I. 98.
Madonna di S. Luca, Kirche. Bologna. II. 108.
Mafia, die, in Sicilien. II. 239.
Magadino. I. 10.
Magni. II. 147.
Mailand. II. 134—148.
Malcesine. II. 44—49.
Mantegna. II. 32, 98, 102.
Marcellustheater. Rom. II. 4.
S. Marco. Florenz. I. 102.
S. Marco. Venedig. II. 54, 88.
Marc Aurel's Säule. Rom. I. 184.
Marc Aurel's Standbild. I. 186.
S. Maria dell' Arena. Padua. II. 98.
S. Maria del Ammiraglio. Palermo. II. 164.
S. Maria di Carignano. Genua. I. 16.
S. Maria del Carmine. Florenz. I. 127.
S. Maria del Fiore. Florenz. I. 78, 107.
S. Maria Formosa, Venedig. II. 68.
S. Maria dei Frari. Venedig. II. 90.
S. Maria delle Grazie. Mailand. II. 145.
S. Maria dei Miracoli. Venedig. II. 90.

S. Maria sopra Minerva. Rom. I. 185, 190. II. 7.
S. Maria Novella. Florenz. I. 93, 98.
S. Maria del Popolo. Rom. II. 1, 8.
S. Maria Rotonda. Rom. I. 206.
S. Maria della Salute. Venedig. II. 56, 91.
S. Maria della Spina. Pisa. I. 44.
S. Maria in Trastevere. Rom. II. 3.
Marino. I. 244.
Marionettentheater, Venedig. II. 57.
Markusbibliothek, Venedig. II. 83.
Markuskirche, Venedig. II. 54, 88.
Markusplatz, Venedig. II. 65, 69.
Markusthurm, Venedig. II. 56, 60, 97.
Marsala. II. 179.
Martorana, Palermo. II. 164.
Masaccio. I. 98, 127.
Maskenball in Palermo. II. 168.
Masolino. I. 98.
Massa. I. 161.
S. Matteo. Genua. I. 18, 19.
Matthäus v. Michelangelo. Florenz. I. 112.
Mauerwerk, antikes. I. 150, 212.
Maximilians Grab in Innsbruck. II. 41.
Mazzara. II. 184.
Medici, die. I. 67, 81, 103, 117.
Medicäergräber, Florenz. I. 117.
Mellini, Villa. Rom. I. 231.
Memling, Hans. II. 83.
Menfrici. II. 189.
Mergellina, Neapel. I. 146, 154.
Merkur, der fliegende, von Giovanni da Bologna. I. 122.
Messerschleifer, der, Statue. Florenz. I. 72.
Messina. II. 232.
Michelangelo. I. 63, 72, 91, 98, 110, 112, 117, 185, 188. II. 14.
Michelangelo's Grab. I. 98.
Michelozzo. I. 63.
Milazzo. II. 233.
Minervatempel, Assisi. II. 247.
S. Miniato sul Monte, Florenz. I. 108.
Misericordia. II. 224.
Modena. II. 131.
Modica. II. 206.
Molo di Girgenti. II. 192.
Monreale. II. 159, 162, 172.
Monte Argentaro. I. 136.
Monte Catalfano. II. 236.
Monte Cavallo. I. 183.
Monte Cavo. I. 244.
Monte S. Giuliano. II. 178.
Monte Mario. I. 231.
Monte Nuovo. I. 148.
Monte Pellegrino. II. 157, 159, 169.
Monte Pincio. I. 185.
Monte Rosso. II. 227.
Monte Somma. I. 144, 161.
Monte Testaccio. I. 200.
Monteverde. I. 254.
Mosaikarbeiten, Florentiner. I. 115.
Mosaiken in S. Marco. Venedig. II. 88.
Mosaiken, die frühchristlichen und byzantinischen. I. 239. II. 119, 163, 235.
Mosquito's, die. I. 32.
München. II. 35, 39.
Muranesen, die. II. 67.
Murano. II. 84.
Murazzi, die. Venedig. II. 62, 74.
Museo Chiaramonti. Vatikan. I. 228.
Museo Correr, Venedig. II. 66.
Museo Capitolino. Rom. I. 192.
Museo nationale. Florenz. I. 122.
Museo nationale. Neapel. I. 142, 157.
Museo Pio Clementino. Vatikan. I. 228.
Musikalische Begabung der Italiener. II. 78.

N.

Nanni di Banco. I. 121.
Narciß, Bronze. Neapel. I. 159.
Neapel. I. 139—179. II. 243.
— Lage I. 141. Klima I. 146. Leben auf den Straßen I. 152.
Nemi I. 244.
Nemisee. I. 244.
Nerathal. II. 245.
Nicolauskapelle. Vatikan. I. 191.
Nicolosi. II. 227.
Nil, Statue. Rom. I. 229.
Niobiden, die. Florenz. I. 123.

O.

Orcagna. I. 53, 98, 121.
Orsanmichele, Florenz. I. 121.
Ortygia. II. 215.
Orvieto. II. 27.
Osterfestlichkeiten in Rom. I. 246.

P.

Padua. II. 97—105.
Paestum. I. 168.
Palagonia, Villa bei Palermo. II. 236.
Palatinische Hügel, der. Rom. I. 207, 210.
Palastarchitektur in Bologna. II. 116, in Florenz. I. 114, in Genua. I. 15, in Venedig. II. 92.
Palazzo Balbi. Genua. I. 16.
Palazzo Biscari. Catania. II. 245.
Palazzo Brignole-Sale. Genua. I. 15.
Palazzo Caffarelli. Rom. I. 189. 245.
Palazzo Pitti. Florenz. I. 85, 90.
Palazzo della Ragione. Padua. II. 104.
Palazzo Ricardi. Florenz. I. 114.
Palazzo Ruffuli. Ravello. I. 174.
Palazzo Strozzi. Florenz. I. 114.
Palazzo Vecchio. Florenz. I. 63.
Palazzo di Venetia. Rom. I. 186.
Palazzolo. II. 209.
Palermo. II. 157—172, 237.
Palladio. II. 50, 90.
Pallavicini, Villa. Pegli. II. 154.
Palma di Goethe. Padua. II. 104.
Palma Vecchio. II. 67, 68,
Palo. I. 138.
Pantheon. Rom. I. 184, 187, 190, 206.
S. Paolo. Parma. II. 133.
S. Paolo fuori le mura. Rom. I. 199.
Papyrusstauden. II. 213.
Parma. II. 132.
Partinico. II. 173.
Patti. II. 234.
Pegli. II. 153.
Perin del Vaga. I. 49.
Perseus v. Benv. Cellini. Florenz. I. 65.
Perseus v. Canova. Vatikan. I. 224.
Perugia. II. 247.
Perugino, il. II. 248.
Peschiera. II. 50.
S. Peter. Rom. I. 16, 185, 187, 198, 246, 249. II. 8.
Pferde, die über dem Portal von S. Marco. Venedig. II 80.
Phokassäule. Rom. I. 209.
Piazza Colonna. Rom. I. 184, 232.
Piazza delle Erbe. Verona. II. 32.
Piazza di S. Marco. Venedig. II. 65, 69.
Piazza di Michelangelo. Florenz. I. 109. II. 31, 249.
Piazza Navona. Rom. I. 218.
Piazza di S. Pietro. Rom. I. 219.
Piazza del Popolo. Rom. I. 185.
Piazza dei Signori. Verona. II. 32.
Piazza della Signoria. Florenz. I. 61. 63.

Piazetta. Venedig. II. 87, 90.
Pietà des Michelangelo. Rom. I. 188, 198.
S. Pietro dei Casinensi Perugia. II. 248.
S. Pietro in Montorio. Rom. I. 187.
S. Pietro in Vaticano. Rom. I. 16, 185, 187, 198, 249.
S. Pietro. Porto Venere. I. 26.
Pisa. I. 44—57.
Pisano, Andrea. I. 82.
Pisano, Giovanni. I. 52.
Pisano, Niccolò. I. 50. II. 29.
Pitti, Palazzo. Florenz. I. 85. 90.
Pizzofalcone, Neapel. I. 153.
Platens Grab. II. 217.
Pompeji. I. 155, 160. 166.
Pompejanische Wandgemälde. I. 160.
Pompejanische Geräthe. I. 161.
Ponte di Mezzo, Pisa. I. 44.
Ponte Molle. Rom. I. 231.
Ponte Sisto. Rom. I. 186.
Ponte Vecchio. Florenz. I. 61.
Pontone. I. 174.
Ponzainseln, die. I. 144.
Porta, Guglielmo della. I. 17.
Porta di S. Isaia. Bologna. II. 110.
Porta S. Lorenzo. Rom. II. 9.
Porta Ostiensis. Rom. I. 199, 200.
Porta del Popolo. Rom. I. 232.
Portici. I. 140.
Portikus der Octavia. Rom. II. 4.
Porto Empedocle. II. 192.
Porto Venere. I. 24, 42.
Portus Lunae. I. 29.
Poseidonbüste. Vatikan. I. 223.
Poseidontempel. Paestum. I. 168. II. 194.
Posilipo. Neapel. I. 140, 154.
Posilipo, Grotta di. I. 147.
Pozzuoli. I. 144, 147, 155.
Praxiteles. I. 72, 124, 226.
Predigten, italienische. I. 18, 80, 250.
Procida. I. 140, 144, 151.
Protestantischer Kirchhof. Rom. I. 200.
Psyche. Statue. Neapel. I. 159.

R.

Ragusa. II. 206.
Raphael. I. 91, 92, 106, 186, 190. II. 1, 8, 14, 17, 18, 116, 140, 248.
Raphaels Grab. Rom. I. 190.
Ravello. I. 173.
Ravenna. II. 117—131.
Renaissance in Rom. II. 7.
Reni, Guido. I. 15. II. 115.
Reußthal. I. 5.
Rialtobrücke, Venedig. II. 92.
Ricardi, Palazzo. Florenz. I. 114.
Richter, Ludwig. I. 126.
Ringer, die beiden. Florenz. I. 72.
Riviera. I. 21, 23. II. 153.
Riva. II. 44.
Robbia, Luca della. I. 81, 125.
Rocca di Papa. I. 243.
Römerbauten, die alten. I. 149, 206.
Rom. I. 183.—II. 25, 244. Topographische und historische Notizen. I. 195. Zerstörung der alten Stadt. I. 213. Das moderne Rom. I. 216. Die Gemäldesammlungen. II. 18
Romano, Giulio. I. 231.
Rossinitheater. Venedig. II. 87.
Routen nach Italien. I. 10.
Ruffuli, Palazzo. Ravello I. 174.
Casa Tarpeia. Rom. I. 188, 216.

S.

Saarbrücken. II. 35.
Sabiner Berge. I. 187, 195, II. 9.
Sabinerinnen, Raub der, Gruppe. Florenz. I. 65.
Sagrestia nuova. Florenz. I. 117.
Sala degli Animali. Vatikan. I. 223.

Sala della Biga. Vatikan. I. 230.
Sala del Cambio. Perugia. II. 248.
Sala a Croce greca. Vatikan. I. 221.
Sala delle Muse. Vatikan. I. 223.
Sala rotonda. Vatikan. I. 221.
Salerno. I. 167, 172.
Salone. Padua. II. 104.
Sansovino, Andrea. I. 17, 84. II. 8.
Sanvitale, die Familie. II. 134.
Sarcathal. II. 43.
Sarkophage, antike. I. 225.
Sarkophage, frühchristliche. I. 237.
Sarto, Andrea del. I. 49.
Savonarola. I. 63, 103.
Scala, bei Amalfi. I. 174.
Scala sancta. Rom. I. 248.
Scaligergräber. Verona. II. 32.
Schaber, der, Statue. Vatikan. I. 229.
Schellenberg. II. 42.
Sciacca. II. 190.
Scrovegnikapelle. Padua. II. 98.
S. Sebastiano. I. 161.
Segesta. II. 175.
Selinunt. II. 185.
Serapistempel, Pozzuoli. I. 149.
S. Severo, Perugia. II. 248.
Sicilien. II. 157—242. Allgemeines über die Zustände des Landes. II. 237 ff.
Sicilische Sagen. II, 212, 214, 220.
Sicilisch-normanischer Styl. II. 162.
Siena. II. 29.
Sienesische Schule. I. 52. II. 30.
Signorelli, Luca. II. 28.
Sixtinische Kapelle. Rom. II. 14.
Skopas. I. 124.
Skulptur, die antike. I. 69, 71 ff.
Skulptur, die frühchristliche. I. 237 ff.
Skulptur der Renaissance. I. 121.
Skulptur, die moderne italienische. I. 41, 254.
Sodoma, il. (Bazzi.) II. 30.
Solfatara. Pozzuoli. I. 151.
Soracte, der I. 227.
Sorrento. I. 166.
Sottomarina. II. 74.
Spanische Treppe. Rom. I. 247.
Spezia, la. I. 21—43. Der Golf 24, 27, 30. Lage 23. Klima 23. moderne Bauten 31. Sprachlehrer 33. Theater 34. Umgegend 35. Vegetation 23, 36.
Sposalizio, Raphaels. II. 140.
Squarcione. II. 101.
Stanzen, die. Raphaels. II. 8, 14.
Stanza di Ruggiero. Palermo. II. 164.
Sterbende Fechter, der. Rom. I. 192.
Stier, der Farnesische. Neapel. I. 158.
Straßenleben, italienisches. I. 8, 14, 25, 39, 141, 152. II. 2, 19, 65, u. a. O.
Stromboli. II. 233.
Strozzi. Palazzo. Florenz. I. 114.
Syrakus. II. 211.

T.

Tabularium. Rom. I. 207.
Tänzerin, Statue. Vatikan. I. 227.
Tageszeiten, die, Statuen v. Michelangelo. Florenz. I. 110, 117.
Taormina. II. 229.
Tauben, die, in Venedig. II. 63.
Teatro della Canobbiana. Mailand. II. 142.
Teatro olimpico. Vicenza. II. 51.
Teatro Rossini. Venedig. II. 87.
Teatro della Scala. Mailand. II. 142.
Tempel des Antoninus u. d. Faustina. Rom. I. 208.
Tempel der Juno Lucina. Girgenti. II. 194.
Tempel der Konkordia. Girgenti. II. 194.

Tempel der Minerva. Assisi. II. 247.
Tempel des Poseidon. Paestum. I. 168. II. 194.
Tempel zu Segesta. II. 175.
Tempel zu Selinunt. II. 185.
Tempel zu Tivoli. II. 11.
Theater zu Segesta. II. 175.
Theater zu Syrakus. II. 216.
Theater zu Taormina. II. 229.
Theater zu Tuskulum. I. 243.
Theodorichs Grabmal. Ravenna. II. 122.
Theodorichs Palast. Ravenna. II. 123.
Thusnelda, Statue. Florenz. I. 65.
Terni. II. 245.
Terranova. II. 204.
Tiber, der. I. 186, 195.
Tibur. II. 9.
Ticinothal. I. 8, 9.
Titusthermen. Rom. I. 211.
Tivoli. II. 9.
Toledo. Neapel. I 141.
Torre del Greco. I. 140.
Torso, der Vatikanische. I. 228.
Toskanisch-romanischer Styl. I. 48. 108.
Trajansforum. Rom. I. 211.
Trajanssäule. Rom. I. 186, 211.
Transfiguration, Raphaels. II. 18.
Trapani. II. 177.
Trastevere. II. 2.
Tremosine. II. 48.
Tribuna. Florenz. I. 69.
Trient. II. 43.
S. Trinita dei Monti. Rom. I. 201.
Triumphbogen des Konstantin. Rom. I. 186, 210.
Triumphbogen des Septimius Severus. Rom. I. 209.
Triumphbogen des Titus. Rom. I. 186, 209.
Triumph des Todes. Fresco. Pisa. I. 53.
Tuskulum. I. 243.
Tyndaris. II. 234.

U.

Udine, Giovanni da. I. 231.
Uffizien. Florenz. I. 67. — Entstehung der Sammlung. I. 68. Tribuna. I. 69. Die Antiken. I. 69, 71 ff. Die Gemäldesammlung. I. 90.
Universität in Bologna. II. 113.
Universität in Padua. II. 104.
Urner Loch. I. 6.
Ustica. II. 157.

V.

Vaga, Perin del. I. 49.
Val d'Ispica. II. 206.
Valle dei Molini. I. 174.
Van Dyck. I. 15.
Vanucci, Pietro. II. 248.
Vasari, Giorgio. I. 68, 90.
Vatikan. I. 191, 203, 219 ff.
Velino, der. II. 245.
Venedig. II. 52 – 97. — Lage. II 61. Die Straßen. II. 65. Die Lagunen. II. 62. 75.
Venus von Capua. Neapel. I. 158.
Venus Kallipygos. Neapel. I. 158.
Venus, die Kapitolinische. Rom. I. 192.
Venus, die kauernde. Rom. I. 227.
Venus, die Mediceische. Florenz I. 71.
Venus in Syrakus. II. 213.
Verona. II. 31.
Verrocchio, Andrea del. I. 81, 121.
Vesuv. I. 142, 143, 155. II. 244.
Via sacra. Rom. I. 209.
Via Tiburtina. Rom. II. 9.
Vicenza. II. 50.
Vierwaldstädter See. I. 4.

Vietri. I. 179.
Villa Albani. Rom. I. 253.
Villa Borgheſe. Rom. I. 253.
Villa d'Eſte. Tivoli. II. 12.
Villa Farneſina. Rom. I. 186. II. 14.
Villa des Hadrian bei Tivoli. II. 11.
Villa Ludoviſi. Rom. I. 254.
Villa Madama. Rom. I. 231.
Villa Mellini. Rom. I. 231.
Villa Palagonia bei Palermo. II. 236.
Villa Pallavicini. Pegli. II. 154.
Villa Reale. Neapel. I. 146, 153.
Villa Rotonda bei Vicenza. II. 51.
Vinci, Lionardo da. I. 91, 92. II. 145.
S. Vitale. Ravenna. II. 124.
Vittoria. II. 205.
Vivarini, die Schule der. II. 67.

W.

Weihnachtsfeier in Florenz. I. 86.
Weihnachtsfeier in Ravenna. II. 130.
Weltgericht, Fresco in Piſa. I. 55.
Wilhelmshöhe. I. 3.

Z.

S. Zaccaria. Venedig. II. 90.
S. Zenone Maggiore. Verona. II. 32.
Zeus von Otricoli, Büſte. Vatikan. I. 222.
Ziſa. Palermo. II. 161.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Druckfehler des ersten Bandes.

S. 17 Ueberschrift lies Annunziata statt Annunziato.
" 22 Z. 2 v. o. " Mentone statt Montone.
" 77 " 16 v. o. " sind statt ist.
" 96 " 9 v. u. " nehmen statt nimmt.
" 158 " 19 v. o. " der statt er.
" 175 " 17 v. o. " Correggio statt Coreggio.
" 192 " 2 v. o. und Ueberschrift lies Capitolino statt Kapitolino.
" 231 Ueberschrift lies Villa Madama statt Villa Madonna.

Druckfehler des zweiten Bandes.

S. 80 Z. 6 v. u. lies Sportsman statt Sportsman.
" 102 Ueberschrift " Eremitenkirche statt Eremiten.
" 127 Z. 8 v. o. " einem statt ihrem.
" 130 " 1 v. o. vor behält lies lang.
" 132 und 133 Ueberschrift lies Correggio statt Corregio.
" 141 Ueberschrift und Z. 4. v. u. lies Sant' Ambrogio statt San Ambrogio.

LEGATORIA
TAVIAN
06.9149756